Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek

H. Ehrlich.

Novellen.


Deutsche Hand-und Haus-
Bibliothek
Aus der
Bibliothek
von
Collection Spemann.

Inhalt der bereits erschienenen Bände.

I. Deutsche Litteratur.

51 **Amyntor, Gerhard v.,** Drei Küsse.
Unter diesem pikanten Titel vereint der durch seine originelle Schreibweise und den tiefen sittl. Gehalt seiner Schriften sich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u. Form fesselnde Erzählungen.

21 **Anzengruber, L.,** Feldrain u. Waldweg.
Eine Reihe künstlerisch in sich abgerundeter Erzählungen sind in dies. Bande vereinigt u. geben ein anschauliches Bild v. d. Können des Autors.

9 **Arnim, L. Achim v.,** Die Kronenwächter.
Der dichterische Zauber, welchen diese Blüte der Romantik auf den Leser ausübt, entspringt der glücklichen Vereinigung einer objektiven Darstellung mit ausgeprägter Subjektivität.

5 **Becker, August,** Auf Waldwegen.
Diese von kräftigem Tannenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle fesselt besond. durch d. prächtige Schilderung der landschaftl. Szenerie.

4 **Biernatzki, J. C.,** Die Hallig od. die Schiffbrüchig. a. dem Eiland i. d. Nordsee.
Eine ernste, von religiösem Geiste getragene Schilderung des Lebens und Treibens auf der Hallig. Klassisch sind die eingeflocht. Naturbilder.

54 **Briefe d. Elisab. Charlotte von Orleans 1673—1715.** Ausg. v. L. Geiger.
Eine der treffendsten Schilderungen von den Verhältniss. u. Person. am Hofe Ludwigs XIV., aus d. Feder ein. d. geistreichst. Frauen ihrer Zeit.

20. 26 **Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Boxberger.
Eines der schönsten Vermächtnisse des unvergängl. Dichterpaares, die lautersten Offenbarungen über die Beziehungen der großen Geister zu einander und zu ihrer Zeit, das unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45 **Byr, Robert,** Der heimliche Gast.
Diese Erzählung des „österreich. Spielhagen“ gehört zu den originellsten Arbeiten des gefeierten Romanschriftstellers, der hier in engem Rahmen all seine Vorzüge zeigt.

39 **Elbe, A. v. d.,** Lüneburger Geschichten.
In nuce zeigt sich in diesen kleinen Kabinettsstückchen echter Erzählungskunst das reiche Talent der gemütstiefen Verfasserin.

25 **Engel, J. J.,** Herr Lorenz Stark.
„Ein Charaktergemälde“ nennt der Verf. sein Werk, u. mit Recht: der Held ist ein Charakter, das Urbild eines echten deutschen Bürgers!

1 **François, Luise v.,** Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen

49 — — Judith, die Kluswirtin.
Der 1. Band, v. J. Kürschner eingeleitet, umfaßt zwei durch liebenswürd. Humor wie treffliche Landschaftsschilderungen gleich ausgezeichnete Erzählungen, welche die Judith an Plastik und Charakterisierung noch zu übertreffen sucht.

47 **Galen, Ph.,** Der Pechvogel u. a. Erzähl.
Der berühmte Romancier gibt in diesen Erzähl. drei m. viel Laune geschrieb. amüsante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

22 **Hauff, Wilh.,** Lichtenstein.
Von dem besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrh. die mit Recht beliebteste Erzählung, welche auf histor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeschichte sich abspielen läßt.

60 **Humboldts** Briefe a. e. Freundin Bd. I.
Briefe voll tiefer, ernster Gedanken, losgelöst von allem Privaten und Stofflichen, einzig zu dem Zwecke geschrieben, eine unglückl. Frau über die Misere des Lebens zu erheben und in das Reich der Ideale, des unvergänglichen inneren Glückes einzuführen.

2 **Immermann, Karl,** Der Oberhof.
Ein Werk wie „der Oberhof“, das gesündeste und deutscheste Idyll echten Volkslebens, bedarf keiner weiteren Empfehlung.

7 **Junghans, S.,** Die Erbin wider Willen.
Die Verf. des „Haus Eckberg“ ist ein Liebling der besseren Lesewelt, welche auch mit Freuden diesen Band begrüßt hat; die Redaktion ließ bereits einen zweiten Band:

53 — — Hella Jasmund u. andre Erzähl. folgen, d. stofflich u. formell jenem gleichwertig ist.

58 **Ludwig, J.,** Mein Großoheim u. A.
Einfachheit in der Darstellung, wie zarte Charakterzeichng. werden der Verf. viele Freunde besond. unter dem schönen Geschlechte erwerben.

35 **Möllhausen, Balduin,** D. Leuchtturm am Michigan und a. Erzählungen.
Das Wort Platens: „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls“ könnte das Motto der Möllhausenschen Erzählgn. sein. Ueberall Leben und Handlung, frische und farbensatte Schilderung.

18 **Platters, Th.,** Leben. Hrsg. v. H. Düntzer.
Hochinteressantes u. kulturhistorisch wichtiges Memoirenwerk eines durch Nacht zum Licht gelangten Mannes, der es vom Ziegenhirten bis zum Rektor der latein. Schule in Basel brachte.

37 **Ring, Max,** Frauenherzen.
Zwei tief empfundene kleine Novellen, aus dem Herzensleben der Frau, ihrem Irren und Erkennen, Leiden und Siegen, auf dem Hintergrunde gut getroffener gesellschaftlicher Zustände.

27 **Schmidt, Max,** Die Miesenbacher.

57 — — Glasmacherleut'.
Diese packenden Erzählungen aus dem bayer. Dorfleben zeichnen sich durch ergreifende Handlung, urwüchsige Kraft u. treue Wiedergabe wirkl. Verhältnisse v. a. Dorfgeschichten vorteilhaft aus.

13 **Schücking, L.,** Etwas auf d. Gewissen.
Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrh. u. sittl. Ernst sind die hauptsächlichst. Vorzüge der Werke Schückings, des westfäl. „Walter Scotts“.

41 **Schultes, C.,** Maigela.
Eine ergreifende Herzensgeschichte auf dem Hintergrunde der vorzüglichen Schilderung eines verderbten kleinstaatlichen Hofes des vor. Jahrhunderts. Gust. Freytag hat dieselbe ein „Gewitter in Worten“ genannt.

15 **Silberstein, Aug.,** Hochlandsgeschichten.
Erfrischende u. herzstärkende Bilder aus Naturleben der Hochlandsbewohner bietet hier der Verf. d. „Dorfschwalben“. Gleich M. Schmidt ein Meister in der Darstellung ländl. Verhältnisse.

52 **Stillings, Heinrich,** Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
Der Verfasser dieser Autobiographie genoß, wie bekannt, Goethes besondere Gunst, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erste Abteilung in Druck gab.

44 **Trencks, Fr. v. d.,** Merkw. Lebensgesch.
Selten haben die Schicksale eines Menschen so lebhaftes und allgem. Interesse erregt, wie die Trencks, dessen Lebensbeschreibung eine Fülle interessanter Momente darbietet.

48 **Voß, Richard,** San Sebastian.
Ein neuer Roman von dem mehrfach preisgekrönten Verf. gehört zu den Büchern seltenheiten. Das Werk ist eine Musterleistung landschaftlicher und feinster psychologischer Schilderung.

31 **Wächter, O.,** Vehmgerichte u. Hexenproc.
Verf. hat es verstanden, ein lebensgetreues Bild

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Post 1 M. 25.

v. jenen traurig. Zeiten zu entwerfen. Sein Bestreben war, das Wahre v. d. Falschen zu trennen.

43 **Wächter, Oskar,** Altes Gold in deutschen Sprüchwörtern.
Neben dem berühmt. Werke v. Wander wird diese Sammlung von Sprüchwörtern dem oft ausgesprochenen Wunsch nach einer derartig. Arbeit in engeren Grenzen vollständig entsprechen.

36 **Weber, Karl Julius,** Demokritos. Ausgew. von P. Moritz.
Höchst unterhaltendes Buch mit einer unerschöpflichen Fülle von Witz, Humor, Ironie, guten Einfällen und köstlichen Anekdoten.

40 **Wessely, J. E.,** Deutschlands Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt.
Zur Empfehlung dieses auf gründlichen kulturhistor. Studien basierenden Werkes genügt die Inhaltsangabe: Minne, Brautstand u. Hochzeit. Aus alt. Burgen. Das Heim d. Bürgers. Aus Bauernhütten. D. Tafelfreud. Deutsch. Straßenleben. Bäder u. Badeorte. Festbelustigungen u. Schauspiele. D. Narrenwesen. Aus d. Rosenhag.

46 — — Deutschlands Lehrjahre. 2. Bd.: Weltl. Berufsarten: Des Handwerks goldener Boden. D. Handel. Rechtszustände u. Gerichtsverfahren. Die geh. Künste u. Wissensch. Aerztl. Praxis. D. edle Waidwerk. V. Altar u. aus der Klosterzelle. Universitäten und Studenten. Aus Künstlerwerkstätten. Zur letzten Ruhestätte.

56 **Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.**
Reichhaltigste Sammlung alles Dessen, was an Scherz und Humor vereinzelt vorkommt, als Unterhaltung und Kürzung müßiger Stunden, wie als Beitrag zur Erkenntnis deutschen Gemütes und Verstandes wertvoll.

55 **Wolzogen, C. v.,** Agnes von Lilien.
Dieser vortreffliche Roman der Schwägerin Schillers, der höchst ansprechende Schilderungen des deutschen Familienlebens enthält, wurde bei seinem ersten Erscheinen selbst von den beiden Schlegels für ein Werk Goethes gehalten.

24 **Wurm, W.,** Das Wasser.
In populär-wissensch. Weise belegt aus langjähr. Praxis der ärztl. Dirigent v. Bad Teinach Pindars Wort: „Das Beste ist das Wasser." Das Buch gehört in jede Hausbibliothek.

38 **Ziemssen, Ludw.,** Umwege zum Glück.
Sinnige anmutige Erzählung des beliebten Schriftstellers, der darin in ansprechendster Weise ein Vorkommnis modernen Lebens mit lebensfrischen Farben ausführt.

10. 11 **Zolling, Th.,** Reise um d. Paris. Welt.
Diese frischen, durchweg auf eigner Anschauung beruhenden Schilderungen geben ein getreues Bild des geistigen wie gesellschaftlichen Pariser Lebens unter der dritten Republik.

II. Griechische Litteratur.

109. 110 **Aeschylos,** I. Agamemnon. D. Choephoren. D. Eumeniden. II. D. Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus. Uebersetzt, mit Einl. u. Anmerk. v. Prof. Jak. Mähly.
D. hervorragendsten Werke d. großen Schöpfers der attischen Bühne gehören der Weltlitteratur an, deren Kenntnis bei jed. Gebildeten vorausgesetzt werden muß.

12. 104 **Homer,** I. Odyssee, II. Ilias, übers. v. J. H. Voß, m. Einl. v. Prof. J. Mähly.
Daß diese beiden unsterblichen Heldengesänge, welche in idealem Sinne längst ein Gemeingut des deutschen Volkes sind, auch thatsächlich ein Eigentum Aller werden, dazu soll diese wohlfeile Ausgabe hauptsächlich beitragen.

118 **Longos,** I. Daphnis u. Chloe. Uebers. u. mit Einl. von Franz Passow.
Der reizende Hirtenroman, welcher nach einer vortreffl. älteren Uebersetzung hier von neuem erscheint, ist nach einem Ausspruche Goethes „ein Meisterstück, worin Verstand, Kunst und Geschmack auf ihrem höchsten Gipfel erscheinen".

103 **Plato,** I. Verteidigungsrede des Sokrates. Krito. Phädo. Uebers. u. eingel. von Direkt. G. Heß.
Platos Philosophie spielt im modern. Geistesleben eine so hervorragende Rolle, daß es auch für den gebildeten Laien wünschenswert ist, den großen griechischen Denker kennen zu lernen.

113. 116 **Sophokles,** I. König Oedipus, Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Uebers. mit Einl. und Komm. von Dr. B. Pfannschmidt.
Diese Uebertragung will dazu beitragen, das Verständnis u. die Verehrung d. sophokl. Meisterwerke, der Vorbilder der deutsch. tragisch. Dichtungen, in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

III. Römische Litteratur.

107. 108 **Cäsar,** I. Denkwürdigkeiten über d. Bürgerkrieg. Uebers. mit Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Uebers. u. mit Einl. u. Komm. von Dr. Th. Gelbe.
Diese beiden Kardinalschriften Cäsars, welche bekanntlich die grundlegende Lektüre auf unsren Gymnasien bilden, erscheinen hier in einer originellen und sorgfältig komment. Uebersetzung.

115. 117. 119 **Cicero,** Uebers. mit Einl. u. Komm. v. Dr. P. Hellwig. I. 1. Rede geg. Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede geg. Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. d. höchste Gut.
Zweck dieser neuen Uebertragung ist es, in feinster Auswahl das Beste und allgemein Verständliche der Schriften Ciceros einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

112 **Nepos,** Lebensbeschreibungen. Uebers. m. Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann.
Diese Biographieen berühmt. Männer sind für d. Geschichtskunde d. Altertums höchst wertvoll u. zeichn. sich durch sittl. Ernst u. Unparteilichkeit aus.

111. 114 **Ovid,** „Die Verwandlungen." I. u. II. Bd. In Auswahl übers. v. J. H. Voß. Neubearb. u. eingel. von F. Leo.
Eminente Erzählungskunst u. formelle Grazie sichern dies. Lieblingsschriftsteller der alten Welt auch in unsrer modern. Zeit eine ewige Jugend.

105. 106 **Sueton,** Cäsarenbilder. I. Cäsar. Augustus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Vespasian. Titus. Domitian. Uebers. u. eingel. von Dr. Jos. Sarrazin.
Sine ira et studio entrollt der Verf. in seinen Cäsarenbildern die Charaktergemälde der röm. Weltbeherrscher, das Edelste wie d. Schrecklichste mit gleich objektiver Wahrheit darstellend.

101. 102. 120 **Tacitus,** I. Bd. Germania Agricola. Die Redner. II. Bd. Historien. III. Bd. Annalen. I. mit einer Einl.
Es wird d. deutsch. Volke Gelegenheit geboten, jenen großen röm. Historiker, der unsren Stamm gewissermaßen in d. große Weltgeschichte litterar. einführte, in trefflicher Uebers. kennen zu lernen.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Post 1 M. 25.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Novellen

aus dem Musikanten-Leben

von

H. Ehrlich

Mit einer Einleitung von Hans Ziegler

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Einleitung.

Für Roman wie Novelle gibt es wohl kaum einen anziehenderen Stoff als **Künstlergeschichten**. Ich erinnere an Goethes Wilhelm Meister, dessen Herumvagabundieren mit den Schauspielertruppen selbst auf uns Kinder des 19. Jahrhunderts, denen doch derartige von Ort zu Ort ziehende Thespiskarren eine fremde Erscheinung sind, so bestrickend wirkt, daß wohl jeder junge Mann die Zeiten durchlebt hat, in denen er von Herzen gern mit Wilhelm die Rollen vertauscht hätte. Eine Erklärung hierfür läßt sich meines Erachtens leicht finden; es ist im Grunde genommen derselbe Zug, der anders geartete Naturen für die Abenteuerlichkeiten eines Robinson schwärmen läßt. Der von Konvenienz und Sitte eingeengte Geist sehnt sich danach, die dem Künstlerstande nun einmal eigne gesellschaftliche Sonderstellung und Freiheit, wenn auch nur nachempfindend zu genießen. Andern ist es ein Genuß, der freien Entwickelung eines genialen Feuerkopfes nachzuspüren und ihm auf seinem oft dornigen oft rosenbestreuten Lebenspfade, eben gerade **weil** er von der breiten Landstraße seitab biegt, zu folgen.

In dem Künstler steckt ein gewisses undefinierbares Etwas, das ihn heraushebt aus der großen Menge und ihn als einen Liebling der Gottheit kennzeichnet, trotzdem er bei der Teilung der Welt scheinbar leer ausgegangen. Es ist doch etwas daran an der Himmelsgabe der Muse, von welcher Goethe singt:

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

Verallgemeinern wir diese letzte Zeile und setzen statt „Dichtung" **Kunst**, so haben wir, meine ich, den Schlüssel zu der Frage, weshalb den Künstler selbst ein Nabob beneiden muß, und eine Bestätigung des oben Gesagten, daß es kaum etwas Anziehenderes gibt, als in die intimsten Seelenstimmungen eines so von Gott Begnadeten einzudringen und an seinen Kämpfen mit der rauhen Wirk-

lichkeit und dem Philistertum, wie mit der inneren Schlange, heiße sie Ehrsucht, Wollust, Habgier, teilzunehmen.

Die erste der in diesem Bande vereinigten Künstlergeschichten aus der Feder des bekannten Musikästhetikers H. Ehrlich erweckt durch die wohlgelungene Gestaltung des an sich schon interessierenden Stoffes den regsten Anteil des Lesers. Das innere Leben des Helden, eines talentvollen Musikers, ist so wahr und tief nachempfunden, die gesellschaftlichen Zustände der Residenzstadt sind so nach dem Leben gezeichnet, die Fäden der Erzählung liegen trotz der scheinbaren Ueberfülle von handelnden und interessierten Personen so offen und klar vor uns, daß wir in dem Verfasser nicht nur den feinfühligen und idealen Musiker erkennen, wie den vorzüglichen Menschenkenner bewundern müssen, sondern vor allem seiner meisterhaften Gestaltungs- und Darstellungskraft unsre Anerkennung zollen. Wie scharf steht vor unserm Auge der nach und nach auf Abwege geratende Künstler, welcher verführt durch das zauberische Lächeln der Glücksgöttin Gefahr läuft, sich selbst, sein ideales Leben und somit alles zu verlieren. Wie lieblich erscheint uns das ganz in der Ferne gehaltene, nur durch kleine Züge — ich erinnere an den umwickelten Klingelklöpfel — gekennzeichnete Bild der Marie, der einzigen Seele unter den gebildeten und musikalischen Frauen der Erzählung, welche den göttlichen Funken in der Brust des geliebten Mannes erkennt und sein hohes ideales Streben versteht. — Ich vermöchte in der ganzen Novelle keinen Moment des Nachlassens zu bezeichnen, der Leser bleibt in Spannung bis zum Schluß, wo sich die Reinigung, die Katharsis des Helden in erquickendster Weise vollzieht. —

Auf ein andres Gebiet folgen wir Ehrlich in der frei und graziös gezeichneten Novelle „Auf der Konzertreise". Der Hauptreiz dieser mehr humoristisch gehaltenen Erzählung liegt meines Erachtens in der köstlichen Schilderung des Musikdilettantismus in einer Kleinstadt. Welche feine Charakterisierung der sogenannten „Kenner"; welche Realistik in der Schilderung des Konzertes, wo auf der einen Seite die „festgläubigen" Klassiker sitzen, „welche zu Händel, Bach, Haydn und Mozart schwören, Schumann als einen edel Irrenden schätzen und vor Wagner ein Kreuz schlagen" — auf der andern Seite „die Männer des Fortschritts, der Zukunftsmusik, in deren Mitte der junge Meister mit blassem Gesichte, langen Haaren und zu Boden gesenkten Blicken, wie ein in sich Versunkener, ein „Entrückter" — doch ich will nicht vorgreifen. — Den Mittelpunkt des Ganzen bildet eine höchst sympathische Persönlichkeit, ein junger Cellokünstler, der durch seine Ritterlichkeit und sein zauberhaftes Spiel sich im Sturm die Herzen aller erobert. Von seiner „Genialität" spricht wohl zur Genüge der eine Zug, daß er den Vater seiner Angebeteten, den er erst seit 3—4 Tagen kennt, in folgender Weise um die Hand seiner Tochter bittet:

„Herr Hauptmann, Sie können mir größeren Dank erweisen, als ich je zu verdienen imstande wäre."

„Wie so?"

„Geben Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter."

Ob sie der kühne Freier wirklich erhalten hat, verrate ich einem geneigten, aber vielleicht etwas neugierigen Publiko nicht. —

In „Leontine" tritt der Künstler, ohne den es, wie gesagt, in keiner der Novellen abgeht, etwas in den Hintergrund gegen das hellbeleuchtete Bild der ganz eigenartigen Frauengestalt; doch wenn auch räumlich der Bericht von Leontinens phantastischen, abenteuerlichen Lebensschicksalen den Löwenanteil der Erzählung in Anspruch nimmt, so ist der eigentliche Held doch der junge Komponist, der wie der Falter dem Licht der schönen geistreichen Frau zustrebt und trotzdem die sich ihm von selbst anbietende Hand des in ihrer Weise liebenden Weibes — ausschlägt, da die Rosenketten der Liebe auch seinen Genius mit Fesseln bedrohen.

In dem „Gründer wider Willen" reiht sich eine lustspielartige Verwickelung an die andre, wodurch der Leser von Seite zu Seite fast unwillkürlich mit fortgerissen wird, so daß ihm, wenigstens nach meiner Erfahrung, das die Illusion wie ein Theatervorhang aufhebende „finis" viel zu früh entgegenstarrt.

Das ist in kurzen Zügen die Quintessenz der vier Erzählungen, die dadurch eine die gewöhnliche Unterhaltungslitteratur überragende Bedeutung haben, daß sie die reifen und abgeklärten Urteile über Musik, ihre Aesthetik, Schulen und Strömungen eines gründlichen und gelehrten Fachmannes enthalten, die durch ihre überaus liebenswürdige und doch überzeugende Form sich halb unbewußt bei dem Leser einschmeicheln und so ohne Mühe sein geistiges Eigentum werden.

Bei jedem, der sich für diese Fragen näher interessiert, dürfte wohl der Wunsch rege werden, die „Musikästhetik"*) des Verfassers eingehend zu studieren. Auch für den Nichtfächmann ist das Buch geschrieben, jeder Gebildete wird ohne Mühe an der Hand eines so geistreichen, nie geistreichelnden Lehrers, der zu keiner Parteifahne geschworen, das Gute und Schöne allein als Norm anerkennt, in die Mysterien der hehren Himmelstochter „Musik" eindringen.

Die litterarische Kritik hat seiner Zeit die anonym erschienenen Werke „Abenteuer eines Emporkömmlings" und „Kunst und Handwerk" mit ungeheuchelter Freude begrüßt, als die Arbeiten eines geistvollen Mannes, dem „Uebertreibung, Schroffheit und Gemeinheit fern geblieben, während Schöngedachtes und Sinnigausgedrücktes, Charakter- und Geistvolles uns in seinen Werken in reichem Maße begegnet"**). In dem ersten Werke lernen wir Ehrlich als einen scharfen Beurteiler der Menschen und Verhältnisse kennen, der politische Korrespondent der „Allgem. Zeitung und der L'Indépen-

*) Die Musikästhetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Leipzig 1882.

**) Blätter für litterar. Unterhaltung, Jahrg. 1863, S. 146 f.

dance" zeigt sich als gewiegten Politiker, dessen scharfen durchdringenden Augen die Mißstände der damaligen deutschen Politik offen lagen und der den Mannesmut der freien Rede nicht nur für sein Recht, sondern für seine Pflicht erachtet. Die Verhältnisse waren mit solcher Sachkenntnis und Wahrheit charakterisiert, daß man längere Zeit hinter dem Anonymus eine hochstehende politische Persönlichkeit suchte.

In „Kunst und Handwerk" bewegt sich der Verfasser auf seiner eigentlichen geistigen Domäne: die Musikästhetik steht im Vordergrund und unbarmherzig zieht er eine scharfe Grenzlinie zwischen der wahren und der Afterkunst, dem Handwerk. Auch hier, wie in unsern kleinen Novellen, weiß Verfasser mit großem Geschick die Grundgedanken, deren Verfechtung ihm Hauptsache ist, in einem anziehenden Gewande vorzutragen und so den Leser nolens volens bis zur letzten Seite zu fesseln. Es liegen in der Schrift so unendlich viel praktische Lehren für den Musiker versteckt, daß jeder Jünger dieser edlen Kunst dieselben gelesen haben sollte; aber auch die Laien kommen nicht zu kurz, große Lebenserfahrung und außerordentlich ausgeprägtes Taktgefühl läßt den Autor jedem eine oder andre goldne Lebensregel mit auf den Weg geben.

Eine sehr wertvolle Gabe hat uns Ehrlich in seinem durchaus ernsten und philosophisch gehaltenen Buche „Lebenskunst und Kunstleben" geboten, in welchem er theoretisch und praktisch aus seinen reichen Erfahrungen und gründlichem Wissen heraus den Begriff der einzig wahren „Kunst zu leben" feststellt und auf das reale Leben in einzelnen überaus geistreichen Aperçüs Nutzanwendungen zieht.

Alfred Heinrich Ehrlich, von ungarischen Eltern abstammend, begrüßte das Licht der Welt am 5. Oktober 1822 zu Wien; seine geistige Ausbildung erhielt er auf einem Gymnasium seiner Vaterstadt; die schon früh zu Tage tretende musikalische Begabung ließ ihn den Vorzug genießen, von Thalberg und Sechter unterrichtet zu werden. Nach längerem, nur der Musik gewidmetem Aufenthalt in Bukarest erhielt Ehrlich einen Ruf nach Hannover, wo er als Hofpianist des verstorbenen Königs sich Ruhm und Ansehen, aber auch Menschen- und Weltkenntnis erwarb. Letztere befähigte ihn denn auch, als Politiker eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen, und längere Jahre hindurch als politischer Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" und der „L'Indépendance" thätig zu sein. — Anfangs der sechziger Jahre siedelte der inzwischen rühmlichst bekannt gewordene Schriftsteller nach Berlin über, wo er zur Zeit eine noch sehr mannigfaltige, vorwiegend kritisierende Thätigkeit entfaltet.

Hans Ziegler.

Kunst und Gunst.

Erstes Kapitel.

Allerlei Phantasien.

An einem hellen Februarmorgen saß Karl Fernau, ein talentreicher Komponist und Klaviervirtuose von etwa 30 Jahren, emsig arbeitend am Schreibtische. Seine freundlichen, ausdrucksvollen Züge waren belebt; auf der freien, von dunkelbraunen Locken umrahmten Stirne zeigten sich öfters die nicht düsteren Falten gespannten Denkens und die schönen, braunen Augen leuchteten manchmal wie heitere Melodien. Frau Haase, die Wirtin des Künstlers, hatte schon mehrere Male durch die Thürspalte gelauscht und nachgesehen, ob sie wohl das Frühmahl auftragen könnte; doch Fernau wandte die Augen nicht von der Arbeit; sie wußte, daß er durchaus nicht gestört sein wollte, und schlich wieder fort. Als es ihr aber doch zu lange währte, machte sie sich im „Salon“ (der Künstler bewohnte ein Schlaf-, ein Arbeits- und ein Empfangszimmer) zu schaffen, und hantierte so vernehmlich, daß Fernau sie hören mußte. Er stand vom Tische auf und sagte lächelnd: „Sie wollen mich gewiß an meinen Thee erinnern, liebe Frau Haase; haben Sie die Güte, ihn zu bringen, ich bin in der That hungrig.“

„Ja, Herr Konzertmeister,“ meinte die alte Frau, „es ist Zeit, halb neun hat's eben geschlagen, und Sie arbeiten gewiß schon lange; ich habe Sie vor Tagesanbruch im Zimmer auf und ab gehen hören.“

„Ich arbeite immer des Morgens am liebsten, wenn alles um mich noch so schön ruhig ist.“

Frau Haase brachte ein mit Eiern und kaltem Aufschnitte reichlich versehenes Theebrett und meldete: „Hier sind auch zwei Briefe. Mit dem einen, dem feinen und so schön riechenden, ist der Livreediener des Herrn Geheimrats von Felsten vor einer halben Stunde gekommen; er wollte gleich Antwort haben für sein gnädiges Fräulein, ich bedeutete ihm aber, der Herr Konzertmeister dürfe durchaus nicht gestört werden, wenn er komponiert; den andern hat fast zu gleicher Zeit ein junger Mensch gebracht, der meinte aber, ich solle ja warten, bis Sie ganz fertig wären; ich glaube, der bescheidene junge Mann war der Bruder des Fräulein Laßner.“

Fernau öffnete hastig den „feinen“ Brief und sagte zu gleicher Zeit: „Danke, liebe Frau Haase, daß Sie so wacker für meine Ruhe sorgen, bitte Sie aber auch zum hundertstenmal, mich nicht Herr Konzertmeister zu nennen, ich bin es nicht, und heiße Herr Fernau ganz kurzweg.“

„Ach!“ meinte die Alte, „Sie sind doch ein so berühmter Künstler und wollen gar keine Titel haben! Da über mir wohnte vor zwei Jahren ein königlicher Musikdirektor; als ich ihn eines Tages nur mit seinem Familiennamen ansprach, meinte er: Meine liebe Madame — Madame hat er mich genannt! — heißen thu' ich zwar Müller, aber sein thu' ich königlicher Musikdirektor, das merken Sie sich. Doch nun frühstücken Sie ordentlich, Sie sehen ja ganz verhungert aus.“

Fernau vernahm kein Wort von der Rede der guten, geschwätzigen Alten, er war vertieft in dem Schreiben des Fräulein von Felsten; dieses lautete: „Gestern war Komtesse Manoli, Hofdame der Prinzessin Joseph, bei uns; sie ist ganz entzückt von Ihren letzten Liedern, und wünscht sehnlichst, den gefeierten Komponisten, den sie bisher weder zu sehen noch zu hören Gelegenheit hatte, persönlich kennen zu lernen und ihm ihre Bewunderung auszudrücken. Sie weiß, daß ich Ihre Schülerin bin, und hat sich nun an Mama mit dem Ersuchen gewendet, daß sie einmal bei uns mit Ihnen musizieren könne. Ich bin nun von Mama beauftragt, unsre gemeinsame Bitte vorzubringen: daß Sie uns einen Abend bestimmen, an welchem Sie im vertrautesten Kreise eine Tasse Thee mit uns nehmen wollen. Wäre Ihnen vielleicht der Donnerstag (übermorgen) genehm? An diesem Tage ist die Komtesse gerade vom Hofdienste frei, und wir haben auch keine Einladung erhalten, noch jetzt mehr zu gewärtigen. Sollte Ihnen jedoch mein Vorschlag nicht annehmbar sein, so wird es uns jeden andern Abend — mit Ausnahme des

Freitags, Sonnabends und Montags, für die wir geladen sind — freuen, Sie bei uns zu sehen, und die Komtesse wird trachten, auf ein paar Stunden Urlaub zu erhalten. Ich weiß, wie sehr Sie jetzt mit Ihrer neuen Symphonie und den Vorbereitungen zu Ihrem Konzerte beschäftigt sind; aber Mama und ich möchten doch der guten Komtesse sehnlichen Wunsch erfüllen; sie ist so liebenswürdig, so musikalisch, gilt sehr viel bei der Prinzessin, selbst bei den höchsten Herrschaften, und wird Propaganda für Sie machen, zu Ihren Triumphen beitragen, die uns ja alle so sehr erfreuen. Mama grüßt! Marianne von Felsten."

In unserm Freunde regte dieses Schreiben die stärksten Empfindungen eines Künstlers an: Liebe und Ehrgeiz! Entzückt las er es zweimal und hätte vielleicht die lieblichen Schriftzüge ein drittes Mal studiert, wenn nicht der Mahnruf der Frau Haase: „Aber der Thee wird ja ganz kalt!" ihn aus seiner Begeisterung weckte. Er frühstückte ganz wacker; nach der dritten Tasse und dem vierten Butterbrote erinnerte er sich des zweiten Schreibens, das seine Wirtin gebracht hatte, öffnete es und las flüchtig: „Lieber Herr Fernau! Sie waren schon vierzehn Tage lang nicht bei uns. Sie sind doch nicht krank? Als ich verflossene Woche abends nach elf Uhr von der Tante nach Hause an Ihrer Wohnung vorüberging, da brannte noch Licht in Ihrem Arbeitszimmer. Sie strengen sich zu sehr an und schonen Ihre Gesundheit gar nicht! Können Sie uns nicht bald besuchen? Mein Onkel, der Kantor in X., ist hier und wohnt bei uns, und als er hörte, daß Sie vor drei Jahren bei uns gewohnt haben und noch unser Hausfreund sind, da wollte er gleich zu Ihnen gehen, denn er kennt Ihre Kompositionen und meint, Sie wären ein vorzüglicher Meister in Ihrer Kunst. Ich hielt ihn jedoch ab, weil er Sie in Ihren Arbeiten nicht stören dürfe, und da meinte er dann, ich möchte Sie doch bitten, daß Sie uns besuchen, wenn Ihre Zeit es erlaubt. Er reist schon am Freitag ab; könnten Sie uns nicht die große Freude machen, vielleicht Donnerstag abends zu uns zu kommen? Da sind meine Brüder nicht zu Hause, nur die Mutter. Sie wären ganz ungestört und könnten mit Onkel musizieren, das wäre ja zu schön! Bitte, lassen Sie mich recht bald Antwort wissen. Es grüßt Sie bestens
Marie Laßner."

Fernau legte das Schreiben mit leisem Achselzucken beiseite und wollte eben das zuerst angeführte wieder zur Hand

nehmen, als die Thür sich öffnete und ein großer, wohlgestalteter Mann von etwa zweiunddreißig Jahren mit angenehmen Gesichtszügen, die einen ernsten, aber auffallend festen und offenen Ausdruck zeigten, in das Zimmer trat. Es war der Regierungsrat von Lömritz.

„Gott zum Gruß, lieber Freund!" rief ihm der Künstler fröhlich entgegen, „ich bin vor einer halben Stunde mit dem ersten Satze meiner neuen Symphonie ganz fertig geworden, und glaube, er ist gut geraten. Auch das Adagio ist schon zur Hälfte gediehen. Und gestern habe ich auch die gestochene Partitur meiner ersten Symphonie erhalten, die vor drei Jahren kein Verleger umsonst annehmen wollte und für die mir nunmehr eine größere Summe bezahlt wurde, als ich je dafür zu fordern wagte. Du warst der erste, der mir in jener trüben Zeit voraussagte, daß dieses Werk und das Klavierkonzert mir Ruf und Erfolge bringen würden, und ich habe, ohne dich um Erlaubnis zu fragen, deinen Namen auf das Titelblatt gesetzt — dir ist dies Werk gewidmet, in Freundschaft und dankbarer Erinnerung!"

Lömritz schüttelte dem Freunde herzlich die Hand und meinte: „Durch einen Zufall hatte ich gestern von meinem Buchhändler erfahren, welche Ehre und Freude du mir zugedacht hast, und ich war schon vor einer Stunde hier, um dir bestens zu danken; aber Frau Haase ließ mich nicht vor, weil du schriebst; denke dir, die wackere Alte hat sogar den Glockenklöpfel mit Watte umwunden, damit du während des Komponierens das dir verhaßte Geklingel nicht hörst."

„Woher weiß sie, daß es mich widerwärtig berührt," fragte Fernau verwundert. „Ich habe dieser Schwäche doch mit keiner Silbe erwähnt. Als ich noch bei Laßners wohnte und an der ersten Symphonie arbeitete, da klagte ich eines Tages über das nie endende Schellen, und die gute Marie kam auf den drolligen Einfall, den Klöpfel zu umwickeln. Sie war immer besorgt für mich, wie eine Schwester! apropos! sie hat mir heute geschrieben, ihr Brief kam zu gleicher Zeit mit dem Mariannens — — des Fräuleins von Felsten; lies doch, wie sonderbar zwei Einladungen zusammentreffen."

Lömritz durchflog die Briefe und legte sie dann nebeneinander vor sich auf den Tisch.

„Wie fein und zierlich ist Papier und Stil in dem Schreiben des Fräuleins von Felsten," bemerkte er, „wie unelegant in dem der guten Marie! Aber aus jenen feinen und festen Schriftstücken möchte man fast erraten, daß die

schöne und liebenswürdige Schreiberin der Erfüllung ihres Wunsches im voraus sicher war, daß sie gewohnt ist, freundlich zu befehlen. Marie schreibt eher zaghaft, und an der Stelle, wo sie meint, du strengtest dich wohl zu sehr an, da sind die Züge so unsicher, als wären die Augen trübe gewesen."

„Ja! sie ist eine herzensgute Seele," meinte Fernau, „nur schade, daß die Mutter und die Brüder" — er stockte — „wenig gebildete wenn auch wackere Leute sind," ergänzte Lömritz, „und Mariens Familie ist gar fein und das Fräulein selbst — nun du brauchst gar nicht zu erröten, sie ist ein reizendes Wesen, das einen Künstler wohl begeistern kann."

„Ja," sprach Fernau feurig, „sie ist voll Geist und Talent, ihre Bemerkungen über Musik sind immer so richtig und zugleich so poetisch; und mit welchem Ausdrucke spielt sie!" — — —

„Besonders deine Kompositionen," wollte Lömritz bemerken, doch er unterdrückte die Worte, um den empfindlichen Freund nicht zu verletzen, und meinte: „Du wirst selbstverständlich die Einladung des Fräuleins von Felsten annehmen und dem Fräulein Laßner zu wissen geben, daß du verhindert bist, der ihren zu folgen. Der obskure Kantor kommt zur ungelegenen Zeit."

„Lieber Josef," sprach Fernau ernst, „ein obskurer Kantor kann ein sehr guter Musiker sein. Was war ich vor drei Jahren, was wäre ich, wenn das Glück mich nicht so besonders begünstigte? Jener Kantor hat einige sehr interessante Orgelphantasien und Vorspiele, auch ein recht wackeres Trio geschrieben; ich werde selbst zu ihm gehen, mich für Donnerstag Abend entschuldigen, und ihn bitten, mich am Vormittage zu besuchen. Mein Flügel ist doch besser als der Laßnersche, und mit einem braven Künstler musiziert sichs am besten allein."

„Bravo, Karl," rief Lömritz und seine Züge strahlten. „Jetzt klingt wieder der alte reine Dreiklang aus deinem Wesen, das mich immer so gefreut hat; der übermäßige Dreiklang, der in letzter Zeit so oft auftauchte, ist wieder verschwunden."

„Was soll das heißen?" fragte der Künstler verwundert.

„Vor mehreren Jahren, bevor ich dich kennen lernte, beschäftigte ich mich eine Zeitlang eifrig mit Musiklehre, Akustik und dergleichen, hing auch philosophischen und psychologischen Grübeleien nach, um aus meinem Gedächtnisse Er-

innerungen zu bannen, die auch dir noch ungekannt bleiben mögen, und da ward ich denn ganz sonderbar angeregt durch die eigentümlichen Zusammenstellungen und Beziehungen, in welchen manche Akkorde erscheinen. Und da fand ich denn, daß die Zusammensetzung und Wirkung mancher Akkorde mit der gewisser Seelenstimmungen Aehnlichkeit zeige."

„Gib acht, gib acht!" unterbrach Fernau den Freund, „auch die ernsthaftesten und ruhigsten Männer ergehen sich gar zu gern in phantastischen Schwärmereien, wenn sie auch in Musikuntersuchungen geraten; ich für meinen Teil habe aus den meisten philosophischen und ästhetischen Büchern über Musik nichts gelernt, als daß — ich recht fleißig arbeiten und mich um nichts andres kümmern solle."

„Du hast recht," entgegnete Lömritz lachend, „eine gute Symphonie ist jedenfalls besser als die schönsten Betrachtungen darüber; ich gehe nun auf mein Büreau, du wirst dem Fräulein v. Felsten antworten —"

„Und den Kantor aufsuchen," ergänzte Fernau.

„Ganz richtig — also auf Wiedersehen!"

Zweites Kapitel.

In feinster Gesellschaft.

Am nächsten Donnerstag Abend saß Fernau am Klavier und phantasierte, als Lömritz im schwarzen Anzuge und weißer Kravatte eintrat.

„Wie," rief er, „du sitzest noch im Hausrock, und es hat eben acht Uhr geschlagen?! Vergaßest du, daß Marianne von Felsten dich erwartet! Ich bin von der gnädigen Frau mit einer Einladung beehrt worden und komme, dich abzuholen."

Fernau bat den Freund, vor allem ein paar Takte in seinem Skizzenbuch notieren zu dürfen, dann meinte er halb ärgerlich, halb launig: „Es ist doch ein wahres Verhängnis, daß mir die besten Gedanken zuströmen, wenn ich am wenigsten Zeit habe, sie auszuführen. Ich war nach deinem letzten Besuche bei Laßners gewesen, um mit dem guten Kantor, Mariens Onkel, eine Zusammenkunft zu verabreden, traf aber niemand; die Frauen besorgten den Markt, und der Tonkünstler war, wie er mir selbst mitgeteilt hat, eine halbe Stunde weit nach einem billigen Wollengeschäft gegangen,

um Höschen und Wämschen für seine lieben Kinder zu kaufen. Nun kam er am Abend zu mir, im Momente, wo ich fortgehen mußte; es blieb nichts übrig, als unsre musikalische Konferenz auf heute mittag zu verlegen. Der Mann hat mich in hohem Grade überrascht; er komponiert vortrefflich und improvisiert ganz meisterhaft; welch ein Jammer, daß ein solches Talent sich in kümmerlichen Verhältnissen bewegen muß, aus Mangel an Protektion und weil er nicht genug geschmeidige Formen besitzt, um diese zu erlangen."

„Das ist wieder eine Anmerkung zum Kapitel von der vernünftigen Weltordnung," schaltete Lömritz ein, „doch wir wollen nicht bloß richtige Bemerkungen aussprechen, sondern auch richtige Thaten vollbringen."

„Der Mann hat mich derart künstlerisch angeregt, daß ich jetzt seit drei Stunden immer improvisierte; dabei kamen mir ein paar Themata unter die Finger, die des Notierens wert schienen. Doch jetzt erkläre mir, wieso du heute zu Felstens kommst; ich wußte zwar, daß du hie und da mit dem Geheimrate geschäftlich verkehrtest, doch nicht, daß du die Familie, das Haus besuchtest. Erlaube, daß ich während deiner Darlegung meinen Anzug ordne."

„Das Haus habe ich bisher noch nicht besucht," erzählte Lömritz, „und wie du richtig bemerktest, nur mit Herrn von Felsten verkehrt, und zwar nur im Auftrage meines Onkels, des alten, reichen, redlichen aber bärbeißigen Herrn in der Provinz, der mich als seinen Erben betrachtet und mit seinen hiesigen, nicht immer angenehmen Geschäften betraut. Frau von Felsten hat bisher nur sehr wenig Notiz von mir genommen, dem Fräulein Marianne bin ich öfters in Gesellschaft und auch einmal auf einem Landgute begegnet; ich verehre sie sehr, sie dünkt mich ein herrliches Wesen, der Edelstein der Familie, aber unsre Unterhaltung ist immer die denkbar oberflächlichste gewesen; ich konnte also an eine Aufnahme in die Familie nicht denken. Heute morgen, als ich wieder mit dem Geheimrate verhandelte, erschien mit einemmal die gnädige Frau und bat mich, im Hinweise auf meine Freundschaft für Herrn Fernau, eine Tasse Thee bei ihnen zu nehmen. Man muß wohl meiner Vermittelung ganz besonders benötigen!"

„Wie so das?" fragte Fernau verwundert."

„Nun, die Verhältnisse scheinen sich noch mehr verwirrt zu haben — und sie waren es schon zur Genüge!"

„Die Verhältnisse?" rief jener, „sind die verwirrt?"

„O du reine Künstlerseele, du weißt also gar nichts? Allerdings, so genaue Einsicht wie ich können nur sehr wenige besitzen, aber im allgemeinen sind die Umstände doch auch nicht so unbekannt wie dir. Ich muß etwas weit zurückgreifen, um dir alles klar darzulegen. Der Geheimrat von Felsten ist ursprünglich bürgerlicher Herkunft, aber aus ziemlich vermöglichem Hause, die Gemahlin stammt aus altadeligem, armen Geschlechte. Ihre Ehe wurde aus purer Liebe geschlossen. Die beiden lernten sich kennen, als er noch Referendar war, und sie blieben einander 8 Jahre lang treu, bis er endlich so weit im Amte vorgerückt war, daß die Familie der Geliebten, die schon zu altern begann, ihm deren Hand bewilligte. Die glänzende Karriere, auf die man durch die aristokratischen Verbindungen gerechnet hatte, wollte sich nicht öffnen, die Kinder wuchsen heran und das Ehepaar lebte in bescheidenen Verhältnissen. Da kam das Jahr 1848 und mit ihm der günstige Umschwung. Herr Felsten, der bisher immer als ein verkappter Jakobiner gegolten hatte, entfaltete eine sehr loyale und rührige Thätigkeit; die Gattin und die Kinder, mit Ausnahme Mariannens, die noch ganz klein war, schmähten tapfer auf alles, was nur den geringsten Schein der Freisinnigkeit trug, und folgten auch noch den herrschenden kirchlichen Strömungen. Die guten Gesinnungen trugen ihre Früchte: Beförderung, Geheimratsrang, Orden, endlich den Adel. Die älteste Tochter war bereits an einen kleinen Gutsbesitzer verheiratet, aber auf die andern Kinder fielen um desto wärmere Strahlen der Gunst. Der älteste Sohn war erst Privatsekretär des Prinzen Eduard, jetzt Hofrat, bekleidet eigentlich gar keine offizielle Stellung, besitzt aber doch großen Einfluß in höheren Kreisen, weil er durch seinen Spürsinn und durch vielverzweigte Verbindungen Pfade, die andern verborgen blieben, auffindet und daher ebenso zu nützen als zu schaden vermag. Er gilt allgemein als ein scharmanter, liebenswürdiger und sogar gefälliger Herr, nur wenige Eingeweihte flüstern einander zu, er sei ein Egoist ohne alle Ueberzeugung. Das behauptete auch mein Onkel, der aus früheren Jahren hier noch manche hochgestellten redlichen Männer zu seinen Freunden zählt. Der jüngere Sohn, Otto, der Mutter Günstling, auch in hohen Kreisen sehr beliebt, Offizier, steht eine Meile von hier in Garnison und gilt als Muster eines eleganten Militärs, von bester Gesinnung, ein vortrefflicher Reiter und Tänzer, auch tüchtig im Dienste, aber ein Verschwender, der immer

Geld braucht; dabei ist er durch seine Erfolge in den hohen Kreisen übermütig geworden und hat sich schon manche Feindschaft zugezogen; er wird vielfach als hochmütig und oberflächlich geschildert; aber die, die ihn näher kennen, meinen, es fehle ihm durchaus nicht an Gefühl und ehrenhaftester Gesinnung, wohl aber an der richtigen Erkenntnis der Verhältnisse und an Selbstbeherrschung. Die Mutter spekuliert auf eine reiche Heirat für ihn. Nun bleibt eigentlich nur Marianne zu versorgen, das hält am schwersten, denn sie erhält fast gar keine Mitgift."

„Nun weiß ich doch noch immer nicht, warum du heute beim Geheimrate geladen bist," meinte Fernau lächelnd, indem er die Krawatte knüpfte.

„Du hast recht, Fernau! Ich muß aber wieder etwas weit ausholen. Die Veränderung in der äußeren Stellung bedingte auch einen gänzlichen Umschwung im Haushalte. Man empfing vornehme Gäste, man mußte Soireen und Gastmahle veranstalten und elegante Räume bewohnen. Frau von Felsten las eines Tages im Journal die Ankündigung, daß ein schönes, leer stehendes Haus in bester Gegend zu verkaufen sei; sie besah es, fand alles aufs beste passend, und der Geheimrat mußte es erwerben. Dieses Haus gehörte meinem Onkel, der, wie du weißt, auf dem Lande lebt und nur höchst selten hierherkommt; er betraute mich mit dem Abschlusse des Kaufkontraktes und den andern notwendigen Förmlichkeiten. Mit gar trüber Miene unterzeichnete der brave Geheimrat — er ist ein braver Mann, trotz aller seiner Schwächen — das Dokument, seufzend leistete er die Anzahlung; er fühlte wohl, welche Last er sich aufgebürdet, wie schwer ihm die Erfüllung seiner Verpflichtungen fallen würde. Er kann die kontraktlich festgesetzten Summen am Verfallstage nie ganz bezahlen, und mir ist die wenig angenehme Aufgabe geworden, ihn zu mahnen, zu drängen. Ich muß mich dieser Aufgabe unterziehen, aus Rücksicht für die Familie, das heißt für den Geheimrat und Marianne. Denn mein Onkel ist wütend über die Verzögerungen und Ausflüchte; bereitwillig, selbst großmütig, wo es gilt, für einen guten Zweck Summen herzugeben, zeigt er sich peinlich und fast hart in allen rein geschäftlichen Verhandlungen. Fühlte er sich nicht aus früheren Zeiten zu besonderer Rücksicht gegen mich verpflichtet" — hier seufzte Lömritz tief auf — „so hätte er die Angelegenheit schon lange aus meiner Hand genommen und einem energischen Anwalte übertragen, dann kämen die

Felsten in große Bedrängnis. Nun weißt du den Grund meiner Beziehungen zu dem Geheimrate, der heutigen Einladung der gnädigen Frau, und warum Marianne keine Mitgift zu erwarten hat."

„Wie glücklich trifft es sich," meinte Fernau feurig, „daß die Eltern keine großen Ansprüche an den Stand des Mannes stellen können, der einst um die Hand dieses herrlichen Wesens anhalten wollte!"

Lömritz antwortete ruhig: „Vielleicht hast du recht, vielleicht auch nicht; über diesen Punkt läßt sich streiten. Doch möchtest du nicht eine weiße Krawatte umbinden?"

„Warum? Fräulein von Felsten hat doch ausdrücklich nur von einem ganz intimen Kreise geschrieben! Ich wunderte mich schon über deinen ballmäßigen Anzug."

„Erstens statte ich heute meinen ersten Abendbesuch ab; zweitens ist es immer besser, bei diesen Herrschaften für alle Fälle gerüstet zu sein. Die Komtesse Manoli bringt vielleicht irgend einen einflußreichen Hofherrn mit, und der soll dann jedenfalls in dir auch den feinen Mann finden, dem die besten Formen geläufig sind. Der Bürgerliche kann gegenüber den vornehmen Leuten gar nicht genug formell sein, wenn er sie nicht mit vollkommener höflichster Gleichgültigkeit behandeln will. Diese letztere bedingt aber eine Selbstständigkeit und Sicherheit der Haltung, die vielleicht noch schwerer durchzuführen ist, als die Handhabung feiner Formen. Also nimm immerhin die weiße Krawatte."

Fernau folgte dem Rate. Als die Freunde in den Empfangssaal des Geheimrats traten, blieb Fernau einen Augenblick wie festgebannt an der Thüre stehen, denn anstatt des „vertrauten Kreises", von welchem der Brief des Fräulein von Felsten gesprochen hatte, erblickte er eine glänzende Versammlung von etwa vierzig, den vornehmsten Kreisen angehörigen Personen; überall glitzerten Ordenssterne der Herren und Brillantschmuck der Damen. Der empfindliche Künstler konnte, als er sich der Hausfrau vorstellte, eine leise Andeutung nicht unterdrücken, wie wenig er sich auf eine so zahlreiche Gesellschaft vorbereitet hatte. Frau von Felsten war gerade in wichtigem Gespräche über Kirchenbauten mit einer alten Gräfin begriffen; ihre hellen wasserblauen Augen und die ruhigen, vornehmen Züge verrieten nicht den mindesten Eindruck von Fernaus Bemerkung, sie sagte ihm einige oberflächliche verbindliche Worte, begrüßte Lömritz besonders zuvorkommend, stellte beide der Gräfin vor, rief Marianne

und vertiefte sich wieder in die frommen Pläne. Das Fräulein erkannte auf den ersten Blick, daß Fernau mißgestimmt war; sie flüsterte: „Seien Sie ja nicht ungehalten über das unerwartete Zusammentreffen so vieler Personen. Aber die Komtesse Manoli hat wahrscheinlich vielen unsrer gemeinsamen Bekannten mitgeteilt, daß Sie uns heute Ihren Besuch schenken werden, und da kamen mit einemmal allerlei Anfragen und Anmeldungen von Personen, denen wir besondere Rücksicht schulden und die auch Ihren Ruhm weiter verkünden werden; wir mußten entweder zustimmend antworten und alle empfangen oder allen, auch Ihnen und der Komtesse, absagen. Warum sind Sie auch ein so seltener Gast in der Gesellschaft und leben so zurückgezogen. Man läuft Ihnen förmlich nach. Doch nun kommen Sie rasch, daß ich Sie der Komtesse Manoli vorstelle, die sich sehr danach sehnt, Sie kennen zu lernen."

Der Künstler konnte nicht ahnen, daß alle die Selbstanmeldungen der Gäste von Frau von Felsten mit der Komtesse Manoli geplant waren, um einer recht vornehmen Gesellschaft den interessanten, sehr zurückhaltenden Komponisten und Pianisten vorzuführen, ihn als Aufputz zu brauchen, ohne seine Empfindlichkeit zu verletzen, und ihm zu gleicher Zeit hohe Protektion zu sichern. Die gewissermaßen wahrheitsgetreue Darlegung Mariannens (ihr hatte die Mutter den Plan nicht mitgeteilt) mußte seinem Ehrgeize schmeicheln; er gewann seine Heiterkeit wieder und seine Züge trugen wieder den freundlich schwärmerischen und jugendlichen Ausdruck, durch welchen er überall das Wohlwollen der Damen errang. Mit feinem und freiem Anstande trat er vor die Komtesse Manoli — warum war er so betreten, fast erschreckt, als er sie erblickte? und warum konnte sie, die Meisterin der Form, der graziösen Haltung und der Etikette, ein leises Zucken um Aug' und Lippe nicht ganz verbergen? Niemand merkte es, als Marianne und Lömritz, der in der Nähe mit einer Dame sprach, aber in jenem Momente zufällig auf die Komtesse blickte. Mariannens Antlitz flammte; aber sie hatte in der guten Gesellschaft gelernt, alle Herzensregungen zu beherrschen, und als sie Fernau und die Komtesse mit scherzhaften und liebenswürdigen Worten einander vorstellte, konnte keiner ahnen, wie es in ihrem Innern wogte. Der Künstler und die Hofdame hatten auch die Fassung rasch wieder gewonnen und unterhielten sich ganz unbefangen; mehrere musikalische Herren und Damen traten hinzu und begannen ein

Salon-Kunstgespräch; Lömritz flüchtete in einen Nebensaal, er hegte eine absonderliche Scheu vor aller „Thee-Aesthetik“; der Hausherr lud ihn zu einer Whistpartie, und er setzte sich an den Spieltisch.

Auch Fernau hatte keine Freude an den „Improvisationen von Dilettanten über das Musikthema“, wie er solche Gespräche nannte. Gerne unterhielt er sich mit Kunstgenossen und gebildeten Männern über wichtige Fragen seiner Kunst. Aber bei den ästhetischen Verhandlungen der feinen Gesellschaft und insbesondere beim Parteistreite der Damen verhielt er sich schweigsam und ironisch einsilbig. An jenem Abend aber trat er unwillkürlich aus seiner persönlichen Zurückhaltung heraus. Die schöne Komtesse Manoli verstand es, ihn zur Teilnahme am Gespräche anzuregen. Sie war ja aber auch bezaubernd! Die Züge waren so edel und so fein, die Stirn hoch und geistreich, dazu ein halb dunkler, aber reiner, durchsichtiger Teint, wie in den Gemälden Tizians, die Gestalt voll, aber von schönstem Ebenmaße und elastisch; und was den Musiker ganz eigentümlich anregte, eine tiefe, melodische, vibrierende Stimme, und Augen, welche jeden Satz mitsprachen. Ihre Schönheit strahlte noch herrlicher als an jenem Tage, an dem sie in ferner Gegend vor ihm erschienen war wie ein Traum, an dem er ihren Stand, ihren Namen nicht kannte, sie den seinen nicht wissen wollte. Und wie anmutig und geistreich sprach sie nun über Kunst, wie bewandert zeigte sie sich in der klassischen Musiklitteratur! Er war entzückt, bezaubert, so bezaubert, daß er gar nicht merkte, wie sie die Unterhaltung auf die moderne Technik und Melodik leitete und mit der Frage über dies und jenes ihn an das Klavier brachte. Er saß mit einemmal dort, ohne selbst recht zu wissen, wie er hingekommen. Mehrere Herren und Damen, die nur erschienen waren, um den „sich rar machenden“ Künstler zu hören, und die seine Unterhaltung mit der Komtesse schon überflüssig fanden, traten rasch heran, es bildete sich ein Kreis, der ihn fest bannte. Marianne, die inzwischen neue Gäste empfangen hatte, eilte herbei. Fernau fühlte sich angenehm angeregt, als er die vielen feinen Physiognomien um sich sah. Und als er begann, durchzuckte ihn jener wonnige Schmerz, den nur die Musik erzeugt, wenn sie dem jähen Wechsel der Empfindungen tönenden Ausdruck verleiht und der zugleich als das sicherste Zeichen richtiger musikalischer Stimmung gelten kann.

Seine Vorträge fanden begeistertes Lob, besonders die

seiner eignen Kompositionen, die er hinreißend spielte. Die Stunden verrannen, Mitternacht rückte heran, er fühlte sich ermüdet und bat enden zu dürfen; da fragte Marianne leise: „Und werde ich heute mein Stück nicht hören?“ — Sie sprach von dem Adagio aus Mozarts himmlischem G-moll-Quintett. Er hatte es für sie übertragen; und an dem Tage, als er ihr die Widmung übergab — nur wenige Wochen waren seither verflossen — da hatte er zum erstenmal seine Gefühle, seine Hoffnungen anzudeuten gewagt, und aus dem lieblichen Erröten und dem gesenkten Auge erraten dürfen, daß jene Gefühle nicht ganz unerwidert blieben. Mit der lebhaften Erinnerung an jenen schönen Augenblick begann er das himmlische Tongedicht. Aber — wie sonderbar — er vermochte im Anfang nicht jene Erinnerung festzuhalten, ja nicht einmal in seinem Vortrage dem elegischen Charakter des Tonkünstlers treu zu bleiben. Denn seltsame Bilder umgaukelten seine Phantasie, und zogen sie hinweg von der rein musikalischen Stimmung. Die schöne Komtesse schwebte hin und her und sah ihn an mit verzehrend brennendem Auge — sie entschwand, und Marianne tauchte auf, mit heiß sehnsüchtigem Blicke — auch diese Erscheinung verblaßte — und in dämmernder Ferne zeigte sich das Bild eines schönen und lieblichen und demütig blickenden Mädchens, das im bescheidenen Stübchen saß und arbeitete, und dabei an ihn, nur an ihn dachte. Doch alle diese Nebenvorstellungen, von der Aufregung erzeugt, wichen doch zuletzt vor der reinen künstlerischen Stimmung. Sein Geist sah und vernahm dann nur mehr das geheimnisvolle Weben und Klingen der Tonformen. Die Außenwelt existierte nicht mehr für ihn, er fühlte sich eins mit dem Kunstgebilde. Da — mit einemmal riß den Künstler eine breite, schnarrende Männerstimme aus der Region reiner Begeisterung in die schroffe Wirklichkeit herab. Er wandte sich unwillkürlich um. Dicht hinter ihm, neben der Komtesse Manoli, stand ein junger, eleganter, auffallend hübscher Offizier im lautesten Gespräche mit der Hofdame; diese bemerkte des Künstlers Bewegung und legte schnell den Finger an die Lippen; der Offizier schwieg einen Augenblick; im nächsten jedoch knüpfte er das unterbrochene Gespräch wieder an, zuerst etwas leiser, dann immer ungezwungener.

Fernaus Blut siedete, doch er bezwang sich, bis eine zweite, noch weit empfindlichere Störung ihn aller Fassung beraubte.

Marianne, die ihm gegenüber saß, sie, auf deren Wunsch

er das Adagio spielte, sie, der die Uebertragung gewidmet, ließ sich in eine zwar leise aber lebhafte Unterredung mit einem alten, vielbesternten Herrn ein; und bei der schönsten, innigsten Stelle des Tonstückes lächelte sie ganz vergnügt, wohl über eine witzige Bemerkung. Das war zu viel! Er stand vom Klaviere auf. Marianne war sehr erschreckt; aber der Offizier schien gar nichts zu bemerken und setzte seine Konversation ruhig fort. Der gereizte Künstler trat auf ihn zu und sagte einige leise, erregte Worte. Jener maß ihn kalt und ruhig und meinte: „Ich weiß nicht was Sie wollen, ich bin der Freiherr von Hallberg, Sie sind mir nicht satisfaktionsfähig."

„Ganz recht," bemerkte ein nahestehender Rittmeister, „lasse dich hier in keinen Wortwechsel mit dem Herrn da ein."

Die Komtesse war bereits aufgestanden und hatte das Zimmer verlassen; Marianne betrachtete leichenblaß und zitternd die Szene aus der Ferne. Die Blicke der Näherstehenden hafteten wie Nadelspitzen auf dem Gesichte Fernaus. Vor seinen Augen war es dunkel, seine Brust rang nach Atem, und er hätte vielleicht Genugthuung in einer Weise gefordert, der einen Bruch mit der Gesellschaft nach sich zog, da mit einemmal stand Lömritz neben ihm.

„Sei so gut, lieber Freund," sprach er in ruhigstem Tone, „begib dich in das Nebengemach und erwarte mich, ich werde die Angelegenheit mit dem Herrn Baron schlichten."

Der junge Offizier, dem diese Dazwischenkunft offenbar etwas unbequem fiel, kräuselte seinen Schnurrbart und wollte sich entfernen, doch Lömritz sagte sehr höflich und mit dem ihm eigentümlichen ironischen Tone:

„Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Sie aufhalte und um eine Minute Gehör ersuche; ich bin der Regierungsrat von Lömritz, glaube sogar die Ehre zu haben, von Ihnen ein wenig gekannt zu sein; wir haben uns vor zwei Jahren in Wiesbaden öfters getroffen, als Sie in Zivilkleidung waren, nicht wahr, Sie erinnern sich meiner?"

Der Offizier verbeugte sich schweigend, die beiden traten in eine Fensterbrüstung. Lömritz bat den Rittmeister, an der Besprechung teilzunehmen. Nach wenigen Minuten — für Fernau qualvolle Stunden — rief der Regierungsrat den Freund in das Zimmer und sagte laut und vernehmlich:

„Lieber Fernau, der Herr Baron, ein musterhafter Kavalier und Ehrenmann, hat auf des Herrn Rittmeisters und

meine Vorstellungen eingesehen, daß man einen Künstler in seinem Vortrage nicht durch lautes Reden stören solle und diesen auch entschuldigen müsse, wenn er in seiner Aufgeregtheit eine Aeußerung fallen läßt, die er selbst bei ruhigerem Blute nicht billigen kann.“ Auf Fernaus noch zuckender Lippe schwebte eine Verwahrung gegen die letzte Bemerkung des Freundes, doch dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen, und sprach weiter: „Sei versichert, daß diese Erklärung des Herrn Barons, die eine ganz freiwillige ist, nicht bloß deiner Ehre vollkommen Genugthuung gewährt, sondern dir auch die Verpflichtung auferlegt, deine Aufregung einzugestehen. Der Herr Baron ist nicht bloß einer unsrer scharmantesten Offiziere, sondern sogar ein aufrichtiger Musikfreund, der deine Kompositionen kennt und schätzt“ — der Offizier nickte verbindlich zustimmend —; „aber wenn man neben der Komtesse Manoli steht, da mag man leicht die Musik und alle Künste vergessen; ich wenigstens könnte auch nicht für mich einstehen.“ Die Umstehenden riefen lachend Bravo! Fernau schlug treuherzig in die Hand, die ihm der Offizier reichte; dieser und der Rittmeister sprachen einige Minuten in feinster Weise mit ihm, dann gingen sie mit Lömritz nach dem Spielzimmer zu einer Partie Ecarté. Marianne trat zu Fernau und meinte: „Sie reizbarer Künstler, Sie waren wohl recht böse, daß ich mit Sr. Exzellenz sprach, als Sie so schön spielten; ich konnte, ich durfte nicht anders, denn die Frage des alten Herrn betraf Sie, und in einer sehr wichtigen Angelegenheit; wie haben Sie mich erschreckt und ich darf Ihnen gar nicht böse sein, denn das Unrecht ist ja scheinbar auf meiner Seite.“

Die Exzellenz, von der Marianne eben gesprochen, eine am Hofe sehr einflußreiche Persönlichkeit, trat heran und meinte: „Ihre liebenswürdige Schülerin ist eine sehr eifrige Protektrice und dabei eine Diplomatin, der man jeden Gesandtschaftsposten anvertrauen könnte. Sie versteht es, alles zu erreichen. Vor acht Tagen drang sie in mich, daß Sie für die nächste Ordensverleihung proponiert werden sollten; heute, als ich sie um eine kleine Gefälligkeit bat, nahm sie mir für die Zusage gleich das förmliche Versprechen ab, daß Sie auf die Liste der Ordenskandidaten kämen und befürwortet werden. Die Komtesse Manoli wird auch für Sie agieren, und so kann es Ihnen nicht fehlen, binnen drei Wochen das Bändchen im Knopfloche zu tragen. Ja, ich glaube sogar, man wird für Sie noch etwas Besonderes

kreieren — — doch ich bitte, kein Wort darüber zu verlieren, um nicht im vorhinein Neid und Gegnerschaft hervorzurufen. Wir haben gar viele Suszeptibilitäten zu menagieren; c'est très — chatouilleux! Also silence absolu!"

Und mit gnädigem Kopfnicken entfernte sich der hohe Herr tänzelnd. Nach diesem Gespräche war der Erfolg Fernaus bei den Gästen, die zur Hofgesellschaft gehörten, entschieden; denn man wußte, daß die Exzellenz die Witterung sehr genau kannte. Der Künstler wurde nun mit Höflichkeiten überhäuft von Personen, die bisher noch kein Wort mit ihm gesprochen hatten. Er sehnte sich, Mariannen einen Augenblick zu sprechen, ihr zu danken, ihre Verzeihung zu erbitten, aber er mußte ja verbindlich antworten auf alle die schönen Reden, die, so wenig Inhalt sie meistens boten, doch seiner Eitelkeit schmeichelten. Endlich ersah er den Moment, um zu thun, was sein Herz wünschte, was die Pflicht gebot, er trat zu Mariannen und sprach leise feurige Worte des Dankes — sie lächelte und seufzte zu gleicher Zeit — da, mit einemmal stand die Komtesse Manoli vor ihnen.

„Ach, liebste Marianne," fragte sie, „haben Sie dem Herrn Fernau mein Anliegen vorgetragen?"

„Ach, tausendmal bitte ich um Vergebung," entgegnete diese freundlichst, während ihr Antlitz glühte, „ich konnte bisher nicht, unser Künstler war immer beschäftigt, Lorbeeren zu empfangen, die ihm unsre Gäste darbrachten. Herr Fernau, die Komtesse wünscht der Königlichen Hoheit Ihre Lieder vorzusingen und dieselben zuerst unter Ihrer Leitung zu studieren."

Fernau wollte sich für die nächsten vierzehn Tage mit Ueberhäufung von Arbeiten entschuldigen; er mußte in dieser Zeit die Symphonie und eine Violin-Phantasie für sein Konzert vollenden, jede Verzögerung konnte unliebsamen Aufschub nach sich ziehen — aber die Komtesse wartete seine Antwort gar nicht ab und begann gleich mit ihrer tiefen melodischen Stimme:

„Ich würde gar nicht wagen, Ihre so kostbare Zeit für mich in Anspruch zu nehmen, aber die Majestäten selbst haben mir allergnädigst andeuten lassen, daß ich einmal eines Ihrer Lieder singen sollte, und da muß ich denn vorbereitet sein, die schöne Komposition zur vollen Geltung bringen zu können."

Der entzückte Künstler vergaß Symphonie, Ouvertüre und Konzert und erklärte sich bereit.

Marianne wandte sich ab und seufzte.

Mitternacht war vorüber. Der Geheimrat, der den ganzen Abend wie gewöhnlich am Whisttische gesessen hatte, wurde sichtbar. Die meisten älteren Herren und Damen hatten sich bereits stille entfernt; nunmehr gingen auch die jüngeren; zuerst die beiden Offiziere, denen Lömritz ihr Geld mit derselben Ruhe abgenommen, mit welcher er früher den Ehrenhandel geschlichtet hatte; dann die Komtesse mit leisem freundlichen Kopfnicken gegen Marianne und Fernau; diesem hielt Frau von Felsten noch eine lange Dankrede für all' die Genüsse, die sein herrliches Spiel ihr bereitet — sie hatte keinen Ton gehört und nur die Kirchenbau-Angelegenheit betrieben; dann empfahl er sich mit Lömritz.

Als die beiden Freunde auf die Straße gelangt waren, da überkam den Künstler mit einemmal ein unbeschreibliches Gefühl der Abspannung und der Unzufriedenheit. Er konnte keinen vernünftigen Grund finden. War doch an dem Abend die Erfüllung stolzester Hoffnungen und Wünsche so viel näher gerückt! Und dennoch! Schweigend ging er eine kurze Strecke neben Lömritz, dann sagte er:

„Ich danke dir herzlich für deine so freundschaftliche und wirksame Dazwischenkunft. Ohne sie — wer weiß was da noch wurde! Ich war auf das höchste gereizt!"

„Ja, ich kam zur rechten Zeit," entgegnete Lömritz heiter. „Der Robber war gerade zu Ende, als du das Adagio, mein Lieblingsstück, begannst; ich gab meinen Platz ab und eilte nach dem Salon. Lasse dir übrigens den guten Mut nicht stören durch den Zwischenfall; der ist nur zu deinem Vorteile ausgefallen, sonst hätte die Exzellenz, der alte, vorsichtige Herr, nicht so sehr freundlich mit dir gesprochen. Auch sind der Baron und der Rittmeister, trotz ihres etwas hochfahrenden Wesens, sehr achtungswerte Männer und echte Gentlemen, wie ja die allermeisten unsrer Offiziere; der Baron ist wirklich, wie ich gesagt, ein enthusiastischer Musikfreund, er ärgerte sich hinterdrein vielleicht nicht weniger als du, daß er so laut gesprochen; oder war es dir vielleicht lieber, daß ich ihn in deinem Namen zum Duell forderte und die gütliche Lösung nicht herbeiführte?"

„Nein, lieber Lömritz, im Gegenteil, ich danke dir nochmals aus aufrichtigem Herzen; du weißt, ich bin nicht mutlos, achte aber meine Kunst, der ich so viele Jahre des Studiums und des Fleißes weihte, zu hoch, um sie ohne dringendste Not einer sogenannten Ehrensache preiszugeben. Aber ist der Gedanke nicht störend, ja peinigend, daß der Künstler

noch heutzutage und selbst in der besten Gesellschaft derartigen Zwischenfällen ausgesetzt bleibt und sie ertragen muß, wenn er nicht noch obendrein Hohn und Spott auf sich laden will? Denn das, wo nicht Aergeres, war mein Los, wenn du nicht kamst."

„Du siehst vielleicht zu schwarz," meinte Lömritz beschwichtigend, „übrigens wer mit der Aristokratie verkehrt, ohne ihr anzugehören, der muß sich entweder in sehr vieles fügen, um ihre Gunst zu erlangen, oder sein Benehmen ganz nach seinen Ueberzeugungen einrichten, dann aber den Panzer eiserner Konsequenz nie ablegen, nie das geringste Schwanken merken lassen; seine Haltung muß die eines Mannes sein, der vollkommen vorbereitet ist auf alle Konsequenzen seiner Handlungen. Empfindlichkeit, liebster Freund, und erschiene sie auch noch so gerechtfertigt, darf man in aristokratischen Salons nicht zeigen. Die Leute haben kein Verständnis dafür und wollen auch keins haben. Sie sind von Jugend an gewöhnt, ihre Regungen zu bemeistern, ihre bewegtesten Gefühle unter vornehmer, äußerer Ruhe zu verbergen, und sie erwarten, daß derjenige, der ihren Umgang sucht, etwas von dieser vornehmen Ruhe sich aneigne. Das ist allerdings für den Künstler sehr schwer, zumal für den leichtest erregbaren Musiker. Du wirst dich aber schon nach und nach gewöhnen, manche Dinge in der Gesellschaft von vornherein anders zu betrachten. Marianne und die Komtesse Manoli sind vortreffliche Lehrmeisterinnen. Apropos! Als du der letzteren vorgestellt wurdest, stand ich gerade in deiner Nähe. Ihr waret ja beide ein wenig betroffen, wie Leute, die sich schon früher gesehen hatten und ganz unerwartet wiederfinden."

„Lieber Freund," meinte Fernau, „frage nicht weiter, ich darf dir nur die Versicherung geben, daß ich ein sehr unschuldiges Geheimnis bewahre, und dir nichts, gar nichts zu verhehlen brauchte, wenn mich nicht ein Versprechen bände."

„Und ich habe mir die Frage nur erlaubt, weil ich nichts andres voraussetzte, und weil mir gewisse Ahnungen aufstiegen. — Gute Nacht, schlafe recht wohl!"

Drittes Kapitel.

Künstler und Hofdame.

Nach einer unruhigen Nacht war Fernau, müde und verschlafen, ziemlich spät aufgestanden und versuchte das Scherzo

seiner Symphonie zu beenden. Mühsam und mißmutig war die Arbeit, und eine vergebliche; die Gedanken kamen spärlich und verworren. Unwillkürlich erinnerte er sich, mit welcher Leichtigkeit und Freudigkeit er die ersten größeren Kompositionen schuf, die seinen Ruf begründet hatten. Damals — vor fünf Jahren — lebte er in sehr bescheidenen, fast ärmlichen Verhältnissen, wohnte bei Frau Witwe Laßner in einem Hinterstübchen, gab Unterricht in bürgerlichen Häusern um geringes Honorar und speiste in billigen Garküchen. Der Besitz eines Flügels, eine elegante Wohnung, waren stolzeste Träume. Er arbeitete viel und leicht, seine Gesundheit war kräftig, er schlief ruhig und fest. Seither war er ein beliebter und glänzend bezahlter Komponist geworden, hatte erfolgreiche Konzertreisen unternommen, an kunstsinnigen Höfen gnädigste Aufnahme gefunden. Aristokratische Familien zogen ihn als Lehrer und Künstler in ihre Kreise, er gehörte zur eleganten Welt und speiste in den besten Restaurants. Aber ernste Arbeiten strengten ihn an, er fühlte oft nervöse Aufregung und sein Schlaf war in letzterer Zeit so unruhig! — Nach zwei Stunden nutzlosen Abmühens warf er die Feder weg, sprang vom Schreibtische auf und spazierte, erst leise, dann immer lauter deklamierend, im Zimmer auf und ab. „Es ist nicht möglich," so philosophierte er, „unter solchen Verhältnissen Ruhe und Sammlung für größere und ernstere Werke zu gewinnen. Dem Virtuosen mag der Umgang mit der eleganten Gesellschaft notwendig und nützlich sein, dem deutschen Komponisten ist er eine Fessel. Einem Italiener, einem Franzosen mag es gelingen, zwischen Diners und Soirees und Thees eine Oper fertig zu bringen; aber eine deutsche Symphonie ist das Werk weihevoller Abgeschlossenheit. Ich muß mir eine Häuslichkeit gründen. Lebt einmal ein liebendes Weib an meiner Seite, ist mir der eigne Herd ein Wall gegen die Störung der Außenwelt, dann erst werde ich zeigen, was ich kann. Ja," rief er überlaut, „ist erst Marianne von Felsten mein W—," erschrocken blickte er um sich, ob auch niemand das verwegene Wort vernommen hatte — und flüsterte dann leise vor sich hin: „Wie soll ich dieses heiß ersehnte Ziel erlangen? Das liebliche Mädchen ist mir wohl gewogen, ja ich darf sagen, sie liebt mich! Aber die Eltern können mit vollem Rechte verlangen, daß der Mann, der um die Hand Mariannens wirbt, eine gesicherte und geachtete Stellung in der Gesellschaft einnehme, daß seine Verhältnisse ihn in den Stand setzen, die Personen bei sich zu

empfangen, an deren Umgang das Fräulein von Felsten gewohnt war. Ich müßte also ‚ein Haus machen‘, wie sie das nennen. Eine nicht leichte Aufgabe, selbst wenn meine Einkünfte ausreichten! Der Umgang mit allen diesen nobeln und eleganten Herren und Damen ist sehr angenehm und ehrend, aber ein Hemmschuh für den Ideengang des schaffenden Musikers; der Maler mag aus diesem Umgange Stoff für seine Gebilde schöpfen, aber dem Geiste des Komponisten bieten die feinen abgeglätteten Formen gar wenig Anregung zu tönenden Gedanken! Wie gern säße ich immer ruhig daheim und arbeitete! Aber Ehren und Stellung geben nur die höheren Kreise, ihre Gunst muß ich erlangen — so weit meine künstlerischen Ueberzeugungen es erlauben — wenn ich Mariannens Besitz erringen will. Man war ja gestern allgemein sehr liebenswürdig und zuvorkommend gegen mich und besonders die Komtesse Manoli! Wer konnte wohl ahnen, daß die geniale Hofdame, deren Namen ich so oft gehört hatte, und jene poetische Unbekannte eine und dieselbe sei.“

Das Bild des schönen Weibes stand mit einemmal in hellstem Glanze vor ihm; er versuchte es zu bannen, nur das Mariannens im inneren Auge zu behalten; und immer wieder mußte er sich erinnern an die kühnen und geistreichen Züge, an die dunklen und ausdrucksvollen Augen, an die herrliche Gestalt.

Im selben Augenblicke trat Frau Haase, seine Wirtin, fast atemlos in das Zimmer und meldete: „Ach Herr Konzertmeister, da ist ein königlicher Herr Hofdiener mit einem Billet der gnädigen Komtesse Minalo oder Manoli, der will gleich Antwort haben.“

Der alten Frau auf dem Fuße folgte ein prinzlicher Lakai, ein schöner großgewachsener Mann mit wohlgepflegtem Backenbarte und gescheiteltem Haare, der sich seines vorteilhaften Aeußeren sehr bewußt schien; er übergab das Schreiben mit jener eigentümlich insolenten Haltung, welche diese Gattung Leute immer dort zeigen, wo sie nicht kriechen müssen. Die Komtesse schrieb: „Ihre königliche Hoheit hat soeben die große Güte gehabt, mir mitzuteilen, daß die Allerhöchsten Herrschaften vielleicht schon in den nächsten Tagen mir die Gnade erweisen werden, eines Ihrer herrlichen Lieder von mir vortragen zu lassen. Ich möchte einige derselben nun rasch mit Ihnen studieren. Können Sie mir heute zwischen 1 und 3 Uhr eine halbe Stunde schenken? Verzeihen Sie die Störung Ihrer ergebenen“ ꝛc.

Er antwortete bejahend. Als der Hofdiener fortgegangen war, fragte der Künstler seine Wirtin: „Sagen Sie mir, liebe Frau Haase, warum haben Sie den Mann gleich mit in das Zimmer gebracht und ihm nicht den Brief draußen abgenommen?"

„Aber Herr Konzertmeister," meinte die Gefragte, „ich kann doch einen Hoflakaien nicht so traktieren wie einen gewöhnlichen Bedienten? So einer hat manchmal mehr Einfluß, als man denkt! Mein seliger Mann war in der Registratur des Hofmarschallamtes angestellt und wußte davon zu erzählen, wie viel manchmal von solchen Leuten abhing." Sie wollte wohl mehr erzählen, aber Fernau runzelte die Stirn, und sie schlich hinaus.

„Der wird auch schon übermütig," dachte sie, „wie bescheiden und brav und immer gleichmäßig war er, als er von Frau Laßner hierher zog und jetzt ist er alle Minuten übel gelaunt und reizbar! Der muß bald heiraten, und dann nehme ich den alten Hofrat, der schon seit einem Jahre in mich dringt, ihm die Wohnung zu geben, und noch mehr zahlen will. Aber warten muß er, bis Fernau freiwillig wegzieht, denn kündigen werde ich ihm nie, was würde das gute Fräulein Laßner sagen? Heiraten muß er — vielleicht finde ich noch die richtige für ihn."

Und pfiffig schmunzelnd hieb Frau Haase mit der Hand in die Luft, als hielte sie eine Fliegenklappe und wollte zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. —

Mit eigentümlichen Empfindungen betrat Fernau den prinzlichen Palast. Sein Herz pochte fast hörbar, als er an ihrer Klingel zog, um sich bei der Komtesse melden zu lassen, und es war ihm eine freudige Ueberraschung, daß der Diener ihn im Namen der Hofdame bat, einige Minuten im Salon zu warten, da sie eben zur königlichen Hoheit befohlen war, aber bestimmt recht bald kommen würde. Je mehr er überlegte, welche Haltung er bewahren, ob er Vergangenes andeuten oder sich benehmen sollte, als stände eine ihm ganz Fremde gegenüber, um desto verwirrter wurde sein Sinn. Wohl erinnerte er sich der Bemerkung Lömritzs, daß, wer mit der Aristokratie umginge, seine Gefühle zu verbergen lernen müsse. Aber, dachte er, ich bin ein Künstler; soll ich meine besten Empfindungen unterdrücken, dann ist es zu Ende mit meinem Schaffen; und lieber will ich eine Region meiden — er konnte den Gedanken nicht ausdenken, denn die Komtesse stand vor ihm, schön, bezaubernd wie immer; sie war,

von ihm unbemerkt, durch eine Portiere in das Zimmer getreten und begann gleich mit ihrer melodischen Stimme: „Nicht wahr, Sie sind nicht sehr ungehalten, daß ich Sie warten ließ? Haben Sie noch Zeit? Oder wollen Sie mir einen andern Tag bestimmen?“

Sie sprach so ruhig, so unbefangen, wie zu einem alten Lehrer und Fernau war so überrascht, daß er kaum ein paar banale Phrasen fand, wie er sich glücklich schätzte ꝛc.

„Nun,“ meinte sie, „dann können wir Ihre Lieder gleich vornehmen; lehren Sie mich den wahren Vortrag.“

Sie begleitete diese Worte mit einem Blicke des dunklen Auges, daß sein Blut heißer wallte. Und wie ward ihm, als sie das erste Lied sang! Ihre schöne volle Stimme war wenig ausgebildet, ihre Gesangsweise war eine ganz regellose; aber ihr Vortrag war so feurig, so leidenschaftlich, so eigentümlich!

Fernau äußerte sein Entzücken in beredten Worten. „Ei ei,“ meinte die Komtesse lächelnd, „unsre Freundin, Fräulein von Felsten, schildert Sie als einen sehr strengen, schwer zu befriedigenden Lehrmeister und mir geben Sie nur Lob?“

„Ich erteile nie Unterricht im Gesange,“ entgegnete Fernau etwas verlegen, „über das rein Technische, Stimmansatz, Register und Atem darf ich mir ein Urteil nicht anmaßen; ich kann also nur als der Komponist des Liedes sprechen, und als solcher fühle ich mich glücklich, es in solcher Weise vorgetragen zu hören.“

„Lassen Sie uns nun Ihr Lied „An die Entfernte“ versuchen,“ bat die Komtesse, „ich bin mit Fräulein von Felsten immer im Streite über die Auffassung; sie meint, es müsse recht wehmütig vorgetragen werden; mir dagegen ist es unmöglich, immer nur melancholisch zu bleiben. Spielen Sie doch einmal die Melodie, ich will dann versuchen, es nach Ihrer Anweisung vorzutragen.“ Fernau war aufs höchste überrascht, daß sie gerade dieses Lied unter seiner Leitung singen wollte. Er hatte es in der Erinnerung an sie gesetzt, unmittelbar nach jenen Tagen, in welchen sie wie ein Meteor vor ihm aufgetaucht und verschwunden war, unter dem Eindrucke der wechselnden Gefühle sehnsüchtigen Verlangens und leidender Resignation. Ahnte sie die Wahrheit? Er fragte ihr Auge, doch das war unergründlich, wunderbar schön, schmachtend, doch mehr beobachtend als redend. Und so begann er denn sein Lied auf dem Klavier, mit dem Vortrage, wie der Moment ihn eingab, mit jener nervös leidenschaft-

lichen Empfindung, mit jenem bald zurückgehaltenen, bald heftig hervorlodernden Feuer, das vom wahren nachhaltigen Gefühle oft entfernt liegt, aber die unmittelbare Wirkung selten verfehlt. War es doch, als wollte er in Tönen sagen, was er auszusprechen nicht wagte! Die geistvolle Hofdame verstand den Künstler gar wohl, hütete sich aber, ihre Erregung merken zu lassen, nur ihre Lippen zuckten fast unmerklich, als sie lächelnd meinte: „Nun will ich Ihnen nachsingen.“ Und sie begann und sein Herz bebte, denn jeder Ton ihrer Stimme war der genaue Nachklang seines Vortrags, ihr Auge belebte sich, ihre Züge zeigten einen bezaubernd poetischen Ausdruck. Und als sie an die Schlußverse kam:

„So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn in dem blauen Raum verborgen
Hoch über ihm die Lerche singt;
So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick,
Dich rufen alle meine Lieder:
O komm, Geliebte, komm zurück.“

Da vermochte der nur zu leicht erregbare, entzückte Künstler sich nicht zu bemeistern, ergriff die schöne Hand und bedeckte sie mit Küssen. Sie wollte ihm wehren, doch er bat leidenschaftlich: „Entziehen Sie mir Ihre Hand nicht, nur das eine Mal nicht, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß dieses Lied in der Erinnerung an jenen unvergeßlichen Tag entstanden ist. Gar lange habe ich gezaudert, bis ich dem künstlerischen Ehrgeize nachgab und dieses Lied veröffentlichte. War mir doch immer, als sollten meine geheimsten Empfindungen der Welt enthüllt werden, als müßte sie erraten, wohin diese Töne gerichtet waren. Ich verdanke diesem Liede meine ersten Erfolge, darf es jedoch nicht als das Werk meines Talentes betrachten, denn kein ähnliches ist mir seither gelungen! Die Erinnerung an ein zauberisches Wesen, die Sehnsucht hat mir diese Töne eingegeben; und wahrlich niemals, in meinen stolzesten Träumen und Hoffnungen nahte sich mir der Gedanke, daß *sie*, der dieses Lied ja eigentlich gehört, deren Bild mir vorschwebte, als die Töne in mir erklangen, daß *sie* es mir vorsänge, und so wunderbar — schön, so eigentümlich! O lassen Sie diesen Traum nicht gar zu schnell verrinnen!“

Während er so sprach, hielt er ihre Hand fest; sie wehrte

nicht und blickte ihm freundlich, fast liebevoll ins Auge; als er geendet hatte, neigte sie das schöne Haupt gegen ihn; ihre Lippen berührten fast die seinen; mit einemmal sprang sie zurück, leicht und zierlich wie eine Gazelle, gab mit Augen und Finger ein leises Zeichen, als wollte sie andeuten, daß jemand im Nebenzimmer sei, und sprach ganz unbefangen: „Nun wollen wir ein andres Lied probieren." Und im selben Augenblicke klopfte der Diener an die Thür und meldete den Kammerherrn Grafen Kronek. Die Komtesse ließ um seinen Besuch bitten, empfing ihn mit besonderer Freundlichkeit und begann sofort ein Gespräch über die Vorbereitungen zu den nächsten Hoffesten, über den Kostümball beim russischen Gesandten ꝛc., ohne Fernaus Anwesenheit zu beachten. Der empfindliche Künstler fühlte sich tief verletzt; als er aber zufällig im Spiegel seine glühenden Wangen sah, da erriet er, daß die geistvolle Schöne ihm Zeit lassen wollte, die vollkommene Ruhe wieder zu gewinnen. So kramte er eine kurze Weile in den Noten, bis alle Zeichen der Erregung geschwunden waren; dann nahm er den Hut, um sich zu empfehlen. Jetzt stellte ihn die Komtesse dem Grafen mit den Worten vor:

„Das ist Herr Fernau, der berühmte Komponist, dessen Lieder ich nächstens im intimen Cercle den allerhöchsten Herrschaften vortragen werde."

Der Kammerherr, ein recht hübscher, etwas blasiert aussehender Mann, war etwa sechsunddreißig Jahre, galt als Autorität in allen Fragen der Hofetikette, der Anzahl und Tiefe der Verbeugungen bei Präsentationen, der Plazierung der Stühle bei den verschiedenartigen Festen, der Farben der Schleifen, Handschuhe für jede Gelegenheit; aber von Kunst und Wissenschaft wußte er gerade so viel, als bei Hofe davon gesprochen wurde. Als die Komtesse den Namen „Fernau, berühmter Komponist" nannte, da nickte der Graf leicht und graziös mit dem Kopfe; bei dem Nachsatze von den „allerhöchsten Herrschaften" und den Liedern folgte der Oberkörper unwillkürlich dem Nicken des Kopfes. Aber nur das scharfe Auge der Hofdame konnte die zwei Absätze in den Bewegungen des Kammerherrn bemerken, der Künstler war entzückt von der freien und liebenswürdigen Manier, mit welcher der Kavalier die Tonkunst pries, welche zu gleicher Zeit die demokratische und aristokratische Kunst sei.

Das hatte drei Tage vorher eine fremde Prinzessin bei Hofe gesagt, und das „aperçu" war sehr geistreich gefunden worden.

Als Fernau ging, meinte die Komtesse: „Lieber Herr Fernau, wollen Sie mir wohl erlauben, übermorgen an der Unterrichtsstunde der Freundin Marianne von Felsten teilzunehmen und bei ihr das Lied noch einmal mit Ihnen zu studieren? Ich weiß, Marianne und die Frau Geheimrat werden mich nicht abweisen; denn sie wissen beide, daß ich hier im Palais nie eine Zeit bestimmen kann, wo nicht dienstliche und gesellschaftliche Pflichten den musikalischen Studien Abbruch thäten, dagegen bei Marianne finden wir die gehörige Muße!"

Sie entließ ihn mit freundlichstem Lächeln und einem Händedruck, der wieder sein ganzes Blut gegen das Herz jagte. Wie ein Trunkener kam er auf die Straße; er dachte nicht, er phantasierte über das Thema, daß diese Komtesse das schönste und geistvollste Weib sei. „Welche Geistesgegenwart," dachte er, „welche Selbstbeherrschung hatte sie in dem kritischen Momente gezeigt, als der Diener an der Thüre war! Welche echt aristokratische, von jeder Affektion entfernte Grazie und Sicherheit! Ja, eines solchen Weibes — Freundschaft zu erringen, ist ein schönes Los! Es lebe die Kunst, nur sie vermag es uns zu gewähren!"

Vergessen waren all die philosophischen Betrachtungen, die er eine Stunde vorher angestellt hatte, vergessen die Vorsätze von Sammlung und Abgeschlossenheit. Und wer möchte den feurigen Künstler verurteilen, wenn er in jenem Momente so manches vergaß?

Als Fernau sich empfohlen hatte, fragte der Graf: „Ist das derselbe Herr, der gestern abend im Hause des Geheimrats von Felsten das kleine Renkontre mit dem Freiherrn von Hallberg gehabt hat und vom Herrn von Lömritz aus der Klemme gerissen ward? Ich komme soeben von der alten Gräfin Sambroch, die auch dort war und mir den Vorfall erzählte."

„Derselbe, lieber Graf; er ist im Felstenschen Hause sehr gern gesehen; ich glaube, daß er auf die Hand Mariannens aspiriert und daß die Eltern ihre Einwilligung geben, wenn er eine feste Position findet. Man will jetzt eine neue Stelle kreieren, damit nicht die ganze Leitung der Konzerte und sonstige musikalische Angelegenheiten bei Hofe allein in den Händen des Herrn Hofkapellmeisters liegen, der uns alle ennuyiert —"

„Aber dennoch oben sehr protegiert wird," warf der Graf ein.

„Wenn Sie mir helfen wollen, den Fernau zu protegieren,“ meinte die Komtesse, „so können wir ihm die Hofkonzert-Direktorstelle verschaffen.“

„Wie so? Und warum gerade diesen, wo gewiß so viele Mitbewerber vorhanden sind? Ich verstehe nichts von diesen Kunstsachen, aber Sie wissen, Komtesse, jede von unsern einflußreichen Damen hat ihren Protegé, dem sie die Stelle verschaffen will.“

„Ja, lieber Graf, die Verhältnisse stehen so, daß Fernau die besten Chancen hat. Man will jetzt einen jungen Künstler anstellen, der schon Bedeutendes geleistet haben soll, ohne einer Partei anzugehören. Es soll kein erpichter Klassiker sein, wie der langweilige erste Kapellmeister, kein enragierter Zukunftsmusiker, wie der zweite, der es eigentlich nur ist, um den ersten zu ärgern. Diese Bedingungen erfüllt Herr Fernau. Doch es ist noch ein Grund vorhanden, um dessentwillen wir ihn protegieren müssen. Ich weiß, daß die Prinzessin Sidonie und die Gräfin Stromberg — die einzigen, welche bei solchen Gelegenheiten mit beraten — sich sehr bemühen, ihrem Günstlinge, dem Herrn Labran, die Stelle zu verschaffen. So wenig fähig dieser ist, so verstand er doch, die Gnade einiger sehr einflußreicher Persönlichkeiten zu erwerben. Er hat seine Augen und Ohren überall, trotz des demutsvollen Wesens und der künstlerischen Versunkenheit, die er zur Schau trägt. Wird ihm die Stelle übertragen, dann erhält die Partei der Prinzessin und der Gräfin eine nicht zu unterschätzende Verstärkung; Sie wissen, wie oft man aus einem unbegreiflichen Hange, liberal zu erscheinen, mit Personen, die unter uns stehen, über uns spricht; der Kapellmeister z. B. wird sehr oft befragt, ob diese oder jene Hofdame viel Talent, schöne Stimme 2c. habe; und wenn auch so ein Mann nicht aus dem ihm angewiesenen Rayon treten darf, so kann er doch bei der richtigen Anleitung angenehme oder unangenehme Dispositionen verstärken oder mildern, ja sogar anregen, wo sie noch nicht vorhanden sind. Erhält dieser Herr Labran die Stelle — und sie ist ihm gewiß, wenn wir nicht zuvorkommen — so wird er als Nadel benutzt, mit der man unsrer Gruppe — und Sie gehören ja dazu, lieber Graf — kleine Stiche versetzt, und hat er sich so recht festgesetzt, so wird er wohl noch zu weiteren Diensten benutzt werden. Auf Fernau können wir rechnen, er ist eine treue Künstlerseele!“

„Tiens, Sie schwärmen für ihn, gnädige Komtesse.“

„Ich schwärme für seine Lieder! Ist doch die Liebe zur Musik das einzige, was uns armen Sklaven im goldenen Käfige noch erlaubt ist. Musik ist die einzige Beschäftigung, die keinen Argwohn erregt!“

„Seien Sie nicht ungerecht, beste Komtesse,“ meinte der Graf ernst, ohne jede Ironie, „man protegiert jetzt auch die Dichtkunst.“

„Seit Herr* zur Audienz befohlen war, um sein Drama zu überreichen! Ja, ja! Wir werden so manchmal par boutade zu irgend einer Bewunderung befohlen! Noch gut, wenn uns Ihr Hofmarschall nicht das dazu gehörige Kostüm vorschreibt. Doch genug! Ich habe Ihnen meine Ansicht mitgeteilt! Was wissen Sie neues von der projektierten Heirat der Prinzessin Mathilde?“

Der Kammerherr, der bei den Bemerkungen der Hofdame auf Kohlen gesessen hatte, atmete auf. Ihre letzte Frage betraf einen unverfänglichen Gegenstand. Und behaglich erging er sich in den Beschreibungen all der Korrespondenzen und Vorbereitungen für die Heirat der zweiten Tochter eines dritten Prinzen mit dem ersten Sohne der zweiten Linie eines Reiches dritten Ranges. Die Komtesse ihrerseits bewies, daß sie bei aller Schwärmerei für die Kunst auch die kleinsten Einzelheiten des Hoflebens sehr fest im Auge behielt. Und immer von der Heirat redend, wußte sie den Kavalier ganz zu bezaubern und ihm manche wichtige Mitteilung über andre Angelegenheiten zu entlocken, bis sie wieder auf die Hofkonzert-Direktorstelle zurückkam und er ihr bestimmt versprach, für Fernau zu wirken, ja sogar sich das Geständnis entschlüpfen ließ, daß die Gelegenheit, der Gräfin Stromberg und ihrer Partei entgegenzuarbeiten, ihm ganz erwünscht käme.

„Wenn gewisse, von hoch oben her unterstützte Richtungen die Oberhand gewinnen,“ meinte er, „dann muß der Hofmarschall ein Etikette- und Wörterbuch der Demokratie verfassen. Mit den bisherigen Gebräuchen und Ausdrücken der guten Gesellschaft und des Hofes kämen wir nicht mehr aus.“

Die Komtesse reichte ihm die Hand und sprach mit dem bezaubernsten Blicke ihres Auges:

„Lieber Graf, wenn Sie mit Ihrem Geiste, Ihrem Einflusse, Ihrem savoir faire uns beistehen, dann kann der Sieg nicht zweifelhaft sein und der gute Ton am Hofe wird erhalten bleiben.“

Entzückt küßte der Kammerherr die schöne Hand und ging — er wiegte sich auf den Hüften hin und her, wie ein Mann, der eine Eroberung gemacht hat. Die Komtesse blickte ihm spöttisch nach und dachte:

„Der elegante Geck! Welch ein Unterschied zwischen dieser Gattung Menschen und einem begeisterten Künstler! Es ist ein wahres Elend, daß man den Umgang mit solchen genialen Leuten nicht so nach Herzenslust pflegen kann; aber sie kompromittieren so leicht, trotz ihrer platonischen Verehrung! Von Fernau habe ich nichts zu fürchten; er wird unser kleines Abenteuer nicht verraten — sie dürfen hier nichts ahnen, denn so harmlos, so rein, so poetisch es war — sie würden den Zusammenhang erraten und dann wäre alles verloren! Ich muß mir Fernaus Ergebenheit und Dankbarkeit sichern, ihm die Stelle verschaffen. Es ist nötig, daß der Hof von seiner Bewerbung um Marianne unterrichtet werde, denn die Aussicht auf die Verbindung mit einer angesehenen Familie gibt ihm den Vorrang vor allen andern Protegés und geheimen Bewerbern. Die gute Marianne! Wird sie mit ihrer Eifersüchtelei und Sentimentalität diesen genialen Menschen fesseln? Ich vermöchte es! Doch er muß sie heiraten und dann sollen die beiden mir noch nützen! Ein harmloses, poetisches Gemüt wie er gewinnt leichter das Vertrauen mancher Persönlichkeiten, die uns argwöhnisch betrachten. Daß er mit diesem Lömritz so sehr befreundet ist, steht mir nicht an — dieser ist zwar ein Gentleman durch und durch, diskret und vornehm in seinem Fühlen und Handeln — aber er sieht zu klar — — zu gewinnen wird er nicht sein, man müßte vielleicht trachten, daß er einen höheren Posten erhalte und versetzt werde.“

Fernau war nach Hause geeilt, um zu komponieren; er dachte, die poetische Aufregung würde seiner musikalischen Phantasie neue Gedanken bringen. Aber er sollte sich bald überzeugen, daß die Muse der Tonkunst sich dagegen sträubt, gewissen gewünschten Empfindungen Weihe zu verleihen, daß dieselben erst gereinigt, durchgeklärt, durchgeistigt sein müssen, bevor sie als Stimmungsbild in Tönen wiedererscheinen können. Er arbeitete emsig, brachte aber nur unzusammenhängende Gedanken zu Papier; die Melodien kreuzten sich, ohne feste Form zu gewinnen. Unmutig warf er zuletzt die Feder hin und sprach: „Was soll das werden? War es doch, als wollte die Muse mich emporheben zu höheren Regionen, und jetzt flieht sie mich und versagt mir ihre Hilfe. So

will ich denn vor allem trachten, Ruhe zu gewinnen, und jenen stillen Winkel aufsuchen, in welchem ich die Muse nie vergeblich angerufen habe, in welchem sie so oft tröstend zu mir trat, wenn ich bange in die Zukunft blickte; ich will sehen, wie es der guten Marie und den Ihren geht."

Und Marianne? An sie dachte er in jenem Momente gar nicht!

Viertes Kapitel.

Künstler und Bürgersleute.

In einer vom eleganten Stadtteile ziemlich weitentfernten Straße stand ein altmodisch, aber solid gebautes Haus, aller Verzierungen bar, eines neuen Anstriches bedürftig, aber auffallend sauber gehalten; es sah recht ehrsam und mürrisch aus. Im Erdgeschosse rechts und links befanden sich Läden; in dem einen ward ein Bäckergewerbe betrieben, über dem andern hing ein altes Schild mit der Inschrift: J. Laßner sel. Witwe, Hofoptikus. Im ersten Stockwerke wohnte ein altes Ehepaar, im zweiten Frau Witwe Laßner, die Hausbesitzerin, mit ihren Kindern. August, der älteste Sohn, stand mit der Mutter gemeinschaftlich dem Geschäfte vor; Eduard, der jüngere, lernte Landwirtschaft auf einem Gute und kam nur selten zur Stadt; Marie, die einzige Tochter, versah die Wirtschaft mit einer Aufwärterin. Die Wohnung war sehr bescheiden; ein Zimmer diente als Putzstube zum Empfang von Gästen. Dort hingen die Porträte des Herrn Laßner selig und seiner Frau, beide recht schlecht gemalt, in altmodischen, vergoldeten Rahmen, und ein Kupferstich, die Schlacht von Waterloo darstellend. In einer Ecke stand ein Spind mit Glasthüren und Spiegeln, in demselben einige silberne Leuchter, Denkmünzen und Nippsachen; gegenüber ein altes Piano, an der Mittelwand, unter den obenbenannten Porträten, ein großes Sofa, mit braunem Wollrips-Ueberzug, vor demselben ein großer Tisch, auf welchem ein Gesangbuch, ein Anzeigeblatt, eine Bibel, ein Kochbuch, ein Roman aus der Leihbibliothek und Nähzeug friedlich nebeneinander lagen; und an diesem Tische auf einem Rohrstuhle saß ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, das bald emsig nähte, bald in tiefes Nachsinnen versank. Ihr Gesicht war rund, auffallend hübsch und frisch, und von herzgewinnendem, freundlichem Ausdrucke; der Schnitt des Mundes

mit den schwellenden Lippen und die Form der freien Stirne ließ auf festen Charakter schließen. Der Blick des tiefblauen Auges war trotz aller Lebhaftigkeit nicht frei von Schwermut. Die Gestalt war eher kräftig schlank, aber von schönem Ebenmaße; Hände und Füße, wohl geformt, ermangelten der Eleganz, die nur sorgfältige Pflege verleiht. Als das Mädchen eben wieder die Arbeit sinken ließ und vor sich hinträumte, trat ein junger bildhübscher Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren mit hohen Stiefeln, halb angekleidet in das Zimmer und sprach in rauhem Tone: „Du sitzest hier und überlässest dich wohl wieder vornehmen Phantasien, während die Mutter und ich seit einer halben Stunde auf den Kaffee warten! So oft der alte langweilige Kantor mit seinem poetischen Kunstgerede hier war, ist hier nicht auszukommen; dir steckt gewiß wieder der Musikant, der Fernau, im Kopfe, der jetzt den großen Herrn spielt und gnädig auf uns herabblickt, während er noch vor ein paar Jahren sich recht dankbar zeigte, wenn wir ihm eine Tasse Kaffee anboten."

Marie ward dunkelrot, schwieg jedoch; das erzürnte den jungen Polterer noch mehr; seine Worte und höhnischen Bemerkungen wurden noch rauher, bis die Schwester ihm bemerkte:

„Du schlägst einen Ton an, in welchem du dich wohl mit den Stallknechten auf dem Lande unterhalten magst, aber nicht mit mir."

„Ei, wie vornehm," meinte der junge Mann. „Du müßtest dir eigentlich eine Kammerjungfer halten, die uns anmeldete und das gnädige Fräulein fragte, ob sie ihrem Bruder eine Audienz bewilligt."

Erzürnt sprang Marie auf und sagte: „Würde das Einkommen der Mutter nicht so verschleudert und verbrauchte Herr August nicht so viel im Wirtshause mit seinen Freunden, so könnten wir wohl ein Dienstmädchen halten und ich brauchte nicht fast alle Arbeit allein zu verrichten."

Bei diesen letzten Worten war August, der ältere Bruder, eingetreten. Er kam unglücklicherweise eben vom Kartenspiele aus dem Gasthause, und der nicht ungerechte Vorwurf der Schwester brachte den bereits Erhitzten in Zorn. Es entfuhr ihm eine Anspielung auf Fernau, daß Marie erblaßte und das Zimmer verlassen wollte; die Kraft versagte ihr, sie sank auf den Stuhl zurück, große schwere Tropfen strömten aus ihren Augen.

Die Brüder standen betreten, Eduard fuhr gegen den

Aelteren los, nahm der Schwester Partei und stellte ihn heftig zur Rede. Die beiden zankten; nun kam noch die Mutter aus dem Laden, wo sie den Kaffee vergeblich erwartet hatte. Es gab Hader und nutzloses Hin- und Hergerede. Ein jeder wollte gerade dort recht haben, wo er im Unrechte war.

Marie behauptete, sie benähme sich nicht vornehm und geringschätzig gegen die Brüder und habe auch noch keinen ernstlichen Heiratsantrag zurückgewiesen, nur die Freier seien keine tüchtigen Männer, sondern bloß Günstlinge und Kumpane des älteren Bruders gewesen; dieser schwur, er lebe mäßig und gehe nur manchmal mit Geschäftsfreunden zu einem Glase Bier, weil er da alle Angelegenheiten gemütlicher und vorteilhafter zu Ende bringe, als zu Hause, wo die Mutter sich in alles mische.

Eduard protestierte dagegen, daß er roh spreche und verbauere; hohe Stiefel trügen auch Studenten und königliche Stallmeister.

Die Mutter beteuerte, sie wünschte nichts, als ihre alten Tage in Ruhe verbringen zu können und sich um nichts zu kümmern, wogegen die Kinder einstimmig versicherten, daß nur sie der Entwickelung des Geschäftes hinderlich sei, weil sie alle Tage das Oberste zu unterst kehrte und sich und die andern beunruhigte. So verging eine halbe Stunde und der Kaffee, um den der erste Streit begonnen hatte, war noch nicht gemahlen — als plötzlich die Klingel rasch zweimal nacheinander gezogen wurde. Marie erkannte Fernaus Art zu schellen.

„Ach da kommt Herr Fernau,“ rief sie freudig, und die Mutter eilte hinaus, ihm zu öffnen.

August meinte: „Ei, du hast ihn wohl erwartet? Das ist ja recht schön! Mir kommt der Musikant gerade recht, ich will dem nobelthuenden Herrn einmal meine Meinung so recht von der Leber weg klarlegen.“

Der Künstler trat ein; er war ganz einfach gekleidet, wie in der Zeit, als er noch bei Frau Laßner gewohnt hatte. Heiter und freundlich grüßte er alle:

„Wie geht's, ihr alten Freunde? Ei, da ist ja unser Oekonom, der Eduard! Wie groß und schön geworden! Ja solchen prächtigen Teint können wir armen Städter nicht haben! Und da treffe ich endlich einmal den Herrn Chef des Geschäftes, Herrn August! Wann wird mein Opernglas fertig? Sie nehmen sich wieder zu viel Mühe; für mich soll

alles besser werden als für andre Leute! Frau Mama Laßner, ich grüße bestens; und unsre gute Marie — — was ist das?! Sie haben rote, verweinte Augen? Was ist denn wieder vorgegangen? O, ihr komischen Leute, die ihr euch einander so lieb habt und immer streitet! Was war denn der wichtige Grund des Familienzwistes? Hat Marie den unrechten Topf an das Feuer gesetzt? Oder Eduard bei nüchternem Magen gepfiffen? Oder August beim Aufstehen die Schuhe auf den Stuhl gesetzt? Oder hat gar die Mutter von Katzen geträumt?"

Die freundliche Anrede und die Anspielungen auf den Aberglauben der Mutter versetzte die ganze Familie sofort in heitere Stimmung. Und da ein Uebermaß das andre erzeugt und Gemütsmenschen jähem Wechsel der Empfindungen folgen, so wurden die Brüder Mariens um so freundlicher, als sie im Augenblicke vorher ganz zornige Gedanken gegen ihn gehegt hatten.

Treuherzig ergriff Eduard seine beiden Hände und schüttelte sie kräftig, und August, der ihn mit den gröbsten Worten empfangen wollte, wurde ganz weich und schwur in seinem Innern, daß auch der König kein besseres Opernglas haben dürfe, als Fernau. Und die Mutter, deren Herz ganz aufgegangen war bei dem Lobe Eduards, den sie als ihr Ebenbild betrachtete, meinte: „Ja, lieber Herr Fernau, wären Sie nur immer bei uns, dann herrschte hier Friede und Zufriedenheit. Sie verstanden alles so schön im richtigen Geleise zu erhalten, meine Söhne waren viel artiger, Marie kochte besseren Kaffee, und ich alte Frau hatte auch manchmal eine Herzensfreude, wenn Sie abends so schön spielten, daß die ganze Nachbarschaft aufhorchte." Und dann begann sie die altgewohnten Klagen, wie sie sich plagen müsse, weil ihr seliger Mann in seinem Starrsinne sich keine der neueren eleganten Erfindungen aneignen, dem Geschäfte keinen „modernen Schwung" geben gewollt, wie er sich anderseits in Spekulationen eingelassen und Geld eingebüßt hatte; wie August sich schon frühzeitig ihrem Einflusse entzogen hatte und nur mit seinen Bekannten lebte und sich um die Familie nicht kümmerte; wie Eduard ein so schöner Offizier werden konnte, aber jetzt auf dem Lande ganz verbauere, und wie Marie nicht einmal mehr Französisch lernen könne.

„Ja," endete sie seufzend, „an meiner Wiege wurde das Lied nicht gesungen, das ich jetzt singen muß."

Fernau hörte die alte Frau geduldig an; er wußte ge-

nau, daß an ihrer Wiege weder die Fee des Reichtums noch die der Bildung gestanden hatte, daß ihr Mann sein Geschäft mit tüchtiger Kenntnis und richtigem Blick geführt, und nicht vergrößert hatte, weil seine Abnehmer den bürgerlichen soliden Kreisen angehörten, die vor allem Dauerbarkeit und nicht zierliche äußere Ausstattung verlangten; daß seine Verluste ganz unbedeutend gewesen waren; daß Eduard gar nicht zum Offizier taugte und vom reichen Vetter auf dem Lande zum Schwiegersohne und Erben ausersehen war, und daß August, wenn er auch manchmal etwas mehr als gebührlich dem Bierglase huldigte, das Geschäft und die Interessen der Familie pflichttreu wahrnahm. Aber er schwieg und hörte sie mit gläubiger Miene an, weil er wußte, daß pathetisches Klagen ihr Seelenbedürfnis war. Dann sprach er einige tröstende Worte, lobte ihr gutes Aussehen „unberufen“ und meinte: „Starker Kaffee war Ihnen niemals zuträglich, liebe Frau Laßner; aber heute, mir zuliebe, soll Marie solchen bereiten; ich kann leider nicht mitgenießen, leide an Schlaflosigkeit infolge angestrengtesten Arbeitens und Nachtwachens, und muß Hafergrütze und dergleichen nervenstillende Gebräue nehmen. Aber das Aroma von Mariens Kaffee soll mich erfreuen und an die guten alten Zeiten erinnern.“

Er errötete fast, daß er solch falschen Vorwand nahm; der wahre Grund war, daß er noch gar nicht zu Mittag gegessen hatte; er speiste nicht wie ehemals um 1 Uhr in einem kleinen billigen Gasthause, sondern um 5 Uhr in einem feinen und teuren Restaurant, und konnte daher in jenem Momente nicht starken Kaffee trinken. Aber er verweilte noch über eine Stunde bei den alten Freunden, bis sie wieder alle recht einig und munter waren. Dann erst ging er, von ihren herzlichen Wünschen und Freundschaftsversicherungen begleitet.

Die Familie Laßner blieb noch eine Weile im traulichen Gespräche beisammen. Die Brüder streichelten und herzten Marie, sie liebten die Schwester herzlich, wenn sie ihr auch manchmal rauh begegneten; die Mutter blickte mit Stolz auf die liebliche Tochter und führte verwunderliche Reden, über die sie jedoch keinen Aufschluß gab; sie hatte am Morgen Karten geschlagen und ein brauner Freiersmann war dreimal hintereinander auf denselben Platz neben das blonde Mädchen gefallen; nun war doch Fernau am Nachmittag unverhofft gekommen, die Karten hatten also wahr gesprochen, aber die alte Frau hütete sich wohl, ein Wort über diesen Vorfall zu

sagen. Der Zauber wirkte ja nur, wenn nicht davon gesprochen, wenn er nicht berufen war! Ueber Fernau war jene ruhige, heitere Stimmung gekommen, in welcher er am liebsten komponierte und die er sich in letzter Zeit vergeblich herbeigewünscht hatte. Er ging nicht nach seinem gewohnten Gasthause, um das Zusammentreffen mit all den eleganten Leuten, um ihre nichtssagenden Reden zu vermeiden; er eilte nach Hause, ließ von seiner Wirtin ein einfaches Mahl bereiten und setzte sich an die Arbeit. In wenigen Stunden vollendete er die Violinphantasie. — Mitternacht war vorüber, als er sich zu Bett legte, aber er schlief ruhiger als seit langer Zeit.

Fünftes Kapitel.

Im Hause des Geheimrats.

Zur selben Stunde, als Fernau die Familie Laßner besuchte, saß Marianne von Felsten in ihrem eleganten Arbeitszimmer am Stickrahmen. Ihre Finger bewegten sich emsig und gleichmäßig über dem Kanevas; aber unstät und in weiten Sprüngen schweiften ihre Gedanken, und als sie einmal den Faden an der Arbeit abschnitt, vergaß sie denselben wieder aufzunehmen, und sie versank in tiefes Sinnen. Die Ereignisse des verflossenen Abends traten immer wieder vor ihr Gedächtnis und das Bild eines fremden Mannes, das Bild Lömritz', drängte sich vor das innere Auge trotz aller Gewalt, mit der sie es bannen wollte. Wie war er so männlich, so selbstbewußt, so imponierend aufgetreten! Wie ruhig, wie sicher hatte er, der altadelige Regierungsrat, dem hochmütigen Offizier gegenübergestanden, während Fernau so bleich, so erregt und so hilflos erschien. Daß der gute, liebenswürdige, brave Künstler von dem Zwischenfalle nicht weiter zu leiden hatte, daß der Offizier sich so anständig gegen ihn benahm, die Komtesse Manoli und die ganze Gesellschaft ihm Teilnahme und Wohlwollen bezeugte, war ja höchst erfreulich. Aber dennoch vermochte sie ein demütigendes Gefühl nicht zu bewältigen bei der Erinnerung, daß der Mann, dem sie stille Neigung weihte, als dessen künftige Lebensgefährtin sie sich dachte, von einem Offizier, und im Hause ihrer Eltern, auch nur einen Augenblick als nicht satisfaktionsfähig, als nicht gleichstehend betrachtet werden konnte. Und, als sie von solchen Gedanken und Empfindungen bewegt

war, da überkam ihre lieblichen Züge ein Ausdruck der Schwermut und der Ermattung, daß sie vor ihrem eignen Bilde im Spiegel erschrak. Ihre Physiognomie gehörte zu denen, auf welche jeder Wechsel der Stimmung furchtbaren Eindruck übt; wenn sie am Klavier saß oder schöne Musik hörte, wenn angenehme Personen sie umgaben und ein Gespräch sie anregte, dann belebten sich ihre feinen Züge, das Auge blickte munter und freundlich, ihr Lächeln verbreitete Heiterkeit, und die schlanke, zierliche Gestalt zeigte die elastische Beweglichkeit eines sechzehnjährigen Mädchens. Aber wenn sie geistlose oder schlecht ausgeführte Musik anhören oder mit unsympathischen Personen ein Gespräch führen mußte, oder wenn in der Gesellschaft die Unterhaltung sich stundenlang um jene gleichgültigen Angelegenheiten drehte, denen die Hof- und die ihnen nahestehenden Kreise oft so viel Wichtigkeit beimessen, dann erschlafften ihre Züge sichtlich und sie, die zweiundzwanzigjährige, glich einer übelgelaunten alten Jungfer; zwar behielt sie immer die Herrschaft über die äußeren Formen und blieb gleichmäßig höflich und rücksichtsvoll, aber der Kontrast mit der inneren geistigen Abspannung trat dann noch sichtlicher hervor.

Wie sie nun so in Träumereien versunken dasaß, traten ihre beiden Brüder unvermutet in das Zimmer in ganz ungewöhnlicher Laune. Albert, der sonst ernste und kalte Hofrat, der mit Marianne wenig sympathisierte, erschien sehr aufgeräumt und lustig und scherzte mit der Schwester. Otto, der Offizier, dessen überheitere Laune sich immer in allerhand Neckereien und freundlichen Stichelreden kundgab, war düster und verschlossen. Teilnehmend fragte ihn Marianne um den Grund seiner Verstimmung.

„Soll ich etwa fröhlich sein,“ antwortete er mürrisch, „wenn der Klavierlehrer meiner Schwester als ihr Freier gilt? Welch eine angenehme Aussicht, einmal irgendwo als Besucher einzutreten und meinen Herrn Schwager als Lektionengeber à tant le cachet zu finden, als höheren Kammerdiener.“

Mariannens Gesicht flammte; der Stich hatte getroffen; aber sie blieb äußerlich ruhig und antwortete ausweichend:

„Warum beunruhigst du dich um meiner Zukunft willen? Das ist doch sonst nicht deine Art. Mich dünkt, deinem heutigen Mißmute liegt auch eine andre, wichtigere Ursache zu Grunde, als meine Angelegenheiten.“

Frau von Felsten hatte im Nebenzimmer schon die erste

Bemerkung Ottos vernommen; bei den letzten Worten Mariannens trat sie ein und sprach mit dem ihr eignen, milden, eisigen Tone in der Stimme:

„Liebe Tochter, ich habe dich schon oft ersucht, nicht gleich so nervös zu werden, wenn eines deiner Geschwister eine dir nicht angenehme Bemerkung äußert. Uebrigens ist das, was Otto gesagt hat, wirklich ernster Natur und will wohl erwogen sein. Ich betrachte Herrn Fernau als eine Art von Hausfreund; er genießt des besten Rufes als Künstler und allgemeiner Achtung als Mensch; jede Familie, weß Standes immer, kann ihn ohne Bedenken gern bei sich empfangen. Daß man aber in der Stadt von seinen Absichten, um dich zu werben, spricht, ist mir unbegreiflich. Er hat mir gegenüber mit keiner Silbe solche Absichten geäußert — und ich hoffe, auch dir gegenüber nicht."

„Nun, Mama," bemerkte Otto beschwichtigend, „in der Stadt habe ich eigentlich noch gar nicht davon reden hören; Albert hat es mir eben mitgeteilt und gemeint, wenn einmal die Absichten dieses Klavierlehrers von ein paar Leuten auch nur als Ahnung angedeutet würden, dann könnten wir sicher sein, daß in wenigen Tagen die ganze Stadt gleich von der Verlobung Mariannens mit ihm erzählen werde, und da dieser Herr wirklich eine exzeptionelle Stellung in unserm Hause einnimmt, so dachte ich, es wäre doch besser, einem solchem Gerede jeden Grund zu benehmen."

„Beste Mama," bemerkte Marianne schüchtern. „Sie selbst sprachen ja vor etwa zehn Tagen zuerst mit mir von Herrn Fernau; Sie deuteten an, daß er höchst wahrscheinlich bald eine sehr ehrenvolle und einträgliche Stellung am Hofe erlangen, dann selbstverständlich keinen Unterricht mehr erteilen und in ganz andern Beziehungen zur Gesellschaft treten dürfte; Sie deuteten auch zu gleicher Zeit an, daß ich nun schon zweiundzwanzig Jahre alt sei und nicht auf Mitgift rechnen kann nach all den Opfern, die Sie für Ihre andern Kinder bringen mußten."

Verwundert blickten die Söhne auf Frau von Felsten; diese blieb vollkommen ruhig, nur ihre Lippen waren noch blasser geworden und ihre Blicke drangen wie Dolche in das Herz der Tochter, als sie ihr bemerkte:

„Du hast wohl recht gut acht gegeben auf alles, was du von mir zu hören wünschtest, dagegen scheint meine gleichzeitige Andeutung, daß der alte Graf Kronenberg um deine Hand werben wolle, spurlos an dir vorübergegangen zu sein

— weil er dir nicht konveniert. Nun wenn du diesen Herrn Fernau so sehr liebst, ich habe nichts Besonderes gegen ihn, d. h. wenn er Hofkonzertdirektor wird — aber die Stelle ist noch nicht einmal kreïert, geschweige denn ihm verliehen —"

„Und selbst wenn Herr Fernau sie erhält," unterbrach der Hofrat die Rede der Mutter, „müßte ich mich vorderhand entschieden gegen ihn erklären, bei aller Achtung vor seiner Kunst, von der ich nichts verstehe, und vor seinem Charakter, mit dem man keine Frau aus gutem Hause standesgemäß erhält; ich habe einen besseren Mann für Marianne gefunden, gegen den sie selbst auch gewiß nichts einzuwenden haben wird — Herrn von Lömritz!"

„Wie!" riefen Frau von Felsten, Otto und Marianne, wie aus einem Munde.

„Nicht wahr, ihr seid verwundert? Nun, ich will euch im Vertrauen meinen Plan mitteilen, bei welchem Mariannens Mitwirkung unerläßlich ist. Ihr wißt, daß Herr von Lömritz die Schuldforderung seines Onkels an unsern Vater vertritt. Dieser Onkel ist ein alter, schlauer, habsüchtiger Demokrat. Mich kann er nicht leiden, weil ich konservativ bin; dem Vater zürnt er, weil dieser die demokratischen Prinzipien gegen anständigere umgetauscht hat. Aber an Mariannen, die er im verflossenen Jahre auf dem Gute seiner Stieftochter, der verwitweten Baronin Hohentann, öfters gesehen hat, scheint er besonders Wohlgefallen zu finden. Er äußerte einmal geradezu, es wäre ihm ganz recht, wenn sein Neffe und Erbe ein Mädchen wie dieses zur Frau wählte. Frau von Hohentann ist vor zwei Wochen hier gewesen und hat die Aeußerung ihres Stiefvaters dem Regierungsrate von Lömritz mitgeteilt, und dieser ließ ein paar Worte fallen, aus denen die geistreiche Dame leicht erkannte, daß ihr Verwandter eine große Verehrung, wo nicht eine stille Liebe für unser Fräulein Marianne hegte. Das alles habe ich von ihr selbst erfahren. Nun bietet sich eine günstige Gelegenheit, diese Umstände zu unser aller Vorteil zu benützen. Die neue Eisenbahn, welche der Staat jetzt baut, soll an dem Gute des alten Herrn von Lömritz vorüberführen. Dieser wünscht sehnlichst, daß daselbst eine Haltestelle errichtet werde. Er führt als Grund an, eine Haltestelle wäre segenbringend für die ganze Gegend und von großem Vorteil für die Regierung wegen der fiskalischen Waldungen, deren Holzerträgnis um so viel leichter verwertet würde. Ich aber glaube, der alte Geizhals will nur seine Produkte besser verkaufen und

noch mehr Geld zusammenscharren. Doch das ist gleichgültig — die Hauptsache bleibt der Vorteil, der aus dieser Angelegenheit für uns erwachsen kann. Der Vater übt entscheidenden Einfluß aus durch sein Referat und durch die Beziehungen zu den andern vortragenden Räten; wenn er nicht will, so wird keine Haltestelle an dem Gute errichtet, ja die Bahn kann das Gut ganz umgehen, ohne Nachteil für den Verkehr oder den Staat. Aber es ist auch ebenso leicht, sie durch dasselbe zu führen, ohne daß die Baukosten erhöht würden, und dann ließe sich vielleicht noch der Vorteil für beide Teile finden, daß der Staat den an seine Forsten grenzenden Lömritzschen Wald erwärbe und eine lang gewünschte Abrundung erzielte. Der alte Schlaukopf wird leicht einsehen, daß wir ihm große Dienste in ehrenhaftester Weise erweisen können, und sich dann auch bereit finden lassen, die auf unserm Hause lastende Schuld ganz zu erlassen; andres wird noch folgen. Nun kann aber nur der Regierungsrat, der stille Verehrer unsres Fräuleins, seinem Onkel alles das, was ich eben dargelegt habe, einleuchtend vorstellen; denn nur ihm traut er um dessen Redlichkeit willen und weil er sich wohl auch denkt, der einstige Erbe werde nicht gegen den eignen Vorteil raten. Und in Mariannens Hand liegt es nunmehr, ihre Familie aus sehr unangenehmen, nicht länger mehr zu verbergenden Verhältnissen zu befreien, ja diese zu günstigen umzugestalten. Wir müssen uns dem Regierungsrate nähern, ihn öfters laden, günstig zu stimmen trachten. Benimmt sich Marianne freundlich und zuvorkommend gegen ihn, so wird er gewiß meine Vorschläge prüfen und bei seinem Onkel unterstützen; er dürfte dann auch seine Zurückhaltung bald aufgeben und dem liebenswürdigen Fräulein von Felsten seine Gesinnungen und Empfindungen, wie er sie der Baronin Hohentann angedeutet hat, direkt kundgeben — und mich dünkt, dem Fräulein soll dann ihre Entscheidung nicht sehr schwer fallen. Bei aller Achtung vor Herrn Fernau als Künstler und Mensch läßt sich doch behaupten, daß er in keiner Weise einen Vergleich mit Herrn von Lömritz bestehen kann; der ist ein ganzer Mann und ein Kavalier, jener doch nur ein recht netter, romantischer Musikant — Musiker will ich sagen. Hegt sie besondere Freundschaft für ihn, so kann sie ja als Frau von Lömritz immer seine Beschützerin und Freundin bleiben — in allen Ehren; aber der Regierungsrat ist ein Mann, dem großer Reichtum und große Karriere sicher sind, und das paßt dem

Fräulein entschieden besser, als das ungewisse Los eines Künstlers. Und wenn — im schlimmsten Fall — die von mir geplante Ehe nicht zu stande kommt, so hat Marianne ihrer Familie einen großen Dienst erwiesen und Herr Fernau bleibt dann noch immer."

Frau von Felsten blickte mit gespannter Erwartung auf Marianne. Diese vernahm des Bruders Rede mit hochgeröteten Wangen und klopfendem Herzen. Lebhaft stand es vor ihrem Gedächtnisse, wie Lömritz vor anderthalb Jahren bei der kurzen Begegnung auf dem Gute der Frau von Hohentann, sowie auch später bei zufälligem Zusammentreffen in Gesellschaften sich gegen sie besonders aufmerksam gezeigt hatte, bis er mit einemmal — wohl als er Fernaus Empfindungen für sie erkannte — große Zurückhaltung beobachtete. Was der Bruder über Lömritz' Aeußerungen gegen seine Verwandte erzählte, schmeichelte ihrem Ehrgeize in hohem Grade und erweckte lebhafte Empfindungen in ihr, die sie aber nicht Macht über sich gewinnen ließ.

„Du vergissest, lieber Bruder," sagte sie, „daß Herr von Lömritz Herrn Fernaus bester Freund ist; noch gestern stand er hier in unserm Hause ihm treu und schützend zur Seite. Wenn Herr Fernau die Absicht hegt, um mich zu werben, so weiß Herr Lömritz darum und wird dem Freunde nie in den Weg treten; dies ist auch wohl der Grund seiner Zurückhaltung. Mit Freuden werde ich alles thun, was dem lieben Vater und der Familie von Nutzen sein kann. Aber mich dünkt, wenn der Vorteil, welchen dein Plan dem Onkel des Herrn von Lömritz bringen soll, ein so bedeutender und in ehrenhafter Weise so leicht zu erreichender ist, so wird ihn der Regierungsrat erkennen und empfehlen, ohne meine Dazwischenkunft; ich kann von Geschäften nicht sprechen. Gern möchte ich den Herrn von Lömritz günstig für den guten Vater stimmen, der unter der Schuldenlast seufzt; aber mich zuvorkommend gegen ihn zu benehmen, daß er etwa Hoffnungen schöpfte, das widerspricht allen meinen Begriffen von Ehre." Der Hofrat verbarg seine Verlegenheit unter spöttischem Lächeln und zuckte mit den Achseln; aber Otto der Offizier vermochte seine üble Laune nicht zu bemeistern und meinte: „Deine so sehr peinlichen Begriffe von Ehre, die dich abhalten, der Familie zu nützen, sollten dir auch verbieten, mit dem Klaviermeister zu kokettieren; wenn du trachtetest, Frau von Lömritz zu werden, so wahrtest du nicht bloß *deine*, sondern auch die Ehre der Familie besser, als —"

Marianne flammte auf: „Nicht dir steht es zu, mich an die Pflichten der Familienehre zu erinnern, der du nicht anstandest, das Wenige, das mir als Mitgift bestimmt war, für deine Spielschulden zu verwenden."

Otto und seine Mutter erschraken sehr, als sie aus Mariannens Worten entnahmen, daß ihr ein Geheimnis, das sie tief verborgen wähnten, bekannt war. Aber mehr noch als die beiden war Marianne selbst erschreckt; ihr hatte die ältere Schwester das Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt — die schlimme Kränkung hatte das Siegel gewaltsam von den Lippen gerissen.

Eine Minute lang herrschte unheimliche Stille im Zimmer, dann begann Frau von Felsten: „Ich glaubte eine gute Tochter erzogen zu haben, nicht eine Spionin meiner Handlungen." — „O teuerste Mutter, verzeihen Sie mir," rief Marianne laut weinend, „bedenken Sie nur, wie kränkend die Worte Ottos —"

„Ich will nichts weiter hören, gehen Sie auf Ihr Zimmer, wir werden später noch über die geheimen Berichte sprechen, welche Sie zu erhalten scheinen. Jetzt kein Wort mehr!"

In diesem Augenblicke trat der Geheimrat ein; er faßte Mariannen, die eben das Zimmer verlassen wollte, an der Hand, und fragte:

„Was habt Ihr wieder mit dem Kinde? Ihr kränkt sie, wohl, weil Ihr wisset, daß sie mir lieb ist."

„Niemand kränkt Mariannen, lieber Mann," entgegnete seine Frau kalt und ruhig, „sie kränkt uns. Bekümmere dich nicht um unsre Familienangelegenheiten, lieber Mann, du hast das auch früher nicht gethan, dich von deinen Freunden mißbrauchen und deine Familie darben lassen, jenen Opfer gebracht, und unser nicht gedacht. War ich nicht um unser Los besorgt, so folgtest du deinen demokratischen Neigungen und schlossest dich der Umsturzpartei an, mit der du noch immer kokettierst."

Der Geheimrat hatte bei der höhnischen Bemerkung über die den Freunden gebrachten Opfer den Kopf sinken lassen und geseufzt — gegen die letzteren Worte empörte sich das Gemüt des friedlichen Dulders.

„Weib," rief er mit Donnerstimme, „wage nicht weiter so mit mir zu sprechen. Du weißt, daß ich nie anders dachte, als den Thron meines Herrn und Fürsten durch das Volk am festesten zu stützen. Habe ich geirrt, so büße ich durch

das Aufgeben meiner Ueberzeugung. Aber wie darfst du von Sorge für die Familie reden? Als ich für meine Freunde Opfer brachte, lebten wir in bescheidenen, aber geregelten Verhältnissen. Seit ich deinen Ratschlägen folgte, seufze ich unter Schuldenlast, ohne Aussicht auf Befreiung. Ich habe dich einst geliebt, dachte in dir eine Stütze für meine weichere Natur zu finden; du aber gingst nur aus, mich zu beherrschen, deine hochfliegenden Pläne durch mich zu verwirklichen. Aber diesen Zustand ertrage ich nicht länger. Ich verlasse den Dienst und dann — —"

Erschrocken traten die Söhne auf den Vater zu, baten ihn, sich zu beruhigen; Marianne warf sich in seine Arme. Frau von Felsten aber eilte hinaus; ihr feines Ohr hatte die Glocke im Korridor schellen hören. Der Diener meldete Herrn Regierungsrat von Lömritz.

„Ich kann ihn jetzt nicht empfangen," sagte der Geheimrat rasch und leise zu seinem Sohne; „er kommt wieder, um im Namen seines Onkels Zahlung zu verlangen und mit Bedauern eine Klage in Aussicht zu stellen. Dieser Hauskauf ist auch eine von den Folgen der mütterlichen Fürsorge für die Familie."

„Lieber Vater," flüsterte der Hofrat, „Sie dürfen Herrn von Lömritz in diesem Momente nicht abweisen; empfangen Sie ihn recht freundlich, ich werde ihm einen Plan andeuten, dessen Ausführung alle Schwierigkeiten leicht und in ehrenhafter Weise beseitigen soll."

„Nun, so empfange du ihn und unterbreite deine so günstigen Pläne, bis ich einige Ruhe gesammelt habe."

Die beiden verließen das Gemach. Otto, der Offizier, blieb mit Marianne zurück. Er blickte zur Thüre, ob niemand lauschte, dann trat er auf die Schwester zu, ergriff die Hand der Widerstrebenden und sagte in gutmütigem Tone: „Marianne, du mußt mir nicht böse sein, mich verfolgte in letzterer Zeit zu viel Pech, daß ich ganz wild wurde; erst Unglück im Spiele, dann brach ein Pferd, das mir viel Geld gekostet hatte, mit dem ich sicher auf dem Offizierrennen gewonnen hätte, ein Bein, mußte getötet werden und noch viele solche Dinge mehr. Ich habe mir schon hundertmal vorgenommen, recht solid zu leben. Aber das geht nicht so leicht. Alle Offiziere meiner Eskadron sind Kavaliere, ich muß entweder nach ihrer Weise leben oder mich ganz isolieren; das zöge mir jetzt alle möglichen Sarkasmen und Unannehmlichkeiten zu, ich könnte nicht im Dienste bleiben, muß

also trachten, in ein andres Regiment versetzt zu werden. Ich will die Mutter nicht anklagen, aber sie hat sich gewaltig getäuscht, als sie dachte, meine hochadeligen Konnexionen im Regimente würden mir einen Nimbus verleihen und zu einer reichen Heirat verhelfen. Daß die Summe, die mich vor zwei Jahren aus großer Gefahr befreite, deine Mitgift war, habe ich leider erst nachträglich erfahren, sonst hätte ich jedes Opfer gebracht, um mir auf andre Weise herauszuhelfen. Nun gib mir die Hand freiwillig, laß uns die heftigen Worte vergessen. Und wenn du Herrn Fernau wirklich liebst und heiraten willst, sei versichert, ich werde ihm ein freundlicher Schwager sein — ein andrer wäre mir allerdings lieber. Die Mutter lugt dort zur Thüre herein, ich muß zu ihr, Adieu!"

Marianne versank in tiefes Sinnen. Widersprechende Gedanken bewegten sie — nur eines stand fest in ihrem Geiste: daß Lömritz nimmer an ihre Zustimmung zu den Plänen ihres Bruders, des Hofrats, glauben dürfe. Aber wie sollte sie ihn aufklären?

Sie grübelte hin und her, ohne einen Ausweg zu finden, da rief die Mutter mit ungewöhnlich freundlicher Stimme.

Lömritz war vom Hofrat empfangen worden; er fühlte sich ihm gegenüber in seiner peinlichen Mission einigermaßen erleichtert.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Herr Hofrat," begann er, „wie schmerzlich es mir fällt, Ihren verehrten Vater heute mit so unangenehmen Angelegenheiten behelligen zu müssen, nachdem ich noch gestern abend seine liebenswürdige Gastfreundschaft genossen; aber wahrlich, ich handle aus Rücksichten für ihn. Ein Brief meines Onkels, den ich heute früh empfing, erklärte in entschiedenster Weise, daß die rückständigen Zahlungen binnen acht Tagen geregelt sein müssen, widrigenfalls die ganze Angelegenheit meinen Händen entzogen und andern verläßlicheren und energischeren anvertraut würde. Ich kenne meinen Onkel, mußte also den peinlichen Gang unternehmen."

„Mein Vater wird sogleich erscheinen," entgegnete der Hofrat, „und läßt Sie dringend bitten, Herr Regierungsrat, einige Minuten zu verweilen. Erlauben Sie mir einstweilen, Ihnen einiges über eine Angelegenheit zu unterbreiten, welche die Interessen Ihres Herrn Onkels sehr nahe berührt."

Lömritz nickte verbindlich.

Dem sonst sehr beredten Hofrate ging es diesmal nicht

flüssig von den Lippen. Lömritz' ruhiger, forschender Blick haftete auf ihm und drängte ihn, so oft er auf Abwege schweifte oder versteckte Anspielungen versuchte, auf den geraden Weg zurück; und das verwirrte ihn mehr als die schärfste Gegenrede. Als er geendet hatte, meinte Lömritz:

„Aus allem, was Sie mir von der Eisenbahn, der Haltestelle u. s. w. mitteilten, können in der That Vorteile für meinen Onkel erwachsen; es wundert mich, daß er selbst der Angelegenheit mir gegenüber noch mit keinem Worte erwähnte."

„Er ahnt wahrscheinlich nicht," entgegnete der andre, „daß — — mein Vater — — — das Referat — — — erhalten soll" — — —

Lömritz zog die Stirn kraus; er durchschaute den Plan des Hofrats, das Referat seinem Vater auf Nebenwegen zu erlangen, um allen Vorteil daraus zu ziehen; auf seinen Lippen schwebte eine ablehnende Antwort, als der Geheimrat in das Zimmer trat.

Die gebeugte Haltung, das kummervolle Gesicht des alten Herrn rührten Lömritz; es schien ihm hart, in jenem Momente seine Meinung offen anzudeuten.

„Herr von Lömritz," begann jener, „wahrscheinlich hat Ihnen mein Sohn seinen Plan schon unterbreitet; ich habe noch keine Kenntnis davon, da er ihn mir erst in dem Augenblicke, als Sie kamen, mitteilen wollte; aber ich bitte Sie herzlich, weisen Sie ihn nicht zurück, wenn er nicht Ihren Grundsätzen ganz widerspricht, ich sehe sonst keine Rettung für mich und meine Kinder aus dieser schrecklichen Lage."

Der Hofrat benutzte sogleich den Eindruck der Erscheinung und der Worte seines Vaters und sprach seinerseits:

„Herr von Lömritz, lassen Sie mich offen sprechen. Sie wissen, Ihr Herr Onkel ist ein durchaus ehrenhafter Mann, aber auch sehr ökonomisch und in Geschäften auf seinen Vorteil bedacht. Er würde es Ihnen sehr verübeln, wenn Sie ihm den ehrenhaften, großen und leichten Gewinn, den er durch uns erlangen kann, entgehen ließen. Ihre Bedenken wird er nicht gut heißen, denn Sie wissen, er ist nicht geneigt, idealistischen Ansichten von höherem Pflichtgefühl beizustimmen."

Lömritz wurde leichenblaß bei diesen Worten. Der Hofrat sah es wohl, er hatte sie gut berechnet — aber er hütete sich, eine Absicht merken zu lassen, und sprach ganz unbefangen weiter:

„Bedenken Sie die Sachlage. Meinem Vater würde durch die Verwendung meines gnädigsten Herrn, des Prinzen, das Referat übertragen werden, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, d. h. Ihren Herrn Onkel bestimmen, uns einen kleinen Anteil an seinem großen Gewinne zuzusichern. Wenn Sie es verweigern, so wird wohl einem andern das Referat übertragen werden, und ist es denn sicher, daß dieser nicht noch mehr verlangt? Was wir anbieten und unsrerseits erwarten, ist durchaus nicht unehrenhaft für beide Teile. Weder der Staat noch Ihr Herr Onkel wird übervorteilt. Bei dem Baue der Eisenbahn und der Haltestelle, bei der Abrundung der Domäne durch den Ankauf des Waldes findet der Staat und der Herr Onkel Vorteil, dieser allerdings den größten; soll er sich denjenigen, die ihm den Weg zeigen und erleichtern, nicht erkenntlich erweisen? Für uns aber ist diese Angelegenheit eine Existenzfrage. Mein armer Vater vermag den immer sich steigenden Anforderungen seiner Stellung nicht mehr zu genügen — er muß diese aufgeben, wenn noch neue Schwierigkeiten hinzutreten und er nicht einen ehrenhaften Ausweg findet; dann ist die Karriere meines Bruders Otto zerstört; und was soll aus Marianne, dem Stolze, dem Lieblinge der Familie, werden?“

Hier seufzte der Geheimrat tief auf und blickte flehentlich auf Lömritz.

„Wir können ihr gar keine Mitgift geben,“ fuhr der Hofrat fort, „soll sie etwa die Frau irgend eines alten, abgelebten, reichen Kavaliers werden, oder eines jungen Geld-Parvenus? Oder soll sie, die an die beste Gesellschaft gewöhnt, sie, die so feinfühlende, ganz unter ihrem Stande heiraten? Bedenken Sie das alles, Herr von Lömritz; bedenken Sie auch, daß nicht bloß Ihr Onkel, sondern auch Ihre geehrte Frau Mutter, Ihre Geschwister ein gewisses Anrecht auf die Vorteile haben, die wir Ihnen bieten. Der Gewinn, den Sie jenem verschaffen, kommt diesen zu gute. Sie dürfen in Ihrer edlen Uneigennützigkeit nicht auch die Interessen der Ihnen Nahestehenden ganz übersehen. Und nun entscheiden Sie.“

Lömritz war sehr ernst geworden. Die ganze Art der Darlegung mißfiel ihm; aber er wußte auch, daß die Andeutungen über die Familienverhältnisse des Geheimrats der Wahrheit entsprachen — und aus Rücksicht für diesen fand er den Ausweg und sagte: „Herr Hofrat, schreiben Sie direkt an meinen Onkel, berufen Sie sich auf meine Be-

stimmung und meine Erklärung, daß ich nicht genug von derartigen Geschäften verstände und es daher vorzöge, daß Sie dieselben darlegten."

„Wäre es nicht das Beste, wenn Sie Ihrem Herrn Onkel nur eine Zeile schrieben, daß ich mir die Freiheit nehmen würde, ihm die Angelegenheit mündlich zu unterbreiten? Auf diese Weise ließe sich alles in kürzester Weise ordnen."

Lömritz zauderte; der Geheimrat ergriff seine Hand und sprach: „Thun Sie es um meinet-, um meiner Tochter willen, ich werde Ihnen ewig dankbar sein."

„Nun gut," meinte jener, „ich will meinem Onkel schreiben, daß Sie, Herr Hofrat, ihm einen Plan unterbreiten wollen, und daß ich angesichts der großen und ehrenhaften Vorteile, die Sie ihm bieten, mit Ihnen unmittelbare Beziehungen selbst wünschte, um meinerseits jeder weitern Unterhandlung und Verantwortlichkeit enthoben zu sein. Und nun erlauben Sie mir, daß ich mich empfehle."

Damit ging er.

„Ich gratuliere Ihnen, Papa," meinte der Hofrat fröhlich, „die Geschichte bringt Ihnen wenigstens 60,000 Thaler, wenn nicht mehr; lassen Sie mich nur machen, ich weiß mit dem alten demokratischen Geizkragen schon umzugehen, so lange es sich nicht um Politik handelt. Haben Sie gesehen, wie der Herr von Lömritz blaß wurde, als ich ihm andeutete, daß sein Onkel nicht idealistisch gesinnt sei? Der Alte hat ihm einmal in einer Liebesgeschichte einen argen Strich durch die Rechnung gemacht."

„Er ist ein Ehrenmann und ein wahrhaft edler Mensch," meinte der Geheimrat begeistert.

„Und hat Marianne recht gern," entgegnete der Sohn; „ich könnte mir keinen bessern Schwager wünschen."

Als Lömritz aus dem Zimmer des Geheimrats trat, ließ Frau von Felsten ihn durch Otto, den Offizier, für einen Augenblick um die Ehre seines Besuches bitten. Sie empfing ihn mit vielen Danksagungen für den Freundschafsdienst, den er am verflossenen Abend Herrn Fernau in ihrem Salon erwiesen. Dann erschöpfte sie sich im Lobe des Künstlers, seiner Talente und vortrefflichen Eigenschaften — und endete mit einigen eigentümlichen Phrasen: wie das Los auch des besten und ehrenhaftesten Künstlers doch immer ein unsicheres, allen Wechselfällen der wandelbaren Gunst der Menge, den Launen der Mächtigen ausgesetztes sei u. s. w.

Verwundert und forschenden Auges blickte Lömritz auf Marianne, als wollte er sie fragen, ob alle diese Bemerkungen ihre Zustimmung hätten! Aber sie hielt die Augen zu Boden gesenkt, nur die brennende Röte ihrer Wangen und eine verneinende Bewegung ihres Kopfes deuteten an, wie sehr die Worte der Mutter ihren Gefühlen widersprachen.

„Was geht hier vor?“ dachte er. „Will man mich ausforschen, fangen oder Fernau durch mich vor zu kühnen Hoffnungen warnen?“

„Gnädige Frau,“ meinte er, „zu jeder Karriere gehört etwas Glück, heute wie von jeher. Die eines bedeutenden Künstlers scheint mir nicht unsicherer, als jede andere, jedenfalls unabhängiger. Wohin wir blicken, sehen wir tüchtige, ehrenhafte Künstler in angenehmer und einträglicher Stellung. Vielleicht bedarf es, um die Gunst der Mächtigen dauernd zu erhalten, mancher Eigenschaften, die mit der künstlerischen Leistung nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen, gesellschaftlichen Taktes, großer Umsicht, einer gewissen Geschmeidigkeit. Aber ein Künstler, der wie Fernau schon einen bedeutenden Ruf erlangt hat, hängt ja gar nicht mehr von jener Gunst ab — überdies hat sie sich ihm zugewendet, ohne daß er sie suchte; und das ist das Beste, Sicherste.“

„Ja, Sie haben Recht, Se. Exzellenz Herr von * und Komtesse Manoli waren ganz entzückt von ihm. Und wie leicht läßt sich ein edel strebender Künstler von solchen Freundlichkeiten zu hochfliegenden Hoffnungen verleiten und fühlt sich dann um so bitterer enttäuscht. Auch die bestgesinnten Hofleute sind ja in ihren Ansichten von höherer Einwirkung beeinflußt. Die gute Komtesse interessiert sich sehr für ihn; wird sie es weiter thun, wenn die Herrschaften einen andern Künstler protegieren wollen? Zwar gestern zeigte sie sich so herzlich gegen ihn, wie fast eine Jugendfreundin, als hätte sie ihn schon lange vorher gekannt.“

Sie sprach diese letzten Worte ganz harmlos hin, ohne alle Betonung, aber sie lauerte gar achtsam auf den Eindruck, welchen die Anspielung in Fernaus vertrautem Freunde erzeugen würde. Lömritz blickte sie so ruhig und fest an, wie er den Hofrat angeblickt hatte — auch sie vermochte Geradheit und Offenheit am wenigsten zu ertragen und schlug verwirrt die Augen nieder — dann meinte er lächelnd:

„Das erschien auch mir so; aber die Künstler haben das voraus, gnädigste Frau, daß viele geniale Damen sich mit ihnen freier und freundlicher unterhalten, als mit andern

Herren. Hätte die Komtesse Manoli mich seit ihrer Kindheit gekannt, sie würde sich dennoch nicht so lebhaft für mich interessieren, wie für Herrn Fernau, den sie durch Ihre Vermittelung gestern kennen lernte."

Er empfahl sich, Marianne reichte ihm die Hand und wollte ihm in Blicken ihren Dank aussprechen, daß er so treu und fest zu Fernau hielt; als aber die beiden einander ins Auge sahen, da wurde der so ruhige Lömritz ganz verwirrt und eilte weg; Marianne fühlte, wie ihr Herz pochte und ihre Wangen brannten. Frau von Felsten sah das alles mit ihrem schlauen Seitenblicke, schien aber nichts zu bemerken.

Lömritz eilte nach Hause und ließ alle die sonderbaren Zwischenfälle der letzten Stunde an seinem Gedächtnisse vorüberziehen.

„Die Pläne des Herrn Hofrats und seiner Frau Mutter sind nicht schwer zu erraten. Der arme Geheimrat! Der gute, ehrliche, schwache Mann! Die liebenswürdige, edle Marianne! wie ist sie zu bedauern! Sie muß aus diesen Verhältnissen befreit werden, muß Fernau so bald als möglich heiraten! Passen sie auch ganz füreinander? Hm! sie haben neben ihren vortrefflichen Eigenschaften so viele gleichartige Fehler, daß sie wie gleichartige Pole manchmal einander abstoßen dürften. Sie sind beide leicht erregbar, gefühlvoll, hochstrebend ehrgeizig, wechselnden Eindrücken unterworfen. Liebt sie ihn? Gewiß, vielleicht noch mehr den genialen Künstler, den Liebling der Frauen, als den Freier! Liebt er sie? Zweifellos! Die Muse, die ihn begeistert, die liebenswürdige, geistreiche, hochgebildete Tochter des adeligen Hauses. An die zukünftige Hausfrau des Künstlers hat er noch gar nicht gedacht. Wird sie, die an alle Bequemlichkeiten des Lebens, an eleganteste Gesellschaft Gewöhnte, sich in bescheidene Verhältnisse und an den Verkehr mit mancherlei in der Kunstwelt einflußreichen Leuten gewöhnen können, deren Ton und Gebaren so weit entfernt ist von der guten Gesellschaft? Besitzt sie die Kraft der Selbstüberwindung, deren das Weib eines nervösen Künstlers bedarf, um ihm die Wolken des Unmuts von der Stirne zu bannen, oder wird sie selbst nicht noch reizbarer werden? Und wird er nicht seine Kräfte in der eleganten Gesellschaft zersplittern und sich in dem Zwiespalte unglücklich fühlen? Und das wichtigste: wie wird sich sein Verhältnis zur Familie gestalten? Man darf in diese Familie nicht hinein-, man muß Mariannen heraus-

heiraten. Das vermag nur ein Mann, der ganz unabhängig dasteht und der nobeln Konnexionen der Familie von Felsten nicht bedarf. Doch halt, Lömritz! das ist ein egoistischer Gedanke, eine Hinterlist gegen den Freund! Du mußt ihn unterstützen und die beiden werden gewiß noch ganz glücklich werden.“

So dachte er — konnte jedoch einen Seufzer nicht unterdrücken.

Sechstes Kapitel.

Hofkunst, Hofgunst.

Ein gar sonderbares Verhältnis entwickelte sich nun zwischen den Hauptpersonen dieser Erzählung; ein Suchen und Meiden, Sehnen und Fürchten, ein Festhalten an Gefühlen, die immer mehr schwanden, und ein Ankämpfen gegen solche, die immer stärker herandrangen. Unstät schweiften Fernaus Gedanken zwischen den Prunkgemächern der schönen Komtesse, dem einfachen, stillen Zimmer Mariens, und dem Musiksalon des Felstenschen Hauses. Er war fest entschlossen, Mariannens Hand zu erringen, aber er überraschte manchmal seine Gedanken, wie sie andre Wege wandelten als den zu seiner Heirat. Marianne fühlte sich verpflichtet, gegenüber den Plänen der Mutter und des Hofrats, denen selbst der Vater williges Ohr lieh, dem Künstler um so treuer zu bleiben — sie verscheuchte jeden andern Gedanken, aber gar oft trat der Selbstvorwurf heran, daß sie nur der Reflexion, mehr dem kühlen Pflichtgefühle folgte, als dem wahren, warmen Gefühle der Liebe.

Lömritz ermahnte den Freund, doch bald über seine Herzensangelegenheiten zur Klarheit und zum Abschlusse zu kommen; aber er war froh, wenn dieser nicht davon sprach.

Den seltsamsten Widerspruch bot die schöne Komtesse Manoli. Ihr kühner, hochfliegender Geist, stets bemüht, die verschiedenartigsten Fäden zu lenken, hatte sich nie durch vorübergehende Empfindungen beirren lassen — und jetzt war es, als ob ihn solche beirrten. Sie mußte vor allem dahin wirken, daß der Einfluß, den sie in musikalischen Angelegenheiten am Hofe ausübte und wodurch sie auch unbemerkt auf andre Fragen einwirkte, in ihren Händen verblieb. Sie mußte daher die schnelle Verleihung der neu zu schaffenden Stelle an Fernau erlangen; das vermochte sie aber nur

dann ganz sicher, wenn seine Beziehungen zum Felstenschen Hause, seine baldige Verlobung mit Marianne bei Hofe bekannt ward. Sie drang in den Künstler und in Marianne, daß sie die Eltern zu einer Entscheidung bewegten. Sie bewies, daß, wenn man am Hofe erführe, wie die Eltern die Erlangung der Stelle als Bedingung ihrer Einwilligung bezeichneten, die höchsten Herrschaften gewiß nicht mehr zaudern würden, da es ja galt, das Glück zweier Liebenden zu gründen! Mit dieser sentimentalen Wendung hatte sie gehofft, Fernau und Marianne zum sofortigen Eingehen auf ihren Vorschlag zu bewegen; aber sie täuschte sich. Fernau erklärte, er würde sich sehr glücklich fühlen, eine ehrenhafte Stellung am Hofe zu erhalten, in welcher die Geliebte, welche das Los des armen Künstlers teilen wollte, doch eine kleine Entschädigung für Opfer ihrer gesellschaftlichen Stellung fände. Aber sein Gewissen verböte ihm, dieses Ziel auf einem andern als dem geraden Wege anzustreben, irgend welchen Vorwand zu gebrauchen, um die höchsten Herrschaften zur Erteilung dieser Gnade zu bewegen. Nur das Bewußtsein, durch seine Leistungen allein die Gunst des Publikums und hoher Gönner erlangt zu haben, könne ihn zu weiterem höheren Streben anspornen, jedes andre würde ihn niederdrücken. Ja, er wollte um die Hand Mariannens bei den Eltern erst nach seinem Konzerte werben, nachdem er durch neue größere Werke den Beweis gegeben hätte, daß er im steten Fortschreiten sei, daß er in der Erfüllung seiner künstlerischen Pflichten den höchsten Beruf sehe, und nur durch sie Gönnerschaft und Gnaden zu erwerben suche. Marianne stimmte ihm bei. Sie war hoch erfreut von der Reinheit seiner Gesinnungen — und auch, daß er die Entscheidung hinausschob. Sie hoffte mit Sicherheit, den Zwiespalt ihrer Gefühle bald überwinden zu können. Die Komtesse gab sich scheinbar zufrieden und meinte, die höchsten Herrschaften würden solch edle Uneigennützigkeit gewiß auch gnädigst anerkennen und würdigen. Im Innern aber dachte sie: Was sind die beiden doch naiv! Auf dem Wege werden sie weit vom Ziele, vielleicht noch auseinander kommen! Ich muß allein für sie sorgen. Diese Marianne! anstatt ihn anzufeuern, daß er um jeden Preis die Stelle erlange, bestärkt sie ihn noch in seinen hyperidealistischen Anschauungen! Mit ihrem empfindsamen, reizbaren Naturell und ihren eleganten Gewohnheiten ist *sie* die wenigst passende Frau für *diesen* Künstler! An *seiner* Seite müßte ein energisches Weib

stehen von starkem Geist, das ihn anhielte, fern von jeder Aufregung nur der Kunst zu leben, und das zu gleicher Zeit mit aller Kraft und Ausdauer für seine Stellung und seinen Ruhm wirkte, keinen Kampf dafür scheute. Aber Marianne? sie wird sich in seinen Erfolgen sehr glücklich fühlen, Freud' und Leid mit ihm tragen, ihm treu und ergeben und — — unthätig bleiben und warten, daß die andern sich für ihn interessieren und wirken. Und wenn Intrigen aller Art ihm den Weg verlegen und den Mut schwächen, dann wird sie sich grämen und — nichts thun. Ich will die beiden erst zusammenbringen, und dann soll er in mir" — — sie strafte den Gedanken, der da in ihr auftauchte. Sie wollte sich nicht zugestehen, daß sie mehr Interesse für ihn empfand, als ihre eignen Pläne erlaubten. Aber wenn sie bei Mariannens Unterrichtsstunden mit ihm zusammentraf und seine Lieder sang, dann strömten aus dem Gesange Empfindungen hervor, die sie selbst gern verleugnen mochte.

Für unsern Künstler waren diese Stunden Qualen, nach denen er sich sehnte. Er verehrte Marianne, er war überzeugt, daß er sie liebte, aber er vermochte nicht den bestrickenden Zauber der schönen Hofdame zu bannen. Ein neues musikalisches Leben war rege in ihm. Wenn er nach jenen Begegnungen mit ihr zu Hause am Klavier phantasierte, dann erschienen seinem Geiste Melodien, vor denen er fast erschrak, üppig und phantastisch, wie nie vorher. Täglich schrieb er deren neue in sein Skizzenbuch für künftige Werke; aber die Werke, an denen er eben arbeitete, die nun bald beendet sein mußten, schritten nur langsam vorwärts. Seine Phantasie war immer rege, aber das Gleichgewicht der verschiedenen geistigen Kräfte — diese Hauptbedingung künstlerischen Schaffens — war entschieden gestört.

Zu diesen inneren Störungen kamen noch manche unabweisliche von außen her. Seit jener Abendgesellschaft im Hause des Geheimrats, seit es bekannt war, daß auch der Hof sich für den Künstler interessierte, wandte sich ihm der feinen Gesellschaft Gunst immer mehr zu und er ward von Einladungen überhäuft, die er nicht ablehnen durfte. Oft kam er spät in der Nacht, müde und abgespannt nach Hause und war am andern Tage jeder Arbeit unfähig. Seine Gemütsstimmung war oft verdüsterter, als sie selbst in Zeiten der Not und der Sorgen gewesen.

Lömritz beobachtete ihn teilnehmend, hielt es aber für besser, den Freund nicht durch Bemerkungen noch mehr auf-

zuregen. Nur als dieser selbst zu ihm kam und seinen Rat erbat, meinte er: „Du mußt für die nächste kurze Zeit noch ausharren; wer einmal in der Laufbahn rennt, der darf den Atem nicht verlieren; wer sich in den Strudel der Gesellschaft gestürzt hat, muß mitschwimmen, bis er einen sehr günstigen Punkt am Ufer entdeckt hat. Du kannst jetzt nicht mit einemmal dich zurückziehen. Also halte den Kopf gerade und lerne all die Ermüdung und Abspannung ertragen um des Zieles willen, das du anstrebst. Nimm dir ein Beispiel an unsern schmächtigen graziösen Hofdamen. Die sind heute auf dem Hofballe, morgen in einer Minister-Soiree, übermorgen müssen sie die Herrschaften ins Theater begleiten, am vierten Tage sind sie zum Diner befohlen, immer in angestrengtestem Hofdienste; dabei bewahren sie die anmutigste, leichteste Haltung; nie dürfen sie müde erscheinen, müssen immer zufriedenes Lächeln auf den Lippen tragen, und wenn sie auch von heftigsten Kopf- oder Magenschmerzen heimgesucht sind. So verlangt es die Etikette, der Hofdienst. Hast du einmal dein Konzert angekündigt, so kannst du mit Hinweis auf die Vorbereitungen Einladungen ablehnen; bis zu dem Momente aber mußt du dich in dein elegantes Schicksal fügen. Auch werden dir wahrscheinlich in Bälde die Strahlen der Gnade der höchsten Herrschaften leuchten. Mein Vetter Major von Karberg erzählte mir, Komtesse Manoli habe vor einigen Tagen deine Lieder in einer kleinen Theegesellschaft bei den Majestäten gesungen; auch sei von deinem Verhältnisse zum Hause des Geheimrats von Felsten andeutungsweise die Rede gewesen."

Am Tage nach dieser Unterredung ward Fernau von einem Hofkavalier brieflich ersucht, sich zu ihm zu bemühen, um über die Mitwirkung in einem Hofkonzerte zu beraten. Die Nachricht erfreute ihn in hohem Maße; aber eine demütigende Erinnerung schlich nach. Vor dritthalb Jahren, nach zwei sehr erfolgreichen Konzerten, hatte er sich um die Ehre der Mitwirkung in einem Hofkonzerte beworben, weil seine geliebte Mutter dies als ein höchstes Glück für den Sohn ansah. Aber die Bitte ward nicht gewährt; die Mutter starb ein Jahr darauf, ohne ihre stolzeste Hoffnung erfüllt zu sehen. Seither hatte er keinen Schritt mehr unternommen, nur in fremden Städten und an fremden Höfen gespielt; und jetzt ward ihm ohne sein Zuthun eine Gnade zu teil, um die er früher vergeblich geworben hatte, und nicht etwa, weil er Besseres leistete, sondern weil eine einflußreiche Hof-

dame sich für ihn interessierte. Fast überkam ihn ein bitteres Gefühl; aber er dachte an Lömritz' Lehren und sagte sich: „trachten wir einmal, die Dinge humoristisch zu nehmen — so lange es geht.“

Der Hofkavalier empfing den Künstler mit großer Liebenswürdigkeit, unterhielt sich eine Zeitlang mit ihm über seine Kunst, sprach vom wahren Kunstsinne, den nur die Religion verleihe, vom Unglauben unsrer Zeit, welcher allein die verkehrten, alle Kunst zerstörenden Werke erzeuge, und lobte gleich darauf die „reizende“ Oper „Mignon“, die Fernau aus tiefster Seele haßte; so ging das eine Weile fort; dem Künstler trat der Angstschweiß auf die Stirn, aber er schwieg; endlich kam der große Herr auf das Hauptthema, auf das Hofkonzert zu sprechen und meinte:

„Schreiben Sie mir gefälligst alle die Stücke auf, die Sie am liebsten vortragen, ich werde sie dann zur Auswahl unterbreiten. Wählen Sie aber nicht zu Ernsthaftes von Beethoven oder Bach, lieber etwas Sentimentales und leicht Verständliches. Die Hofsängerin Fräulein Lura wird auch in dem Konzerte mitwirken, bitten Sie dieselbe, eines Ihrer Lieder vorzutragen: die Komtesse Manoli hat schon einige am Hofe gesungen und sie wurden sehr goutiert. Ich habe unlängst Ihre „Nachtviole“ bei meiner Kousine, der Fürstin Palmor, von Fräulein von Felsten vortragen hören; die Prinzessin Emilie war ebenfalls zugegen und äußerte ihr besonderes Entzücken, hat auch, wie ich weiß, bei den allerhöchsten Herrschaften davon gesprochen; ich bin überzeugt, wenn Fräulein Lura dieses Lied singt, wird es sehr gefallen und Ihre Reputation erhöhen.“

Fernau ward sehr betreten. Die „Nachtviole“ war eine ganz schwache Jugendarbeit, in der Art der zuckerwässerigen Salon-Empfindsamkeit komponiert, die vor einigen Jahren allgemein vorherrschte, jetzt zwar ziemlich beseitigt ist, aber noch immer ihre Verehrer zählt. Und *dieses* Lied hatte Marianne gesungen, *dieses* Lied sollte die Hofsängerin auf *seine Bitte* vortragen! Er erlaubte sich einen bescheidenen Einwand: Die Nachtviole habe wohl nur durch den Text, nicht aber durch die Komposition gefallen; er glaube manches Lied komponiert zu haben, das der höchsten Ehre, von den Majestäten gehört zu werden, weniger unwürdig sei, als dieses.“ Der Hofkavalier hörte ihn freundlich an, und meinte dann sehr höflich, aber mit einer gewissen Autorität im Tone: „Der Künstler vermag fast nie ein richtiges Urteil über sein

eignes Werk zu fällen; was dem Publikum weniger zusagt, ist sehr oft das, was der Komponist für sein Bestes hält, und umgekehrt. Die Hofsängerin Fräulein Lura, die Fachkünstlerin, findet Ihre ‚Nachtviole' ebenso reizend wie ich." — Fernau verbeugte sich dankend, dachte aber: „Weil sie ebenso schlechten Geschmack hat und überhaupt nur oberflächlich sentimentale Lieder singen kann." — Der Kavalier fuhr in seiner Rede fort: „Ich würde Ihnen raten, dem Fräulein Lura einen Besuch abzustatten, Ihre kollegialischen Huldigungen darzubringen. Sie ist ein wenig launisch, wie ein verzogenes Kind, aber sehr gutmütig. Ich werde indessen Ihr Verzeichnis unterbreiten."

Nicht ohne eine gewisse Befangenheit begab sich Fernau zu der Hofsängerin. Er hatte es nie verstanden, die Gunst der Damen von der Oper zu gewinnen, weil er ihnen gegenüber verlegen und steif erschien. Ihr bald zu freier, bald geschraubter Ton, die große Rücksicht, die sie oft gegen notorisch unwissende, aber boshaft witzige und einflußreiche Rezensenten zeigen, die Geringschätzung, mit denen sie den ehrlichen unabhängigen begegnen, von denen sie nichts zu fürchten haben, die Unbekümmertheit um den künstlerischen Wert der Rollen, die sie nur nach dem Effekte abschätzen, den sie damit machen können, das alles hatte ihn eingeschüchtert, wo er mit ihnen zusammentraf; er war sonderbarerweise mehr in Schauspielerkreisen bekannt und beliebt, in denen er doch noch mehr ideales Streben zu finden meinte, als in denen der Oper. Und da Fräulein Lura ein Prototyp der Gattung war, so war er auf wenig freundlichen Empfang vorbereitet.

Als er sich anmelden ließ, erschien zuerst die Mutter der gefeierten Künstlerin und fragte ihn mit wenig vornehmer Haltung aber sehr vornehmer Miene um sein „Anliegen"; ward aber überaus freundlich, als er vom Hofkonzerte sprach, und meinte: „Ach Gott, die Kammerjungfer hat Ihren werten Namen so undeutlich ausgesprochen und es kommen jetzt so viele arme Musiker mit allerhand Betteleien, um Mitwirkung oder Unterstützung, daß meine Tochter mich beauftragt hat, immer erst nachzufragen. Seine königliche Hoheit der Prinz Max hat uns schon gestern auf der Promenade gesagt, daß Sie mit meiner Tochter zum nächsten Hofkonzerte engagiert sind; nicht wahr, Sie wünschen wohl, daß meine Tochter ein Lied von Ihnen singt? Bitte, kommen Sie nur herein, es ist zwar ein russischer Gesandtschafts-Attaché da,

der Herr Graf Prokoff, aber sie wird doch mit Vergnügen auch Sie empfangen."

Die Alte ging voran, Fernau folgte etwas verblüfft. Die Sängerin, eine sehr zierlich gebaute Dame mit feinen, pikanten Zügen und lebhaften Augen lag hingegossen auf einem kleinen Sofa, neben ihr auf einem niederen Polsterschemel saß der Attaché, der den Eindringling mit nicht gerade günstigen Augen betrachtete.

Fräulein Lura war ausnehmend liebenswürdig gegen Fernau, weil er ihr als Mann geschildert worden war, den die Hofdamen beschützten und weil sie auch den Attaché ein wenig eifersüchtig machen wollte.

„Herr Graf," meinte sie, „das ist der berühmte Künstler, von dem ich eben gesprochen habe" — es war kein wahres Wort daran — „und von dessen schönen Liedern ich eins bei Hofe singen werde; bitte, Herr Fernau, wollen wir nicht gleich einige probieren, die Komtesse Manoli hat mir gestern zwei Hefte gesendet; nicht wahr, Herr Graf, Sie erlauben schon und hören ein wenig zu; die Lieder sind gar zu schön."

Der Attaché verbeugte sich und zeigte jenen vollendeten Anstand im Benehmen, den alle Russen der besseren Gesellschaft entwickeln können, wenn sie wollen, oder müssen.

Fernau setzte sich an das Instrument — es ward ihm zur Folterbank.

Die Hofsängerin trug seine Lieder, besonders aber die einfachsten, aus der Tiefe reinen Gemütes geschöpften, mit einem Aufwande von leidenschaftlich sein sollenden, unpassenden, scharfen Accenten vor und in bald eilendem, bald schleppendem Tempo, als sänge sie irgend eine moderne italienische Helden-Arie.

Er war so aufgeregt, daß er die eignen Kompositionen schlecht begleitete.

Dabei rief der Russe unaufhörlich „Göttlich! Wunderschön!" und sagte dem Künstler die schmeichelhaftesten Worte, während er im Innern den „Niemz" (Deutschen) zu allen T— wünschte. Die Mutter der Sängerin stand im Hintergrunde mit gen Himmel gerichteten verzückten Augen. Wie froh war Fernau, als plötzlich ein sehr einflußreicher Rezensent unangemeldet hereintrat. Fräulein Lura unterbrach sofort ihren Gesang, eilte dem Angekommenen mit süßestem Lächeln entgegen, sprach von ihrem Entzücken, ihn zu sehen, von der nächsten Oper, von den Intrigen bei der Rollen-

verteilung u. s. w., bis der Rezensent selbst sie erinnerte: „Aber ich habe ja Ihre Probe gestört!“ — „O, das thut gar nichts,“ meinte sie, „Herr Fernau wird mit mir im nächsten Hofkonzerte wirken, und ich soll eines seiner Lieder singen. Wissen Sie, Herr Fernau, ich werde die „Nachtviole“ wählen, diese macht doch den meisten Effekt und ist so leicht, daß wir keiner Probe bedürfen. Der Hofkapellmeister begleitet dieses Lied nach einmaliger Durchsicht.“ — Rasch empfahl sich Fernau, so rasch, daß er vergaß, der Mutter, welche in ein Nebenzimmer gegangen war, seine besondere Reverenz zu machen. Auf die Straße gelangt, mußte er bei dem Gedanken lachen, daß ihm die Wahl der „Nachtviole“ nunmehr die willkommenste sein mußte: „Das Lied mag sie singen, wie's ihr beliebt; aber meine andern mag der liebe Himmel vor solcher Auffassung und solchem Vortrage gnädiglich schützen!“

Als er nach Hause kam, um zu arbeiten, fand er einen Brief des Hofkavaliers, der ihn dringend um seinen Besuch bat.

Er eilte hin. Der große Herr empfing ihn mit höflicher Entschuldigung, daß er gestört habe, und fragte dann: „Haben Sie nicht irgend eine Phantasie über italienische Motive komponiert? Ihr Progamm ist zu ernsthaft, zu wenig attraktiv gefunden worden, und ich rate in Ihrem Interesse, spielen Sie ein brillantes Stück, über bekannte Motive!“

Fernau meinte, er habe vor zehn Jahren, als er eigentlich nur als Klaviervirtuose wirkte, einmal ein kleines Stück über ein Bellinisches Motiv hingeworfen — das ihm aber kaum mehr erinnerlich war.

„Ach, Bellini ist zu alt,“ entgegnete der Kavalier, „das darf ich gar nicht proponieren; könnten Sie nicht schnell eine kleine Phantasie über Verdische Themata zusammenstoppeln? Es handelt sich hier nicht um ein Stück von musikalischem Werte, sondern nur, daß man bekannte und beliebte Motive höre; man wird es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie noch kurz vor dem Konzerte etwas Neues, Willkommenes komponierten, und Sie würden durch solche Bereitwilligkeit sich den Herrschaften sehr empfehlen. Sie wissen, welche Absichten gehegt werden.“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Fernau bescheiden, „wenn ich mir die ergebenste Bemerkung erlaube, daß meiner Ueberzeugung nach die allerhöchste Gnade sich in anbetracht meiner gewissenhaften Erfüllung der künstlerischen Pflichten mir zu-

gewendet hat. Es ist dies mein einziges schwaches Verdienst gegenüber manchen befähigteren und berechtigteren Kollegen. Ich halte mich verpflichtet, den allerhöchsten Herrschaften nur das mir möglich Beste zu Füßen zu legen; wie sollte ich jetzt einige brillante Passagen über Verdische Themata schnell und lose zusammenfügen und dann ohne Vorbereitung, mit mangelhafter Technik vorführen? Erlauben Sie mir, den ergebensten Vorschlag zu unterbreiten, daß ich im Konzerte selbst über einige von den allerhöchsten Herrschaften bezeichnete Themata von Verdi frei phantasiere, dann darf ich auch auf Verzeihung hoffen, wenn mir manche schwierige Passage nicht ganz gelingt.“

Der große Herr meinte freundlich lächelnd: „Es war zwar bisher nie Usus, daß man in Hofkonzerten improvisierte; ich werde jedoch Ihre künstlerischen Bedenken und Vorschläge an allerhöchster Stelle geltend zu machen versuchen und hoffe die Affaire nach Ihren Wünschen zu arrangieren.“ Innerlich aber dachte er: „Was dieser Mensch sich einbildet! Man soll, wenn man ihm die Ehre einer Berufung erweist, noch seinen Prinzipien Konzessionen gewähren! Die Manoli und ihr Anhang protegiert ihn ganz besonders, ich muß den Kerl also äußerlich menagieren, aber seine Schrullen zu unterstützen, fällt mir nicht ein! Weder er, noch der Labran, den die alte Stromfeld und ihre demokratische Clique poussiert, soll die Stelle haben; ich weiß einen Besseren, der weniger mit Unabhängigkeits-Phrasen prahlt.“ Und während er so dachte, geleitete er den Künstler mit liebenswürdigstem, vornehmstem Anstande zur Thür und reichte ihm die Hand zum freundlichsten Abschiede.

Tag und Progamm des Hofkonzertes waren festgestellt; Fernau sollte einige Stücke eigner Komposition und ein Nokturne von Chopin spielen, Fräulein Lura einige italienische Arien und die „Nachtviole“ singen. Eine Improvisation war vorläufig noch nicht beliebt. Da kam eine berühmte, bei Hofe sehr beliebte Sängerin, auf der Durchreise nach der Residenz und wurde sofort eingeladen, ebenfalls im Hofkonzerte zu wirken. Die Dame, welche ganz genau wußte, wie man zu gleicher Zeit Gunst, Respekt und große Honorare der hohen Kreise erlangt, erklärte, sie habe zwar nur zwei Tage bleiben und, nach der ermüdeten Saison und Reise, der Ruhe pflegen wollen, sei aber bereit, einen Tag länger zu verweilen, um die Gnade 2c. zu erlangen; nur bat sie, die Gesänge vortragen zu dürfen, die nicht zu große Anstrengung verlang-

ten (d. h. solche, die ihrer abgesungenen Stimme zusagten und mit denen noch einiger Effekt zu erzielen war). Am Hofe war man von solcher Liebenswürdigkeit und aufopfernder Bereitwilligkeit sehr entzückt, stellte der Künstlerin die Wahl ihrer Vorträge frei und gab ihr den Ehrenplatz im Konzerte. Das Programm erlitt eine vollständige Umgestaltung; die Dauer der musikalischen Abendunterhaltungen war im vorhinein festgestellt und durfte nicht überschritten werden, und da nunmehr neue Vorträge befohlen waren, so mußten andre vorher bestimmte ausfallen, damit der vorgeschriebene Zeitraum gleich blieb. Fernau wurde ersucht, nur einmal zwei recht kleine Piecen von kurzer Dauer zu spielen; Fräulein Lura, die Hofsängerin, die sich besonderer Rücksichten erfreute, bat der Hofkavalier freundlichst, die ihr am meisten zusagenden Arien zu wählen und vielleicht „die Lieder ausfallen zu lassen".

Fernau, auf das tiefste verletzt, daß er nur als Lückenbüßer und auch nur als Salonvirtuose erscheinen sollte, schrieb an den Hofkavalier, daß er auf die Mitwirkung im Hofkonzerte verzichte; in dem Augenblicke, als er den Brief absenden wollte, erhielt er eine Zeile von der Komtesse Manoli, mit der dringensten Bitte, sofort zu ihr zu kommen und ja früher keinen Entschluß zu fassen. Sie empfing ihn mit den Worten: „Ich weiß, was oben, ich weiß auch, was in Ihnen vorgeht; doch Sie müssen dieses eine Mal Ihrem gerechten gekränkten Ehrgefühle nicht nachgeben, müssen im Hofkonzerte spielen, wenn Sie nicht für immer jede Beziehung zu den hohen und höchsten Kreisen aufgeben und all Ihren Freunden am Hofe große Unannehmlichkeiten bereiten wollen. Die ganze Aenderung ward durch eine Intrige des Hofkavaliers bewerkstelligt, der zwar Herrn Labran nicht protegiert, aber auch Ihnen nicht wohlwill. Er hat die Ankunft der fremden Sängerin sogleich gemeldet und ihre sofortige Berufung durchgesetzt. Er hat sogar den kleinen Formfehler benutzt, den Sie begingen, als Sie beim Abschiede von Fräulein Lura vergaßen, sich deren Mutter zu empfehlen, und die alte intrigante Theatermama gegen Sie aufgereizt, und höchst wahrscheinlich rechnet er auf Ihre Empfindlichkeit und Ihre Absage, um Ihnen den Weg dann ganz abzuschneiden, irgend einen, den er protegiert, vorzuschieben, ihm die Stelle zu verschaffen und sich einen ergebenen Diener am Hofe zu sichern. Aber er mag sich verrechnet haben! Sie müssen im Hofkonzerte spielen, und lassen

Sie nicht die mindeste üble Laune merken; seien Sie so liebenswürdig, als wären all Ihre künstlerischen Wünsche in Erfüllung gegangen. Das wird am meisten imponieren und zu Ihren Gunsten stimmen. Bringen Sie also ein Opfer, bringen Sie es Mariannen — — und mir zuliebe. Werden Sie?"

„Gnädige Komtesse," entgegnete Fernau: „Ich werde meine Gefühle bezwingen, um der edlen Gönnerin meinen Dank und Mariannen meine Liebe zu beweisen. Aber ich fürchte nur, es wird mir nicht vollständig gelingen, diese Gefühle ganz zu verbergen. Ich habe in früheren Jahren Entbehrungen, Not, ja selbst manche Demütigung ertragen; die aufmunternde Freundschaft braver, einfacher Menschen, bei denen ich wohnte, hat meinen Mut erhalten und gestärkt. Aber Intrigen, Schleichwege habe ich damals nie gekannt; jetzt, nachdem mir Ruf und Ehre ward, jetzt, wo ich wohl hoffen durfte, durch meine Kunst allein eine höhere gesellschaftliche Stellung zu erlangen, jetzt soll ich jene Dinge, die meinem Wesen so sehr widersprechen, kennen und ertragen lernen? Soll ich denn überhaupt eine Stellung anstreben, deren Erlangung solche Opfer der künstlerischen Ueberzeugung erheischt?"

„Ich will Sorge tragen, daß Ihnen keines mehr zugemutet werde; nur diesesmal überwinden Sie sich — ich kann Ihnen nicht sagen, welch ein harter Schlag es für mich wäre, wenn Sie Ihre Mitwirkung absagten, und ich bin Ihnen sehr freundlich gesinnt, ich habe Sie — — nicht vergessen seit jenen sonderbaren Tagen, an welchen wir uns sahen und wohl nicht dachten, uns hier wieder zu finden. Also auf Wiedersehen im Hofkonzerte; und apropos! seien Sie ja recht liebenswürdig gegen die fremde Sängerin, sie ist nicht ohne Einfluß an unserm Hofe!"

Sie blickte ihn liebevoll an, er beugte sich über ihre Hand, sie drängte ihn sanft fort.

Die schöne Komtesse hatte nicht die Wahrheit gesagt, als sie den Hofkavalier als den Urheber aller Aenderungen bezeichnete. Denn nicht durch ihn war die Ankunft der fremden Sängerin gemeldet worden, sondern diese hatte sich selbst dem diensthuenden Kammerherrn vorgestellt und sofort auf allerhöchsten direkten Befehl die Einladung zur Mitwirkung im Hofkonzerte erhalten. Aber die Komtesse fühlte sich leider nicht verpflichtet, die volle Wahrheit zu sagen, und mischte eben Richtiges und Falsches untereinander, um Fernaus und

ihre Interessen zu fördern. Sie wußte auch genau, daß Fernau nicht dieses eine Mal nur ein Opfer seiner künstlerischen Ueberzeugung bringen mußte, daß noch ganz andre Forderungen an ihn herantreten würden, wenn er einmal die Stelle am Hofe erhalten hatte. Aber sie mußte vor allem dahin trachten, daß er sie erhielt; und war er einmal in den Hofkreis festgebannt, dann wurde er von selbst geschmeidiger, ohne es zu merken; die unwiderstehliche Assimilationskraft schliff auch seine Ecken ab. Die arme, glänzende Hofdame! Wie kreuzten sich edle Gedanken und unedle Spekulationen so seltsam in ihrem Geiste!

Lömritz war während all dieser Vorgänge nicht in der Residenz. Der Onkel hatte ihn gerufen, um seine Meinung über die Eisenbahnangelegenheit und über die Vorschläge des Hofrats von Felsten zu vernehmen. Der schlaue alte Herr nahm das Geschäftliche nur als Vorwand, um mit dem Neffen über Marianne zu sprechen und ihm anzudeuten, wie gerne er diese junge Dame als seine Nichte begrüßen würde. Lömritz hatte einen harten Kampf zu bestehen. Er konnte seine Zuneigung zu Fräulein von Felsten nicht leugnen, erklärte aber dem Onkel entschieden, daß Fernau berechtigtere Ansprüche auf die Hand des Fräuleins habe und daß er dem Freunde niemals hindernd in den Weg treten, vielmehr ihn unterstützen werde. Der alte Herr hatte kein Verständnis für dergleichen „sentimentale“ Anschauungen; — er konnte den Hofrat von Felsten nicht leiden, weil dieser konservativ war, aber in den sogenannten praktischen Lebensgrundsätzen stimmte er mit ihm mehr überein, als mit dem Neffen; und so war er denn auch der Meinung, daß es für alle Teile verständiger wäre, wenn eine junge Dame aus gutem Hause einen tüchtigen Mann von gleichem Stande und Range heiratete, als so einen fahrenden Musiker. Doch er drang nicht in den Neffen; denn er achtete und liebte ihn, war ihm schon einmal in einer Herzensangelegenheit hart begegnet und fühlte sich einigermaßen verpflichtet, ihn nicht mehr zu kränken. So schwieg er und verließ sich auf des Hofrats Schlauheit.

Als Lömritz zurückkam, eilte er zu Fernau. Er fand ihn in wenig heiterer Stimmung und scherzte: „Du siehst ja aus wie ein Börsenspekulant, dem ein Geschäft fehlschlug, und nicht wie ein Künstler, der beim Hofkonzerte sehr gefallen hat. Ich mußte gestern abend gleich nach meiner Ankunft zum Präsidenten gehen, dort hörte ich verschiedenartige Meinungen über dich, je nach der Parteistellung; aber in dem

einen Punkte herrschte fast Uebereinstimmung: daß du Gnade gefunden hast in den Augen der Mächtigen. Man sagte, du seist „très-bien“; das Stichwort ist ausgegeben. Die Anstellung als Hofkonzertdirektor — so soll die neu kreierte Musikcharge heißen — ist dir sicher, man kann dir gratulieren.“

„Lieber Freund,“ entgegnete Fernau lächelnd, „es ist wohl möglich, daß ich nicht mißfallen habe; aber künstlerische Befriedigung brachte ich nicht nach Hause. Allerdings durfte ich eine solche — nach dem was vorausgegangen war — nicht erwarten. Aber unangenehmes Wetter wird nicht dadurch besser, daß man es vorhersieht; höchstens läßt es sich etwas leichter ertragen.“

„Wie benahm sich der Herr v. * Exzellenz, der an jenem Abend bei Felstens so scharmant gegen dich war?“

„O, er war sehr liebenswürdig, sprach aber nur einige Worte mit mir.“

„Aha, er will sich gegenüber der Hofgesellschaft nicht zu sehr avancieren; er traut dem Winde noch nicht ganz, merkt, daß Gegenströmungen zu wirken suchen, und will erst abwarten, welche sich als die stärkere erweist. Wie war der Herr Hofkavalier, der die Hofkonzerte arrangiert?“

„Ueberaus freundlich.“

„Um sein Spiel zu verbergen. Nun, seine Pläne flößen uns wenig Besorgnis ein, ihn werden wir bald zur Ruhe bringen; dafür sorgt mein weitläufiger Verwandter, der Kammerherr v. Lömritz, der zwar auch nur Hofluft atmen und mit den Parteien lavieren kann, aber mir doch manches zu Gefallen thut und den Kavalier nicht gut leiden mag. Wer hat sich noch besonders freundlich gegen dich gezeigt?“

Fernau nannte mehrere Herren und Damen der hohen Aristokratie.

„Hm, meistens Anhänger der Gegenpartei. Man hoffte, daß dir ein Wort entschlüpfte, das gegen dich zu brauchen war, oder wollte sich im voraus mit dir gut stellen. Und die andern Künstlern, wie waren die gegen dich?“

„Die fremde Sängerin benahm sich mit ausgezeichnetem Takte und als wahre Künstlerin und Kollegin, Fräulein Lura schien wütend über die mir erwiesenen Ehren, der Hofkapellmeister war anwidernd süß.“

„Lauter gute Zeichen! Du kannst deiner Ernennung sicher sein. Was gedenkst du nun zu thun?“

Vor allem meine Symphonie und die Ouvertüre zu be-

enden, um in drei Wochen mein Konzert zu geben; daher keine Besuche mehr abzustatten, keine Einladungen anzunehmen und so weiter.“

„Vortrefflich! Aber bevor du diesen sehr löblichen Vorsatz ausführst, mußt du dennoch mehrere Besuche abstatten bei allen den Personen, welchen du im Hofkonzerte vorgestellt worden bist. Wärest du ein fremder Künstler, der die Stadt bald wieder verläßt, so könntest du dich über diese Form leicht hinwegsetzen, aber als hier ansässiger, der eine Anstellung bei Hof anstrebt oder erwartet, mußt du dich in manche Forderungen fügen. Ich möchte dir auch raten, wenn du schon einmal Besuche abstattest, bei den Kritikern vorzusprechen, welche sich dir immer freundlich gezeigt haben, damit es nicht heiße, du vernachlässigst die Kunstkreise und seiest vornehm geworden. Um dir den Zwang einigermaßen unterhaltender zu gestalten, mache es wie ich zur Zeit meiner Beförderung zum Regierungsrate. Schreibe die täglichen Erfahrungen und Eindrücke nieder; nach Jahren wirst du vielleicht dies Tagebuch zur Hand nehmen und — wie das der Fall bei mir war — manche angenehme und zugleich nützliche Erinnerung daraus schöpfen. Trage also die Fesseln der Konvenienz noch ein paar Tage, um dann desto freier der Kunst zu dienen.“

Siebentes Kapitel.

Aus Fernaus Tagebuch. — Das Konzert.

Ich habe heute beiläufig ein Dutzend Visiten abgemacht und mich an der Haltung der hohen Herren und Damen amüsiert. Diejenigen, die mir wirklich wohl wollen und wünschen, daß ich die Stelle am Hofe erlange, benahmen sich höflich kalt, fast militärisch steif. Sie betrachteten mich wohl schon als den Hofbediensteten, im Range weit unter ihnen Stehenden, der sich à distance zu halten hat. Von meiner Kunst war fast nicht die Rede, nur vom Hofkonzerte und von der allergnädigsten Meinung, die über mich geäußert worden war. Dagegen kamen mir die Herren und Damen, welche meine Anstellung — als eine Durchkreuzung ihres Einflusses — nicht gerne sehen, mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen. H. v. X. sprach ein langes und breites über meine Künstlerlaufbahn und zeigte sich auch so wohl unterrichtet über mein Privatleben, daß ich fast erschrak. Er wußte, daß

ich in aufgeregten Zeiten immer streng königlich gesinnt war, und sprach die Ueberzeugung aus, daß ich diese löblichen Grundsätze auch weiter behalten werde, obwohl man jetzt bei Hofe mit allerhand sonderbaren Elementen liebäugelte und selbst Personen, welche sonst gar nicht liberalisiert hätten, nunmehr die Mode ebenfalls mitmachten. Ich antwortete wahrheitsgetreu, daß umfangreiche und ernste Kompositionen meines Geistes vollste Thätigkeit rege und mich von den politischen Tagesfragen entfernt hielten. Er lobte diese „künstlerische Konzentration", kam aber doch immer wieder auf Politik zurück. Ich konnte mit gutem Gewissen meine vollkommene Meinungslosigkeit über Persönlichkeiten versichern; er schien damit nicht ganz zufrieden zu sein, blieb aber sehr liebenswürdig und gesprächig. Ein andrer Hofherr schien sich für Lömritz und das Felstensche Haus ganz besonders warm zu interessieren und erkundigte sich nach einem Eisenbahnbaue, von dem ich zum erstenmal reden hörte. Er äußerte höchstes Erstaunen, daß mir eine Angelegenheit unbekannt sei, die eine Lebensfrage für das Felstensche Haus wäre. Lömritz erklärte mir später, daß der Hofkavalier das Referat über die Eisenbahnfrage einem ihm nahe verwandten Regierungsrate verschaffen gewollt; der Minister sei damit einverstanden gewesen, aber durch die Verwendung des Prinzen Robert wurde die Angelegenheit dem Geheimrate von Felsten zugewiesen. Ich verstehe nichts von diesen Dingen. Den härtesten Stand hatte ich bei der Frau Gräfin Stromberg, meiner Hauptgegnerin, welche für den von der Prinzessin Sidonie beschützten Herrn Labran agitiert. Ich mußte mich ihr vorstellen, denn sie hatte beim Hofkonzert mich mit Liebenswürdigkeiten überhäuft und ausdrücklich angedeutet, sie hoffte mich bald bei ihr zu sehen. Ich durfte sie also nicht übergehen. Es waren noch mehrere andre Damen aus der hohen Gesellschaft bei ihr, als ich meine Aufwartung machte. Und alle waren wahrhaft bezaubernd liebenswürdig und neckten mich über mein „geteiltes Herz", über meine Beziehungen zu Fräulein von Felsten und über den großen Anteil, den die schöne Komtesse Manoli an mir nehme. Ich konnte nicht bestreiten, was ja alle Welt wußte, daß die Komtesse meine Lieder gern sang und sich freundlich über mich äußerte — auch durfte ich meine Empfindungen für Marianne nicht ganz verleugnen. Aber Marianne hatte mich einigermaßen vor der Gräfin Stromberg und ihrem Anhange gewarnt, ich war daher vorbereitet, ruhig zu bleiben,

und wog meine Worte ab, um den so liebenswürdig und so geistreich vorgebrachten perfiden Scherzen gegenüber keine unvorsichtige Aeußerung fallen zu lassen und keine Erregung merken zu lassen. Von der Frau Gräfin Stromberg begab ich mich zur sehr einflußreichen Gräfin von Kronfels, die mir sehr wohl will und manche vortreffliche Fingerzeige gab. Dabei weihte sie mich in allerlei kleine, aber, wie sie meinte, notwendig zu wissende Angelegenheiten ein, die mir recht kleinlich, um nicht zu sagen unwürdig, erschienen. Ich bin heute um eine Illusion ärmer geworden. Mir waren die schönen Frauen der Aristokratie bisher immer als Wesen höherer Art erschienen, als die alleinigen wahren Beschützerinnen und Freundinnen des Künstlers, weil sie so hoch stehen über den abstumpfenden Sorgen des kleinlichen täglichen Lebens, weil ihr Geist unbehindert den Flug zu höheren Anschauungen unternehmen darf. Aber ich lernte heute einsehen, daß auch sie sich kleinliche Sorgen schaffen, daß sie ebensogut wie die niederen Regionen selbst reine Kunstangelegenheiten vom Standpunkte ihrer Partei, des Nutzens oder Nachteils für ihren Einfluß betrachten. Wahrlich, hegte ich nicht das Bewußtsein, daß ich in einer Stellung am Hofe nur zum Wohle der Kunst wirken würde, unbekümmert um meine persönlichen Interessen; kennte ich diesen Herrn Labran, meinen Rivalen, nicht als einen wenig befähigten und noch weniger künstlerisch gesinnten Musiker, ich fühlte kaum den Mut mehr, weiter vorzugehen, und ließe die Dinge ohne das mindeste Wirken von meiner Seite sich von selbst entwickeln; aber ich halte es für künstlerische Pflicht, nicht durch meine Schuld eine einflußreiche Stellung einem andern zu lassen, der sie nicht zum Heile der Kunst verwalten würde.

(Drei Tage später.) Unerklärlich! Die Hofleute benehmen sich liebenswürdig und zuvorkommend gegen mich; meine Bekannten aus den bürgerlichen Kreisen und die meisten Künstler, unter diesen und jenen so mancher, der mir früher freundlichen Anteil zeigte, beobachtet kühle Zurückhaltung. Eifersucht, Neid, Mißgunst der Kollegen darf mir nicht verwunderlich erscheinen; die Anständigen unter ihnen werden sich schon eines besseren besinnen, wenn sie sehen, daß ich meine Stellung dazu benütze, jedem tüchtigen Künstler förderlich zu sein, und den Gemeinen edlere Gedanken beizubringen, habe ich schon lange aufgegeben, ihnen ist ja jeder Höhere ein verhaßter Maßstab der eignen Niedrigkeit. Aber was in aller Welt bewegt die Kritiker, bei denen solche persönliche Gründe

nicht vorwalten, von denen die meisten mich öfters ermahnt haben, daß ich mir hier eine feste Stellung suchen solle, jetzt so kühl zu sein? Erklärungen dieses veränderten Benehmens zu erlangen, hielt ich meiner nicht würdig.

— — — — — — — — — — — — —

Als Fernau die ersten Anordnungen für sein Konzert begann, als er aus den feinen Kreisen heraustrat und wieder öfters mit Leuten untergeordneter gesellschaftlicher Stellung und Bildung verkehren mußte, als er sich aus der poetisch erscheinenden Dunstsphäre wieder in die des prosaischen Tageswerkes hinabsenkte, da überkam ihn gar oft eine seltsam gereizte Stimmung, die er sich gar nicht erklären konnte. Und die Ursache war bei einigem Nachdenken doch leicht zu finden! Er hatte in der letzten Zeit gelernt, in dünnen Lackschuhen auf glattem Parkettboden mit einiger Sicherheit zu schreiten und den Seidenhut mit feinem Handschuh zierlich zu halten; nun aber sollte er wieder auf spitzem Steinpflaster mit festem Tritte wandeln und öfters den Regenschirm gegen Regen und Wind handhaben, das kam ihm mitunter recht sonderbar vor. Und es schien auch, als ob das Geschick sich darin gefiel, ihn über recht viele spitze Steine zu führen und ihm sattsam kalten Regen und Wind in das Gesicht zu blasen. Gleich mit den Proben seiner Symphonie begannen schwere Prüfungen. Die Mehrzahl der Mitglieder des Orchesters bestand aus jenen im lieben Deutschland überzahlreich zu findenden Halbkünstlern, die, was ihnen am Können mangelt, durch Großrednerei zu ersetzen wähnen, alles ohne viele Mühe ganz richtig zu erfassen und schön auszuführen gedenken, und jede Komposition schon beurteilen, bevor sie die Noten zu spielen vermögen. Den einen erschien die Symphonie Fernaus zu sehr „zukünftlerisch", andern dagegen noch zu sehr im alten Zopfe befangen, die einen fanden die Harmonie überschwenglich, die andern kindisch, je nach der Parteistellung. Nur in einem Punkte stimmten die Herren beider Gruppen überein: daß sie so wenige und so kurze Proben als möglich abhalten wollten und gleich nach der zweiten mit ihrer gewohnten Phrase hervortraten, „es werde schon gehen". Fernau bot ihnen für jede weitere Probe reichliche Entschädigung; die verheirateten Musiker, die als Familienväter für vermehrte Einnahmen sorgen mußten, zeigten sich bereit, noch „ein paar kurze" Proben zu halten; aber die unverheirateten, und gerade die älteren Hagestolzen, die, sobald sie Geld in der Tasche, sofort auch keine Lust zur

Arbeit spürten, kehrten den Künstlerstolz hervor und meinten, nicht um Mehrgewinn sei es ihnen zu thun, sondern um Vermeidung unnützer Plage mit Kompositionen, die sie im Notfalle vom Blatte spielen könnten. Nur einige strebsame jüngere Musiker, die einsehen gelernt hatten, daß auch die besten Kräfte nur durch oftes und aufmerksames Wiederholen ein wahrhaft künstlerisches Zusammenspiel erzielen können, hielten fest zu ihm. Es gab lange und fruchtlose Verhandlungen.

Der verstimmte und aufgeregte Künstler wurde zuletzt heftig und verschlimmerte die Sache; er mußte bittere Bemerkungen hören und ertragen, wollte er nicht einen gänzlichen für ihn unheilvollen Bruch herbeiführen. Ihm kam endlich Rat und Hilfe von einer Seite, von welcher er sie am wenigsten erwarten durfte. Der Paukenschläger des Orchesters, der als Subalternbeamter und Agent einer Viehversicherungsgesellschaft „nur so nebenbei die Pauke schlug" und Geldgeschäfte betrieb, war auch „Litterat". Er beschäftigte sich in seinen „Mußestunden" mit Notizen- und Neuigkeitenschreiben für mehrere Blätter; er war Fernaus besonderer Freund, weil dieser sein talentvolles „Töchterchen" (von 30 Jahren) eine Zeitlang unentgeltlich unterrichtet hatte. Nun trat er hervor und drohte, er werde diese Angelegenheit „in die Blätter bringen", und dann solle sich's bald zeigen, ob denn gewisse Leute so ganz unersetzlich seien und einem bedeutenden Künstler, der nur Billiges von ihnen verlange, das Leben verbittern dürften. Sie würden schon noch erfahren, was das heiße, alle Hilfe verweigern; das wirkte. Vielleicht war es nicht bloß die Furcht vor der Feder des Alten, welche die Hauptopponenten bezwang, sondern auch die Angst, daß er ihnen seinen Kredit verweigere, wie er andeutete. Fernau konnte nunmehr Proben nach seinem Belieben anberaumen; er hatte die Freude, daß die Musiker seine Symphonie immer besser spielten und sich auch immer günstiger darüber aussprachen. Nun glaubte er die Hauptschwierigkeit überwunden zu haben! Aber nur das Vorspiel war beendet!

Als er die Reihenfolge der einzelnen Vorträge des Konzertes feststellen wollte, da erhoben die Sängerin und der Geiger, deren Mitwirkung er sich erbeten, lauten Protest. Die Sängerin verlangte als Dame den Ehrenplatz, also die dritte Nummer; sie wollte aber auch nicht unmittelbar nach *seinem* Konzertvortrage auftreten, denn — so berechnete sie —

da seine Person wie seine Kompositionen viele Freunde und Gönnerinnen zählte, so errang er voraussichtlich sehr großen Erfolg und erschwerte den ihren. Also durfte er erst nach ihr spielen. Gerne willfahrte ihr Fernau und setzte die Violinphantasie als zweite Nummer fest. Doch da erklärte der Geiger, daß er unmöglich nach einer vollständigen Symphonie mit einer zwar gut komponierten, aber wenig unmittelbare Wirkung erzielenden Komposition hervortreten könne. Denn — so bewies er mit Recht — beim Vortrage eines bekannten klassischen Stückes schützte ihn der Name vor Mißerfolg; das Publikum war schon günstig vorbereitet. Aber wenn die Fernausche Phantasie, die jetzt zum erstenmal vorgeführt wurde, nicht ganz gut gefiel, so war der künstlerische Verlust gleich groß für den Komponisten wie für den Ausübenden, und nur nach einem Klavier- oder Gesangsstück, nicht nach einer Symphonie, konnte die Phantasie zur Geltung gelangen. Und da die Symphonie fast eine halbe Stunde dauerte, so war ein Gesangsvortrag ganz bestimmt der wirksamste. Dieses letzte Argument leuchtete selbst der Sängerin ein; sie ließ sich herbei, die zweite Nummer des Konzertes zu übernehmen, verlangte dafür jedoch im zweiten Teile die Lieder Fernaus vor seiner Ouvertüre vorzutragen. So vergingen acht Tage, bis endlich das Programm festgestellt und veröffentlicht ward. Und als es nun erschienen war und die meisten Freunde Fernaus und seiner Kunst ihre Plätze im Saale bereits gesichert hatten, da kam der allerunangenehmste Zwischenfall. Ein hohe Persönlichkeit aus regierendem Hause erschien fast unerwartet in der Residenz, nur für wenige Tage, wie man vermutete, um eine Prinzessin in Augenschein zu nehmen. Am Hofe wurde ihr zu Ehren eine Soiree anberaumt, und zwar für denselben Abend, auf welchen Fernaus Konzert anberaumt war. Die meisten seiner adeligen Gönner und Freunde, selbst der Geheimrat von Felsten mit Frau und Tochter waren zu jener Soiree befohlen, mußten daher auf den Besuch des Konzertes verzichten und baten alle aufs dringendste, daß er es verschiebe.

Er befand sich in peinlichster Lage. Viele Karten waren von Personen genommen worden, welche ihn gar nicht kannten, also nur seiner Kunst ihren Anteil schenkten; er fühlte sich diesen gegenüber ebenso verpflichtet, als den Freunden und dem Hofe.

„Wer nicht kommen kann,“ meinte er zu Lömritz, „der möge sich den gezahlten Betrag zurückerstatten lassen; ich bin

in meinem Konzerte weder Günstling noch Freund, sondern Künstler, und habe keine andre Pflicht als mein Bestes zu leisten.“

„Du hast recht,“ entgegnete Löwritz, „aber nur in abstracto, in der Theorie; hier liegt ein Fall vor, in welchem die künstlerischen Grundsätze in ihrer Reinheit nicht durchzuführen sind, willst du nicht zu gleicher Zeit alles das aufgeben, was du bisher anstrebtest. Deine Gönner und Freunde können behaupten, daß ja nur die Freude an deinen künstlerischen Leistungen die erste Ursache ihrer Gesinnungen für deine Person ist, und daß die Rücksicht, die du ihnen jetzt durch ein Aufschieben des Konzertes zeigtest, keine unkünstlerische wäre; daß du nicht als fremder durchreisender Künstler hier auftretest, der für die, welche am Besuche des Konzertes verhindert waren, ein zweites veranstalten könne, sondern als hier ansässiger, der immerhin seinen gesellschaftlichen Verbindungen einige Rücksicht schuldet; der Hof kann mit vollem Rechte verlangen, daß diejenigen, welche Gnaden von ihm erwarten, auf das achten, was in seinen Kreisen vorgeht.“

„Nun, ich will mich in alles fügen,“ meinte Fernau, „damit der Vorwurf der Anmaßung oder des Hochmutes mich nicht treffen könne. Aber ich bin wahrhaft neugierig, ob das, was ich erreiche, alle die Schwierigkeiten und Opfer aufwiegen wird.“

Und immer neue Schwierigkeiten tauchten auf. Zuerst wollte die Sängerin nichts von Aufschub wissen, und ihre Mitwirkung absagen, ließ sich aber beschwichtigen, als Fernau ihr den Brief des Kammerherrn zeigte, worin dieser ihm die bestimmte Absicht der allerhöchsten Herrschaften, das Konzert an jedem andern Abend als dem zuerst angesetzten zu besuchen, „ergebenst mitteilt“.

Der Geiger, der eine Kunstreise gleich nach dem Konzerte festgesetzt hatte, erklärte sich zwar bereit, für den einen Abend zurückzukehren, sprach aber die Verstimmung über die unangenehme Störung sehr entschieden aus — Fernau mußte sich Gewalt anthun, um nicht auf die Mitwirkung des Herrn aus eignem Antriebe zu verzichten.

Die Orchestermitglieder verlangten volle Bezahlung für den Abend, da sie nunmehr, wo alle andern Konzerte bereits angeordnet waren, keinen Ersatz finden konnten.

Endlose Unterhandlungen gab es noch mit Saalpächtern, Druckern und andern Leuten, welche die Gelegenheit, ihre Wichtigkeit fühlen zu lassen, nicht unbenützt ließen.

Fernau ertrug alle diese kleinen Elendiglichkeiten mit äußerer Ruhe, anscheinend sogar mit humoristischer Heiterkeit; und erstaunt blickte Lömritz auf diese „großartige Selbstbeherrschung“, er ahnte nicht, wie ermattet der Freund sich fühlte, wie unruhig seine Nächte waren, welche Anstrengung ihm selbst die kurzen Uebungen am Klaviere kosteten.

Marianne war ganz entzückt von all den glänzenden Aussichten für Fernau. Am Hofe war bereits davon gesprochen worden, wie er besondere Anerkennung verdiente, daß er sein Konzert trotz der vielen Schwierigkeiten und Unkosten verschoben hatte; und die ganze Hofgesellschaft strömte über von seinem Lobe und gab sich ein Rendezvous in seinem Konzerte. Alles das erzählte sie ihm und war erstaunt, daß er so ruhig blieb; die Worte, die er fallen ließ, das Konzert werde ihm jedenfalls mehr Unkosten verursachen, als Einnahme bringen, er wolle nur hoffen, daß es ihm Ehre eintrage, hielt sie für Aeußerung einer momentanen Mißstimmung — aber sie waren der erste Anlaß zu Betrachtungen, die ihr bisher ganz fern gestanden hatten, und sie begann nachdenklich zu werden.

Die schöne Komtesse Manoli sah Fernau nur ganz flüchtig in Gesellschaft, da er die Unterrichtsstunden im Felstenschen Hause seit der ersten Anberaumung seines Konzertes unterbrochen hatte. Sie benahm sich immer bezaubernd liebenswürdig gegen ihn, doch dem feinen Ohre des Musikers war es, als ob ein ungewohnter, unsicherer Ton aus ihrer Stimme klang. Auch Marianne erschien ihm nicht mehr so heiter und unbefangen als ehemals. Und obwohl er seiner eignen innern Verstimmung zuschrieb, daß ihm dies alles so erschien, konnte er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß irgend etwas Fremdartiges, nicht klar zu Bestimmendes ihn und seine Freunde umkreiste. Gern hätte er Marie besucht. Aber ihr gegenüber — das fühlte er — war ihm Verstellung nicht möglich und er wollte keine Erklärung geben, ja er wollte nicht einmal über sich nachdenken, nur Ruhe und Sammlung gewinnen. Eigentümlich verdüstert und besorgt sah er dem Konzerte entgegen, Haltung und Benehmen ließen davon nichts erraten; und nur am Abend selbst, als Lömritz ihn abholen kam, zeigten die Züge nervöse Abspannung.

Ein überaus glänzendes Publikum füllte den Saal. Die Nachricht, daß der Hof und viele hochadelige Personen anwesend sein würden, hatte sich in den verschiedenartigen Gesellschaftskreisen verbreitet und eine Menge eleganter Herren

und Damen aller Stände, deren Musiksinn gewöhnlich nicht über Offenbachs Schöpfungen hinausging, waren herbeigeeilt, um in den neuesten Pariser Modeanzügen ihren Anteil an der Symphonie des von so hohen Herrschaften protegierten Komponisten kundzugeben. Verwundert blickten die kunstverständigen Freunde Fernaus umher und fragten sich, ob dieses Publikum in seiner Mehrzahl wohl berufen wäre, über ernste Tonwerke zu urteilen. Die Mißgünstigen aber — und wo fehlen diese? — steckten die Köpfe zusammen und tauschten ihre liebenswürdigen Gedanken aus über den Aufschub des Konzertes und die dabei obwaltenden Gründe und über die Hebel, die Herr Fernau in Bewegung gebracht haben mochte, um als Einheimischer ein so glänzendes Publikum anzulocken, wie es nur in den Konzerten berühmtester fremder Virtuosen erschienen war? Alles das sah und hörte Fernau mit dem inneren Auge und Ohre, die bei erregter und selbstquälerischer Stimmung doppelt thätig sind.

Er fühlte das Bedürfnis, durch Musik alle Nebengedanken zu bannen; ungeduldig blickte er nach der Hofloge, und als die Herrschaften eine Viertelstunde nach der festgesetzten Zeit nicht erschienen waren, trat er an das Dirigentenpult und gab das Zeichen zum Beginne der Symphonie. Gleich die Anfangsmotive des ersten Satzes erregten die Aufmerksamkeit der Kenner und gefielen dem gebildeten Laien; die Teilnahme ward von Takt zu Takt sichtlich wärmer. Aber als der interessanteste Teil, die Durchführung der verschiedenen Themata eben begann, da erschien der Hof und ihm wandte sich sofort ein Teil der Aufmerksamkeit zu; eine Menge Leute reckten den Hals in die Höhe, um die Herrschaften zu sehen, befragten einander über diesen oder jenen Adjutanten, über die Hofdamen u. s. w. Und während der Besprechung solcher hochwichtiger künstlerischer Angelegenheiten ging der erste Satz der Symphonie vorüber, das originellste und künstlerisch best gearbeitete Werk Fernaus. Lauter Beifall erscholl aus dem Hintergrunde des Saales, wo die wenigen unparteiischen älteren Musiker und die jüngeren standen, deren Gemüt noch nicht von der unlauteren Eisrinde des Neides und der Mißgunst umgeben war. Aber das elegante Publikum in den vorderen Bänken blieb ziemlich teilnahmlos, nur vereinzeltes Händeklatschen war vernehmbar; selbst die Freunde des Komponisten und die musikverständigen adeligen Damen und Herren fühlten sich durch ihre kühlen Nachbarn und durch die gelangweilten Gesichter in der Hof-

loge eingeschüchtert. Zur großen, fast allgemeinen Ueberraschung zeigte Fernau nicht die leiseste Mißstimmung über den unverdient lauen Erfolg dieses ersten Satzes. Im Gegenteil, die innere künstlerische Befriedigung verlieh seinen Zügen einen liebenswürdigen, heiteren Ausdruck; noch lange Zeit nach dem Konzerte sprachen die Damen davon, wie schön er in jenem Momente ausgesehen hatte. Das elegante Publikum der vorderen Reihen war auch so „enchantiert" von seiner „chevaleresken" Haltung, daß es sich verpflichtet fühlte, ihn zu „entschädigen und aufzumuntern" und nunmehr den zweiten Satz, das „warm empfundene" Andante und das „pikante" Scherzo lebhaft beklatschte und ganz perplex ward, als Fernau, anstatt vor Freude zu strahlen, sich immer ruhiger und ernster zeigte. Und wie konnte auch dieses so liebenswürdige elegante Pulibkum ahnen, was in des Künstlers Seele vorging?

Er hatte während der Proben seine Aufmerksamkeit mehr auf die Einzelheiten der Ausführung als auf das Werk selbst gerichtet; am Konzertabend aber stand er zum erstenmal sich selbst gegenüber als Zuhörer, mit dem strengen Ohre des gewissenhaften selbstprüfenden Künstlers: und da ward es ihm klar, wie das Scherzo und der letzte Satz der Symphonie, welche er in so wechselnden Stimmungen, während der Aufregungen und der Abspannung der letzten Wochen geschaffen hatte, im künstlerischen Werte weit unter den ersten beiden Sätzen standen, die in einem Gusse aus der ganz konzentrierten, vollkräftigen Phantasie entstanden waren. Manche eigentümliche Erinnerungen und Gedanken tauchten in seinem Geiste empor, während er so dastand, das Orchester leitete und sein eignes Werk prüfte; und fast düster schweifte sein Blick über die elegante, lauten Beifall klatschende Gesellschaft hin, nach jenem entlegenen Raume des Saales, aus welchem nach dem ersten Satze so herzerfreuender Zuruf zu ihm gedrungen war und der nun so still blieb. — Wie gesagt, die vornehmen Damen und Herren, die sich ihm so liebenswürdig zeigten, konnten sich seine sonderbare „Apathie" gar nicht erklären und meinten schon, er wäre doch „etwas präpotent".

Marianne von Felsten glaubte an momentanes physisches Mißbehagen oder an eine Künstlerkaprice. Die Komtesse Manoli und manche jüngere Hofdamen fanden Fernaus „Bizarrerien" sehr originell und „amüsant" und meinten, man dürfe nervösen Künstlern derartige Formlosigkeiten nicht zu

hoch anrechnen (diese Ansicht war durch höchste Meinungsäußerung sozusagen oktroyiert und wurde rasch verbreitet, um jeder andern vorzubeugen). Nur zwei Personen im Saale errieten Fernaus Gedanken und Empfindungen: Lömritz und Marie Laßner. Der Regierungsrat wußte so genau, wie der Freund erfand, entwarf und ausführte, daß er sozusagen aus jedem Takte erkannte, in welcher Stimmung er entstanden und vollendet war. Er wußte auch, welche strenge Kritik Fernau an sich übte. Seinem klaren Blicke lag das Innere des Künstlers offen; er dachte und fühlte mit ihm in jenem Augenblicke. Marie — die mit der Mutter in einem verborgenen Winkel der Galerie saß, von wo aus sie Fernaus Züge genau beobachten konnte — besaß nicht das Musikverständnis, um über den Wert der Kompositionen zu urteilen. Aber besser als Lömritz kannte sie die Bedeutung einer jeden Miene, der leisesten Bewegung in den Augen Fernaus und sie wußte und fühlte, daß in jenem Momente schmerzliche Gedanken ihn tief erregten; und als die Symphonie zu Ende war und Fernau sich zurückzog, da atmete auch Marie auf, wie von schwerem Drucke befreit. Das Konzert nahm nun einen Verlauf, der den meisten Hörern, ja selbst den Kritikern vom reinen Handwerke als ein sehr günstiger erschien, unsern Künstler aber tiefer verstimmte, als ein Mißerfolg. Er durfte nicht klagen über Mangel an Anerkennung; aber daß seine besten Leistungen vom großen Publikum gleichgültig aufgenommen wurden, mußte ihn schmerzlich verwunden. Nach einer viel beklatschten Arie der Sängerin spielte er eine der letzten Sonaten Beethovens mit meisterhafter Vollendung; aber nur aus einzelnen Gruppen ward ihm der verdiente Beifall. Das vornehme Publikum hatte seine Pflicht erfüllt, als es nach den letzten Sätzen der Symphonie die Hände bewegte, und benützte die ihnen unverständliche Sonate zu leisen Konversationen; und unter den jüngeren Musikern, welche sich nach dem ersten Satze der Symphonie dem Komponisten so freundlich gezeigt hatten, gab es viele Klavierspieler, von denen ein jeder seine eigne Auffassung Beethovens für die bessere hielt und höchstens einige „interessante Nüancen“ anerkannte. Die Violinphantasie, auf welche Fernau große Hoffnungen gebaut hatte, ging fast unbeachtet vorüber. Sie wirkte in ihrer ernsten Haltung nach der großen Sonate abspannend und ermüdend; der vortragende Geiger fühlte das, und da er nicht der Mann war, um äußeren Einflüssen kräftigen Widerstand zu leisten, so er-

schlaffte er und spielte unklar; das Orchester begleitete schwankend, denn der „Konzertmeister", dem Fernau für dieses eine Stück die Leitung überlassen mußte, ein mittelmäßiger Geiger und der in seiner Eitelkeit verletzt war, daß nicht er die Phantasie vorzutragen hatte, entwickelte eine außerordentliche, höchst kollegiale, künstlerische Geschicklichkeit, jeden kleinsten Fehler des Vortragenden durch Zeichen und Mienen der Verlegenheit, als wüßte er gar nicht, wie er noch weiter dirigieren sollte, dem Publikum bemerkbar zu machen. Und so kam es, daß ein Werk, welches später in andern Städten bei Hörern, denen der Komponist unbekannt war, als ein genial erfundenes und künstlerisch durchgearbeitetes, lebhaftesten Anklang fand, an jenem Abend in der Residenz von einem im voraus günstig gestimmten Publikum kalt aufgenommen wurde. Aber den bittersten Tropfen des Kelches bekam Fernau in dem Augenblicke zu kosten, als viele meinten, er müsse vom großen Erfolge berauscht sein. Nach der Violinphantasie erschien die beliebte Sängerin wieder, dieses Mal, um seine Lieder vorzutragen. Sie hatte die wenigst bedeutenden, aber wirksamsten gewählt, als erfahrene Theaterkünstlerin für die richtige Organisation der Beifallsspender, im gemeinen Leben Claqueurs genannt, Sorge getragen. Die Lieder wurden alle sehr lebhaft beklatscht, und die Dame wurde so oft gerufen, daß die Kritiker ganz wahrheitsgetreu berichteten, ihr sei der Löwenanteil des Erfolges zugefallen. Als sie nun zum drittenmal vortrat, um ihre graziösesten Verbeugungen und ihr süßestes Lächeln anzubringen, da erscholl von vielen Seiten der Ruf nach der „Nachtviole". Ob die Komtesse Manoli dem Komponisten den unwillkommenen Dienst leistete, daß sie von den Kavalieren ihrer Partei das beim Hofe beliebte Lied verlangen ließ; ob die Sängerin, welche mit dem süßlich empfindsamen Stücke immer große Wirkung hervorbrachte, die Rufe bei ihren Verehrern bestellt hatte, ist unaufgeklärt geblieben. Der Kammerherr v. Prickelwitz, der bei Hofe die Charge des Geistreichseins bekleidete, berichtete am selben Abend beim allerhöchsten Thee: „Im Publikum zeigte sich epidemisches Verlangen nach der Nachtviole." Fernau fühlte sich tief gedemütigt, daß nach seiner Symphonie und der Phantasie jenes schwache Erstlingswerk noch erwähnt wurde; er war in den Vorsaal geeilt, wo die Mitwirkenden sich versammeln; die Sängerin trat an die Thür und rief ihm zu, daß er die „Nachtviole" begleite. „Verehrtes Fräulein," bat er, „singen Sie jedes andre Lied, oder eines von

Schubert oder Schuman, ich werde mir zur Ehre, zur Dankverpflichtung schätzen —"

„Aber es handelt sich nicht um Schubert, sondern um Ihre Lieder, und wenn Sie nicht wollen, werde ich mir Ihr Lied selbst begleiten." Das kurze, leise und rasch geführte Zwiegespräch hatte bereits die Aufmerksamkeit des Publikums erregt; Fernau mußte, um größeres Aufsehen zu vermeiden, der Sängerin willfahren, mußte die Tortur über sich ergehen lassen, daß seine schwächste Komposition den größten Erfolg an dem Abend fand, an welchem seine besten wirkungslos geblieben waren. Als er nach dem Liede, aufs höchste erregt und blaß in den Vorsaal zurückkam, fand er Lömritz, der inzwischen herbeigeeilt war. Dieser begann gleich, ohne seine Rede abzuwarten: „Lasse dich durch den Zwischenfall nicht mißstimmen. Selbst deine Neider und Gegner wagen nicht zu behaupten, daß der Ruf nach der „Nachtviole" von dir in Szene gesetzt ward. Gönne ihnen jetzt nicht den Triumph, daß du üble Laune zeigst und eine schwächere Leistung bietest. Du beschließest jetzt das Konzert mit deinen kleineren Klavierstücken; nachdem du ernste gediegene Werke vorgeführt hast, zeigst du dich als geistreicher Salon-Komponist und -Spieler; bedenke, von dem Erfolge dieser letzten Nummer hängt die Feststellung der Meinung am Hofe ab — denke an Marianne!"

Fernau drückte dem wackeren Freunde die Hand, seufzte tief auf — dann trat er vor das Publikum mit ruhiger Miene. Er spielte mit vollendetem Ausdrucke und mit einer Virtuosität, vor der er fast erschrak — lag sie doch gar nicht in seiner künstlerischen Richtung! Es erschien ihm fast wie eine Ironie des Geschickes, daß er in dem Konzerte, das seine Bedeutung als Komponist feststellen sollte, als Virtuose glänzte. Rauschender Beifall erscholl von allen Seiten nach seinem letzten Vortrage, eine Menge Damen und Herren eilten herbei und erschöpften sich im Lobe seines schönen Spieles und der anmutigen Kompositionen. Marianne von Felsten, die gern auch herangekommen wäre, aber von der Mutter zurückgehalten ward, grüßte aus der Ferne mit ihrem holdseligsten Lächeln. Herr von Prickelwitz brachte ihm in geistreich sein sollenden Phrasen die Komplimente der Komtesse Manoli und die Nachricht, daß seine „scharmanten Sachen" von den Herrschaften „sehr goutiert" worden seien. Einige Verleger kamen herbei und baten, er möge ihnen seine „reizenden kleinen, so effektvollen" Klavierkompositionen gegen

hohes Honorar überlassen. Niemand sprach von der Symphonie, von der Violinphantasie. Fernau zeigte sich all den Beweisen der Teilnahme gegenüber dankbar und bescheiden; aber es war ihm dabei nicht wohl zu Mute. Alle die feinen und eleganten Damen beängstigten ihn; er hätte sich am liebsten mit einem natürlichen, weniger fein gebildeten Wesen — mit Marie Laßner unterhalten. Die sprach wohl nicht von „Kunst, Inspiration und Ruhm, und Lorbeeren", aber sie würde sein schmerzlich bewegtes Gemüt beruhigt haben.

Er fühlte das Bedürfnis allein zu sein; aber als er, nachdem der Saal sich geleert hatte, nach Hause eilen wollte, da kam Lömritz mit einigen Musikfreunden und Kennern, die ihm immer wärmste Teilnahme bewiesen hatten, mit der Einladung zu einem kleinen Abendessen, das beim ersten Restaurant der Stadt ihm zu Ehren anberaumt war.

Durfte er solcher Liebenswürdigkeit gegenüber momentanes Mißbehagen geltend machen, die Einladung zurückweisen? Er folgte, und gab sich alle Mühe, recht heiter zu sein. Aber die lange, gewaltsam zurückgehaltene Erregung brach, nunmehr das Gegengewicht, das Zusammenfassen aller Geisteskräfte auf einen Punkt, das Konzert, fehlte, mit einemmal hervor. Er ward unwohl, fast ohnmächtig. Ein Arzt, der sich unter den Gästen befand, brachte ihn, von Lömritz unterstützt, nach Hause. Ein heftiges Fieber stellte sich ein. Der Kranke redete irre, und mancher tief verborgene Gedanke, mancher Frauenname kam über seine Lippen. Erschreckt blickte Lömritz auf den Arzt; dieser schien nicht auf die Reden zu achten, nur auf die Pulsschläge und Atemzüge des Leidenden. Nach einigen Stunden erklärte er, daß eine starke Ueberreizung allein den Anfall herbeigeführt habe, daß alle Gefahr vorüber sei und Fernau, bei strenger Diät und ungestörter Ruhe, binnen zwei Wochen ohne Medizin hergestellt sein könne. Er gab dem inzwischen herbeigerufenen Krankenwärter einige Verhaltungsregeln und ging. Auch Lömritz entfernte sich, als er den Freund in ruhigem Schlummer sah.

Fernau erwachte am andern Morgen, müde und niedergeschlagen; an seinem Bette saß ein fremder Mann, der ihm Tisane reichte und ihn bat, sich recht ruhig zu verhalten. Nach und nach sammelte er seine Gedanken und erinnerte sich der Vorgänge des verflossenen Abends, dem er so hoffnungsvoll entgegengesehen hatte.

Achtes Kapitel.

Krisis.

Fernaus Krankheit erweckte allgemeine Teilnahme. Selbst bei Hofe wurde davon gesprochen, und seine Gönner stellten den Kontrast zwischen der „Begeisterung des Künstlers im Konzerte“ und den so schnell darauf folgenden Fieberphantasien in poetischer Weise dar, daß der Kammerherr von Prickelwitz, der die Charge des Geistreichseins bekleidete, den Witz machte: „Cette maladie vaut un succès“ (Diese Krankheit ist so viel wert wie ein Erfolg). Viele vornehme Herren gaben ihre Karten ab, und Fernaus Salon bot eine wahre Ausstellung von Fruchtsäften, Kompotten, Lichtschirmen und farbigen Nachtampeln, von Gönnerinnen und Schülerinnen gesandt. Nach zwölf Tagen war er so weit hergestellt, daß er kurze Besuche empfangen durfte, und wollte nun auch Zeitungen lesen.

Lömritz brachte ihm mehrere, welche genaue Berichte über seinen Gesundheitszustand veröffentlicht hatten.

„Sieh, welch’ wichtige Person du in der Residenz bist. Es werden förmliche Bülletins über dich ausgegeben.“

„Warum zeigst du mir nicht die Bülletins über mein Konzert?“ fragte Fernau; „bringe sie mir alle, ich bitte darum, verbirg mir nichts.“

Lömritz mußte dem Freunde willfahren, um ihn nicht noch mehr aufzuregen. Die Kritiken waren wenig erfreulich. Selbst die günstigsten enthielten Bemerkungen, welche um so empfindlicher berührten, als sie Wahres aussprachen, bei aller Anerkennung des ersten und zweiten Satzes der Symphonie die Zerfahrenheit der beiden letzten betonten. Die weniger wohlwollenden ergingen sich in allgemeinen Phrasen von Formgewandtheit, tüchtiger Arbeit, „innig empfundenen“ Liedern, von „beste Schule beurkundenden“ Klaviervorträgen, sprachen aber desto länger von dem Mangel origineller Erfindung 2c. Die schlimmste Kritik ward von dem in den höheren Kreisen am meisten gelesenen Blatte gebracht. Der Verfasser war schon lange ein Gegner Fernaus, weil dieser ihm nie besondere Aufmerksamkeit erwiesen und seine Eitelkeit beleidigt hatte, und weil der Künstler von der vornehmen Gesellschaft begünstigt war, in welcher er die Aufnahme trotz allen Schleifens und Wendens vergeblich angestrebt hatte. Der Ehrenmann ließ die Gelegenheit klein-

licher Rache nicht unbenützt vorübergehen und lieferte ein Meisterstück versteckter Bosheit. Er sprach von musikalischen Salonformen und Salongefühlen, die in eleganter Abendgesellschaft ihre Wirkung nicht verfehlten, dagegen im Konzertsaale sich als recht engbrüstig erwiesen; von Kokettieren mit Zukunftsmusik unter dem Deckmantel der Klassizität. Endlich wies er auf den Erfolg der „Nachtviole" hin, der am besten bewiesen hätte, in welchem Genre der Konzertgeber exzelliert und fortarbeiten sollte.

Fernau lächelte verächtlich, als er diese Kritik las und meinte: „Ich durfte von diesem Herrn nichts Besseres erwarten und bedaure nur, daß seine hämischen Bemerkungen Fräulein von Felsten kränken und ihre Eltern sehr unangenehm berühren werden. Schmerzlicher sind mir die Beurteilungen der Männer, die bisher mir immer wohlwollend gesinnt waren und nun mit einemmal den Tadel, wenn er auch nicht ungerecht ist, so scharf aussprechen, daß er das Lob gänzlich aufwiegt; ich vermag nicht mir diese Aenderung der Gesinnungen zu erklären."

Lömritz kannte den wahren Grund wohl, hütete sich aber, den kaum genesenen Freund durch die Mitteilung in Aufregung zu versetzen. Er wußte, daß das Gerücht verbreitet worden war, Fernau sei ein Augendiener einflußreicher Hofherren und Damen geworden, um eine einträgliche Anstellung zu erlangen, und sei nunmehr zu allen Zugeständnissen bereit.

„Laß dich nicht irre machen in deinem Streben und Arbeiten," meinte er. „Ich weiß bestimmt, daß deine Ernennung zum Hofkonzertdirektor beschlossen ist und daß dein Name auf der Liste für die nächste Ordensverteilung steht. Das muß dir doch Freude bereiten und eine Entschädigung sein für manches Unliebsame."

„O, gewiß," entgegnete Fernau.

Aber der Ton, in welchem er die Worte sprach, war kein besonders freudiger.

Als Lömritz einige Tage nach diesem Gespräche in vorgerückter Abendstunde den Freund besuchte, saß dieser am Schreibtische in emsiger Arbeit und empfing ihn mit den Worten:

„Nur keine Strafpredigt, daß ich komponiere, mich aufrege und dergleichen. Der Arzt hat mir gestern gestattet, die Gedanken, die schon seit mehreren Tagen in meinem Kopfe summen, niederzuschreiben und morgen einige Besuche abzustatten. Er fand meinen Puls ganz fieberfrei und ist ver-

ständig genug, einzusehen, daß mich der Müßiggang mehr aufregt, als die Arbeit. Ich komponiere eine Fuge mit Choral, mit welcher ich mich als Hofmusikdirektor installiere. Se. Exzellenz der Herr v. * hat mir heute ein besonders höfliches Schreiben mit der Anfrage gesendet, ob ich ihn morgen Nachmittag behufs wichtiger Unterredung besuchen könne; ich habe bejahend geantwortet; und der Kousin des Kammerherrn, der vormittag bei mir war, hat mir erzählt, daß mein Dekret zur Unterzeichnung vorliegt."

„Also kann man dir gratulieren," entgegnete Lömritz; „du stehst am Ziele sehnlichster Wünsche —," die letzten Worte sprach er etwas beklommen.

„Ja," meinte Fernau, „morgen werde ich Marianne endlich wiedersehen und ihren Vater sprechen."

„Du wirst ihn wohl in trüber Stimmung finden. Er scheint in einer Angelegenheit, auf welche er große Hoffnungen baute, sehr Unangenehmes erfahren zu haben, und ich fürchte, es steht ihm noch manches Ungemach bevor."

„Wie so?" fragte Fernau, „erkläre mir —"

In diesem Augenblicke überbrachte seine Wirtin, Frau Haase, ein kleines seltsam gefaltetes Schreiben ohne Aufschrift, dessen Ueberbringer auf Antwort harrte.

Fernau erschrak heftig, als er es öffnete, die Handschrift der Komtesse Manoli erkannte und die Worte las: „Ich muß Sie sogleich sprechen. Senden Sie Ihre Wirtin unter einem Vorwande weg; und wenn Herr v. Lömritz bei Ihnen ist, sagen Sie ihm geradezu, daß eine Dame Sie zu sprechen wünscht, einem Kavalier gegenüber genügt eine Berufung an seine Kourtoisie. Dann sagen Sie dem Ueberbringer ‚Gut'; daraus werde ich entnehmen, daß Sie mich erwarten. Erinnern Sie sich Ihres Eides."

Der Künstler verbarg seine große Aufregung so gut es ging; er erfand einen wichtigen, sogleich zu vollziehenden Auftrag für seine Wirtin, gab dem Boten das Losungswort, und bat dann den Freund, ihn zu verlassen.

„Denke nichts Arges von mir, Lömritz, eine Dame will mich sprechen; ich kann mir die Ursache nicht erklären, muß aber willfahren."

Nunmehr erschrak Lömritz heftig; er dachte nicht anders, als daß im Felstenschen Hause irgend ein Familienstreit stattgefunden hatte und Marianne zu Fernau geeilt sei. Mit beklommenem Herzen ging er.

Fernau wartete an der Thüre. Nach einer Weile ertönte

leises Klopfen, er öffnete, die Komtesse trat herein, in einen groben Mantel und mit einem Kopftuche verhüllt, daß auch das schärfste Auge sie nicht erkannt hätte.

„Schließen Sie die Thür," flüsterte sie, „und kommen Sie rasch in Ihr Zimmer."

Er gehorchte. Sie warf die Verhüllung ab und ohne ein Wort von ihm abzuwarten, fragte sie:

„Hat, außer Ihrem vertrauten Freunde Lömritz, irgend jemand ein Wort, eine Andeutung von Ihnen vernommen, daß wir uns schon vor der Begegnung im Felstenschen Hause gesehen und gesprochen haben?"

„Nein, auch Lömritz nicht."

„Besinnen Sie sich genau! Ist Ihnen nie ein Wort entfallen, aus welchem ein scharfes Ohr Vermutungen schöpfen konnte?"

„Niemals."

„Dann ist alles gut. Aber unbegreiflich bleibt mir die Anspielung; wurde das Geheimnis von andrer Seite verraten? Sei dem wie immer, mich werden sie nicht fangen. Hören Sie, Fernau! Morgen nachmittag sollen Sie zu Herrn von * kommen, der Ihnen die Anstellung bei Hofe ankündigen und Sie an den Hofmarschall und andre zwei Herren weisen wird. Seien Sie vorbereitet, daß jeder dieser Herren trachten wird, von Ihnen zu erfahren, ob und wo Sie mich früher gesehen haben; um solche Mitteilung zu erlangen, wird man Ihnen erzählen, daß ich in letzterer Zeit gegen Ihre Anstellung intrigiert hätte, meine Aeußerungen über Ihr Konzert und dergleichen anführen — — das ist wahr —"

„Wie?" fragte Fernau erschrocken, „Sie, gnädige Komtesse —"

„Unterbrechen Sie mich nicht und lassen Sie mich erklären," sagte sie rasch, „die Zeit ist kostbar. Der Hofrat von Felsten hat seinem Vater die Berichterstattung in einer wichtigen Eisenbahnangelegenheit verschafft. Durch seinen Einfluß allein konnte er das nicht durchsetzen, er bedurfte meiner Verwendung bei Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzessin. Ich habe ihn unterstützt, weil es galt, Ihrer Liebe, Mariannen, die keine Mitgift erwarten durfte, eine solche zu verschaffen, und auch meinen Eltern, die arm sind und meine Ausgaben nur schwer bestreiten können, einige Erleichterung zu bieten. Dem Herrn Hofrate schien es nun geraten, mich in der Angelegenheit als die Hauptanregerin erscheinen zu lassen, als handelte ich nur in meinem und Ihrem Interesse.

Ich erfuhr auch, daß er und seine Mutter dahin strebten, eine Heirat zwischen Marianne und Herrn von Lömritz zu stande zu bringen, und daß das Fräulein und der Regierungsrat einander sehr zugethan sind — —“

„Unmöglich!“ rief Fernau, „das ist eine Täuschung —“

Ohne der Unterbrechung zu achten, fuhr die Komtesse fort: „Aus einer Aeußerung Mariannens, die in letzterer Zeit sehr nervös und traurig war, konnte ich den Zusammenhang erraten, und daß sie zwischen Pflicht und Neigung kämpft. Sie betrachtet sich als Ihre Braut und scheint zu gleicher Zeit Herrn von Lömritz nicht gleichgültig zu betrachten. Nun war sie früher auch auf mich eifersüchtig, da es ihr wohl ahnte, daß ich mehr Einfluß auf Ihre Künstlerlaufbahn üben kann, als sie mit ihrem weichen verschwommenen Charakter, und da hat sie wohl einmal gegen die Mutter eine Aeußerung fallen lassen, daß wir bei unsrer ersten Begegnung in ihrem Hause sehr überrascht waren, und die Frau von Felsten mit ihrem bewunderungswürdigen Kombinationstalente und Spioniersinne hat die leise Spur weiter verfolgt. Als ich heute vormittag ihr zu verstehen gab, daß ich mich um ihrer Affairen willen nicht Unannehmlichkeiten aussetzen, weder den Herrn Hofrat in seinen Finanzplänen, noch den Herrn Otto, den Offizier, in seinen Brautwerbungen unterstützen wolle, da ließ sie eine Anspielung auf meine Beziehungen zu Ihnen fallen, die fast einer Drohung glich, als verwendete ich mich für Sie, weil ich müßte. Sie blickte mir dabei forschend ins Gesicht, um den Eindruck ihrer Worte genau zu ermessen. Aber die gute Frau von Felsten ist mir nicht gewachsen. Ich entgegnete ihr lachend, sie möge sich doch auf meine Aeußerungen von vorgestern bei der Prinzessin Leonore und gestern bei der Gräfin Schomberg erkundigen, da würde sie erfahren, daß ich mich gegen Ihre Anstellung erklärt hätte, weil der Erfolg Ihres Konzertes kein genug entschiedener war.

„Nun ward sie allerdings ganz verblüfft, ich aber eilte weg, um weitere Maßregeln gegen ihre Intrigen zu treffen. Und wahrlich, es war die höchste Zeit. Eine Stunde nachdem ich an eine maßgebende Person geschrieben hatte, daß ich mit den Plänen des Herrn Hofrats durchaus nichts zu thun haben wolle, weil sie mir nicht lauter erschienen, kam von höchster Stelle die Donnernachricht, daß dem Herrn Hofrat vom Prinzen ein Urlaub erteilt worden sei. Höchst wahrscheinlich ist in der Eisenbahnaffaire irgend eine unlieb-

same Anzeige geschehen. Nun mußte ich mich aber vollkommen überzeugen, daß von Ihrer Seite keine Indiskretion vorgefallen war, und auch Ihnen Erklärungen und Winke geben. Ich hatte nur eine Stunde Zeit vor mir, die Prinzessin ist ausgefahren, alle Welt glaubt, daß ich für die Soiree bei Hofe Toilette mache. Eine Kammerfrau, der ich vertrauen darf, weil ich ihre Geheimnisse kenne, half mir zu der Vermummung, ich schlüpfte durch das Hintergebäude des Palais, neben Stallungen und Wagenschuppen auf die Straße, nahm eine Mietkutsche und sandte Ihnen den Zettel durch einen Knaben von der Straße. Und nun hören Sie mir aufmerksam zu: Während Ihrer Krankheit sind bedeutende Veränderungen am Hofe eingetreten. Eine neue Partei hat sich gebildet; zu der gehören Personen, denen ich nicht entgegen handeln darf; sie können mich vernichten. Man hat mir die harte Bedingung gestellt, daß ich mich nicht mehr für Sie interessiere, daß ich Beweise hierfür gebe; ich mußte gegen Sie sprechen. Aber hegen Sie nicht die mindeste Besorgnis, daß meine Aeußerungen jetzt mehr die mindeste Wirkung gegen Sie üben können. Den Personen, welche mir die harte Bedingung auferlegten, sind Kunstangelegenheiten gleichgültig; sie wollten nicht etwa Ihre Anstellung verhindern, nur meinen Gehorsam prüfen. Die höchsten Herrschaften, denen Ihre Persönlichkeit sehr gefällt, wollen und werden Sie anstellen. Daß Ihr Konzert bei der Kritik und bei einem Teile des Publikums nicht die verdiente volle Anerkennung gefunden hat, fällt gar nicht in das Gewicht; man protegiert vielleicht diejenigen am liebsten, die nicht zu sehr populär und daher für von oben kommende Gnaden um so dankbarer sind. Sie werden also die Stelle, auch bald den Orden erhalten und Marianne als Ihre Gattin heimführen. Diese wird, sobald Sie nur wieder vor ihr erscheinen, ihre sentimentalen Anwandelungen bald überwinden und Herr v. Lömritz, der ja vor allem Ihr Freund und ein Ehrenmann — ihm können Sie auch unser, eigentlich so unschuldiges Geheimnis vertrauen. Er wird schweigen und Ihnen an meiner Statt raten, wie Sie jetzt am Hofe zu manövrieren haben. Auch ihm muß daran liegen, daß Sie und kein andrer die Anstellung erhalten. Die Kaprice für Fräulein v. Felsten wird er aufgeben. Sein Onkel liebt die Familie durchaus nicht, und ohne dessen Einwilligung kann er sich nicht verehelichen, da seine Mutter und armen Geschwister einzig und allein von diesem unterstützt werden;

schon einmal hat der alte wunderliche Herr seinen eisernen Willen durchgesetzt, als Herr v. Lömritz ein armes bürgerliches Mädchen heiraten wollte. Von den Eltern Mariannens ist wahrlich keine Schwierigkeit zu befürchten. Der Hofrat, auf dessen Einfluß sie große Hoffnung gebaut haben, ist so gut wie gestürzt und sie können froh sein, wenn ein Künstler von Ruf, gutem Charakter und glänzender Stellung das arme Fräulein heiraten will. Ich habe Ihnen nun die Richtschnur Ihrer Handlungen in die Hand gegeben. Sie werden auf schnelle Entscheidung Ihrer Angelegenheit bei Hofe dringen und sich durch nichts beirren lassen, was man Ihnen von mir erzählt, bei Frau v. Felsten Ruhe und Festigkeit zeigen und sich mit Herrn v. Lömritz auseinandersetzen — das paßte mir gerade, daß der mit den Felsten zusammenhielte! In kurzer Zeit werde ich auch mein Ziel erreicht haben und Ihnen dann beweisen, daß ich nie aufgehört habe, Ihre Freundin zu sein."

Sie eilte rasch zur Thüre, er öffnete, fühlte einen heißen Kuß auf seinen Lippen — und stand allein.

Neuntes Kapitel.

Heilung und Ende.

Lömritz hatte nach dem Abschiede von Fernau eine sehr unruhige Nacht verbracht. Selbstvorwürfe peinigten ihn, daß er dem Freunde nicht alle seine geheimsten Gedanken und Gefühle offen dargelegt, daß er nicht alle Beziehungen zur Familie Felsten ganz gemieden hatte. Aber diese war ja dem Ruine preisgegeben, wenn er nicht zwischen ihr und dem Onkel vermittelte. Und er hatte doch auch nie gegen irgend ein Glied der Familie ein leises Wort von seinen Empfindungen und Wünschen geäußert. Nunmehr jedoch durfte die Entscheidung nicht länger aufgeschoben werden — es waren Zwischenfälle eingetreten, welche eine Lösung aller Zweifel geboten. Mit Ungeduld erwartete Lömritz die Zeit des Abschlusses seiner Dienstgeschäfte, dann eilte er nach Hause, nahm einige Briefe zur Hand und wollte sich zu Fernau begeben, als dieser plötzlich mit heiterem Gesichte eintrat.

„Ich komme dir zu melden," begann er gleich, „daß ich mich mit Marie Laßner verlobt habe und übermorgen die

Stadt auf eine Zeitlang verlasse. Nicht wahr, du bist ganz erstaunt? Nun, du sollst noch mehr Erstaunliches vernehmen. Gestern Abend nach jenem rätselhaften Besuche, über welchen du noch Aufklärung erhalten sollst, habe ich den festen Entschluß gefaßt, die Anstellung am Hofe nicht anzunehmen, heute in der Mittagsstunde ging ich zu Fräulein v. Felsten, ihr diesen Entschluß mitzuteilen. Ich fand sie und ihre Mutter recht verstört und traurig; sie sprachen gleich von meinem Konzerte, waren untröstlich über die weniger günstigen Berichte und ganz erbittert gegen den einen boshaften. Marianne hatte sich dergleichen nie denken gekonnt; aus mancher ihrer Bemerkungen war zu entnehmen, daß sie die Laufbahn eines Künstlers von Ruf wohl immer als eine solche betrachtete, welche nur Ehren und glänzende Einnahmen bringt, in welcher Kämpfe und Mißlingen gar nicht vorkommen. Als ich ihr meinen Entschluß kundgab, erschrak sie heftig, aber mit edler Würde faßte sie sich und erklärte, daß sie an ihrer Pflicht festhielte, daß mein Recht auf ihre Hand unter allen Verhältnissen dasselbe bliebe. Nun aber trat die Mutter vor und appellierte an meine Redlichkeit, an meine Liebe für Marianne, deutete mir an, daß die ganze Familie vom Ruin durch eine Heirat der Tochter mit einem mir wohlbekannten Manne gerettet werden könnte, daß dieser Mann nie ein Wort davon gesprochen, jede leiseste Andeutung entschieden abgewiesen habe; sie aber könne mit ihrem heiligsten Ehrenworte beteuern, der Heirat, dem Glücke ihrer Tochter und jenes Mannes stände nur die Rücksicht der beiden für mich hindernd entgegen. Ein Blick auf Marianne überzeugte mich, daß Frau von Felsten dieses Mal die vollkommene Wahrheit sprach — — ich entsagte. Der Geheimrat und sein Sohn Otto, der Offizier, kamen herbei und dankten mir fast mit Thränen, beteuerten mit ihrer Ehre, daß Marianne trotz aller Vorstellungen und Bitten der Familie fest entschlossen gewesen, mein Weib zu werden, wenn ich nicht freiwillig zurücktrat. Ich kann gar nicht sagen, wie beschämt ich dastand vor dem Gedanken, welch großes heroisches Opfer das edle Mädchen mir zu bringen bereit war und wie wenig schwer mir die Entsagung fiel. Mein Herz war dankerfüllt für die Vorsehung, welche in einem entscheidenden Momente durch den sonderbarsten Zwischenfall mir die richtige Erkenntnis zusandte, daß mein Weg nicht der ist, auf welchem ich bisher unter der Gunst der Großen wandelte, und ein andrer, weniger angenehmer, aber meiner

Natur mehr zusagender eingeschlagen werden müsse. In seltsam gehobener Stimmung trat ich aus dem Felstenschen Hause. Eine ganze Masse freundlicher Melodien summte in meinem Kopfe — ich lauschte ihnen, wanderte ziellos hin und her, ohne des Weges zu achten, und befand mich mit einemmal vor dem Hause der guten Marie und — vor ihrer Thüre. Die Mutter empfing mich mit etwas scheuem Blicke, meinte, Marie sei nicht zu Hause, würde aber gleich kommen, und machte sich in der Küche zu schaffen. Ich blieb allein in dem altbekannten, traulichen Stübchen. Auf dem Tische lag das Zeitungsblatt, in welchem die günstigste Besprechung meines Konzertes erschienen war, daneben ein Gebetbuch, auf der Seite aufgeschlagen, welche das Gebet für Genesung eines Kranken enthält. Bald auch erschien Marie, blaß, abgehärmt, mit verweinten Augen. Ich suchte meine tiefe Bewegung unter einem Scherze zu verbergen, und fragte, auf das Zeitungsblatt weisend, ob sie denn auch die mißgünstigen Kritiken gelesen hätte, die wären jedenfalls amüsanter. Gewiß wären ihr alle bekannt, antwortete sie; ihr musikalisches Verständnis reiche nicht aus, um zu entscheiden, ob der hier und da ausgesprochene Tadel gerecht sei oder nicht; doch das stände in ihrer Ueberzeugung fest, daß ein Künstler, der Tüchtiges leistet, sich nicht beirren lassen dürfe. Wenn hier in der Hauptstadt Gegner und Neider meine Kompositionen herabsetzten, so müßte ich diese recht bald in andern Städten aufführen lassen, wo das Publikum noch nicht im voraus für oder gegen gestimmt sei. Ich kann dir nicht sagen, liebster Freund, welch ein großer freudiger Schreck mich durchzuckte, als Marie diese Worte sprach; sie erschienen mir als eine Weisung des Himmels. Denn bevor ich meine Wohnung verlassen hatte, um mich zu Fräulein von Felsten zu begeben — als ich nach langer Erwägung zu dem unabänderlichen Entschlusse gelangt war, die Stelle bei Hofe nicht anzunehmen — da hatte ich nach Leipzig und Frankfurt geschrieben und um die Erlaubnis, die Symphonie und die Phantasie dort aufzuführen, nachgesucht; und von Kassel und Hannover waren mir am Morgen Einladungen zugekommen.

„Dieses einfache bürgerliche Mädchen hatte mit ihrem klaren Verstande mir die künstlerischen Pflichten richtiger vorgezeichnet, als die edle, liebenswürdige, geistreiche Tochter des adeligen Hauses; Marie trug wie der Dichter sagt: „alles Wissens beste Blüte beschlossen im Gemüte!“ Ich blieb

eine Weile lang schweigsam, ergriff dann ihre Hand und erklärte ihr, wie ihr Rat und meine That zusammenstimmten — dann fragte ich: Marie, wollen Sie nun für das ganze Leben meine gute, liebe Raterin, wollen Sie mein Weib sein? Sie zuckte zusammen, erbleichte, wurde fast ohnmächtig, starrte mich an und sagte kein Wort; ich aber hielt ihre Hand fest und wiederholte meine Frage. Da stammelte sie denn zitternd, es wäre ihr als bestimmt hinterbracht worden, ich sei mit einem sehr vornehmen und schönen Fräulein verlobt. Volle und ungetrübte Wahrheit erschien mir als heilige Pflicht in jenem Augenblicke; und so erzählte ich denn Marien meine Erlebnisse im Felstenschen Hause, wie der warme Anteil, den die edle und schöne Marianne an mir nahm, von uns beiden als tiefer liegendes Gefühl betrachtet wurde, wie die Erfolge in den glänzenden Kreisen mich irre geführt und wie ich nach und nach zur Erkenntnis meiner Natur und meiner Pflichten gelangt war. Auch konnte ich im Vollgefühle lauterster Wahrheit Marien sagen, daß ihr Bild mir gar oft, selbst in Momenten glänzendster Erfolge als das lieblichste vorgeschwebt hat. Nun reichte mir das gute, brave Mädchen ihre Hand, blickte mir treuherzig ins Auge und erklärte, jetzt wolle sie mit Freuden mein Weib werden. Aber — höre und staune, lieber Freund — so glücklich sie wäre, recht bald mit mir vor den Altar zu treten, sollte ich dennoch einen Aufschub gewähren. Denn erstens müßte ich mich doch wieder an alle Eigentümlichkeiten ihrer Angehörigen, an der Mutter ewiges Klagen und deren Aberglauben, an der Brüder rauhen Ton einigermaßen gewöhnen; zweitens aber bedürfe sie selbst noch einiger Monate zur eignen Erziehung. Sie hatte in letzterer Zeit das ehemals eifrige Studium fremder Sprachen vernachlässigt, auch den gesellschaftlichen Formen weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Das wollte sie nun wieder einholen, um ihre Stellung als meine Frau auch äußerlich würdig ausfüllen zu können. Was sollte ich antworten? Mußte ich nicht dem lieben guten Mädchen dankbar sein? Die Mutter kam herein, sie hatte draußen ein wenig gehorcht, als das Gespräch so lange währte, war ganz überglücklich, meinte jedoch, sie hätte voraus gewußt, daß alles so kommen würde; denn an jenem Morgen, unmittelbar vor meinem Besuche bei ihnen, hatten ihr die Karten dreimal nacheinander in ganz gleicher Weise den nächsten Besucher als einen Freier verkündigt. Marie sah mich lächelnd an, als wollte sie mich an ihre früheren Worte erinnern. Nun kamen auch die Brü-

der; der älteste meinte: „Sie bekommen keine elegante und vornehme, aber eine gute und tüchtige Frau, die Ihnen in Freud und Leid fest zur Seite stehen wird.“ Mich freute diese stolze Anrede; ich nahm Abschied von den Lieben, eilte nach Hause, bat Se. Exzellenz schriftlich, mir die Audienz morgen zu gewähren, da ich mich eben verloben wollte; dann ging ich zu dir.“

Lömritz ergriff die Hand des Freundes und sprach mit tiefer Bewegung: „Ich kann nicht Worte finden, um meine Freude auszudrücken! Du weißt ja auch, welche glückliche Wirkung dein Entschluß auch auf meine und Mariannens Zukunft ausübt! Aber sage mir, wie kamst du zu solch schnellem, ich möchte fast sagen, plötzlichem Entschlusse?“

„Hm! Durch die Komtesse Manoli! Sie war die Dame, welche mir gestern die so geheimnisvolle Botschaft sandte und mich sogleich zu sprechen verlangte! Ihre Mitteilungen ließen mich mit einemmal in ein Gewebe von Machinationen und Plänen blicken, das ich kaum genau zu erkennen und zu unterscheiden vermochte, geschweige denn, daß ich noch daran mitweben wollte! Mein Charakter paßt nicht zu einer Stellung, die mir nicht um meiner Kunst willen allein, sondern teilweise aus Parteirücksichten gegeben würde. Reinheit der künstlerischen Empfindung ist erste und unerläßliche Bedingung für mein Schaffen und Wirken. In den letzten Wochen vor meinem Konzerte überkam mich öfters der Gedanke, als ob diese Reinheit getrübt wäre — obwohl ich doch gerade in dieser Zeit so vieles erlebte, was den Künstler anregen und erregen mußte. Ich quälte mich mit vielen Gedanken und Entwürfen, konnte aber nicht zur Klarheit, zu einem Entschlusse gelangen, bis dann der Besuch der Komtesse beides herbeiführte!“

„Kannst du,“ fragte Lömritz, „ohne eine große Indiskretion zu begehen, mir andeuten, woher deine frühere Bekanntschaft mit der Komtesse stammt? Denn ohne eine solche konnte die schöne Hofdame nimmer eine Macht über dich gewinnen, welcher du dich kaum zu entziehen vermochtest; alle Welt am Hofe sprach davon.“

„Ich darf dir alles sagen; sie selbst gab mir die Erlaubnis. Vor drei Jahren im Sommer, auf einer Fußwanderung zwischen Franken und Thüringen, lauschte ich in alter Gewohnheit den Melodien, die mir der Wald sang, anstatt auf den Weg zu achten, und verirrte mich auch richtig auf einem Pfade, der, vom Hauptwege ableitend, mir als

ein kürzerer geschienen hat, aber zuletzt im Gestrüppe endigte. Nun wollte ich aber nicht zurück, kletterte höher, über Felsen, kroch die Kreuz und Quer durch Dickicht und Gesträuch; nach anderthalb Stunden kam ich endlich vor eine ziemlich hohe Mauer. Ei, dahinter müssen doch lebende Wesen wohnen, dachte ich, und wenn's auch vielleicht nur gehegte Wildschweine sind, hoffentlich wird mir nicht gleich eine grobe Sau begegnen! Also rasch die alten Turnerkünste angewandt! Gedacht, gethan. Ich kletterte auf einen Baum, schwang mich von dessen dickstem Aste auf die Mauer; von dieser herab auf die andre Seite zu gelangen, war nicht schwer. Nun begann wieder ein Kriechen und Winden durch allerlei Gestrüpp; dabei war es so unheimlich stille, ich sehnte mich fast nach dem Grunzen einer Wildsau, als nach einem Zeichen lebender Wesen! Da mit einemmal stand ich vor einer Lichtung, und in der Mitte, wenige Schritte vor mir, auf einer Rasenbank unter einem schattigen Baume schlummerte halb sitzend, halb hingestreckt, ein wunderschönes Mädchen. Zu ihren Füßen lag ein Buch, wohl der rechten Hand entfallen, die malerisch herabhing; in dem linken gebogenen Arme ruhte das Haupt. Mit Staunen und Entzücken betrachtete ich die Anmut der Stellung, die Schönheit und Feinheit der Züge, die ungemeine Zierlichkeit der Hände und Füße. So stand ich eine Weile. Plötzlich erwachte sie, erblickte mich, schrie laut auf und wollte entfliehen. Ich eilte ihr nach, erzählte von meiner Irrfahrt, und bat flehentlich, daß sie mir das Glück ihres Anblickes nur noch wenige Minuten gönne und dann mitteile, wie ich aus dem poetischen Zauberwalde wieder auf die prosaische Landstraße gelangen könnte. Zu gleicher Zeit hob ich das Buch auf, welches noch vor der Rasenbank lag; es war ein Band von Heyses, meines Lieblingsdichters, Novellen in Versen; ich citierte eine Stelle aus dem „Feenkind“; sie antwortete mit einigen Versen aus der Braut von Cypern, und ehe ich mich versah, waren wir in einem Gespräche über Poesie und Kunst wie alte Bekannte. Sie bezauberte mich durch ihre geistreichen Bemerkungen, durch ihre melodische Stimme; sie bezauberte mich, daß ich fast nicht bemerkte, wie wir von dem freien Platze nach einer versteckten Laube gegangen waren, von der aus sie alles übersehen konnte, und wie sie spähend nach allen Seiten blickte, während sie so schön und so poetisch sprach. Sie hielt mich in respektvollster Entfernung. Nur einmal erlaubte sie mir, ihre schöne Hand zu küssen. Nach einer halben Stunde unterbrach sie das

Gespräch plötzlich und sagte: Nun müssen wir scheiden. Ich werde Ihnen einen Weg zeigen, auf welchem Sie unbemerkt sich entfernen können. Vergessen Sie diese Stunde. Ich will nicht wissen, wer Sie sind, und verlange nur Ihr Wort, daß Sie nicht versuchen werden, zu erfahren, wer ich bin, und daß, wenn je ein Zufall uns begegnen läßt, Sie mich nicht erkennen — die geringste Unvorsichtigkeit, der leiseste Verrat von Ihrer Seite kann mich, eine ganz Schuldlose, verderben! Ich gelobte Stillschweigen mit Hand und Wort, sie blickte mir ins Auge und lächelte so holdselig, daß mir die Sinne ganz wirre wurden! Nun führte sie mich auf einem ganz unscheinbaren Pfade durch Dickicht an die Mauer, über die ich zuerst gekommen war, öffnete mit einem Schlüssel, den sie um den Hals trug, eine kleine, durch Laubwerk ganz verdeckte Thür, lauschte eine Weile und flüsterte: Rasch nach links bis zu dem Kreuzpfade, dann rechts. Sie drängte mich hinaus, ich vernahm noch das leise Schließen des Pförtchens, dann war alles still. Nach ziemlich mühevoller, stundenlanger Irrfahrt gelangte ich endlich auf die Landstraße. Am nächsten Tage verließ ich die Gegend, ging an den Rhein und von da nach Hause. Eine Zeitlang erschien mir das Abenteuer wie ein Traum, aus dem ich nicht erwachen wollte — doch dieser schwand nach und nach von selbst, als die gewohnten Arbeiten meinen Gedanken andre Richtung gaben; auch die letzte Erinnerung war im Verblassen — da mit einemmal tauchte das zauberische Wesen wieder vor mir auf. Das ist die Geschichte meines sehr unschuldigen — und doch rätselhaften — Romanes mit der Gräfin."

„Hm," meinte Lömritz, „vielleicht kann ich dir den Schlüssel zum Rätsel geben, da gerade mir, der sich um Hofgeschichten am wenigsten kümmert, durch sonderbare Zwischenfälle manches Geheimnis der schönen Komtesse offenbar ward. Vorerst einige Worte über ihre Persönlichkeit.

„Wie sie den Männern den Kopf berückt, hast du wohl an dir selbst einigermaßen erfahren. Bei ihrem ersten Erscheinen am Hofe vor sieben Jahren brachte sie einen förmlichen Aufruhr unter unsern Hofherren hervor; der Fürst *, der größte Schlemmer und Sportsmann unter unsern Offizieren, bekam poetische Anfälle und machte Verse auf sie. Die Männer vergötterten sie, beteten sie an — keiner warb um ihre Hand; und dabei wunderte sich ein jeder, daß ein andrer sie nicht heiratete. Vielen Leuten dünkte diese Erscheinung unerklärlich. Aber sie war tief begründet. Die

Komtesse stammte aus alter, aber armer Familie, die keine großen Verbindungen hatte; ihr Wesen war auch nicht der Art, daß sie sich mit einer glänzenden angenehmen Stellung in der Gesellschaft begnügte; sie wollte herrschen, beherrschen, eine politische Rolle spielen — und das ging bei uns nicht. Man hätte wahrscheinlich ihre Verheiratung mit dem Kavalier eines auswärtigen Hofes durch alle Mittel unterstützt, um eine geniale und thätige Agentin zu gewinnen; aber unsre hiesigen Granden schienen gewarnt zu sein, daß sie nicht eine Dame heimführten, die mit den glänzendsten gesellschaftlichen Eigenschaften auch so viel Talent und Lust zu politischer Thätigkeit verband; und einer, der nicht sehr reich und von hohem Adel war, durfte schon gar an eine Bewerbung nicht denken. So standen die Dinge vor drei Jahren, als der Erbprinz von * zu den Hoffestlichkeiten hierher kam. Er ist ein liebenswürdiger Mann, von angenehmem Aeußeren, nicht besonders geistreich, aber gutmütig, und durch die Erbschaft eines kinderlos gestorbenen Onkels ungemein reich. Im Anfange seines Aufenthaltes glaubte man allgemein, er wolle um eine unsrer Prinzessinnen freien, und es schien auch, als ob ihm die kleine liebliche Hulda besonders gefiele. Mit einemmal aber wurde er scheu und zurückhaltend, zeigte sich zerstreut und ging auch nach den Festen fort, ohne sich irgendwie über seine Absichten ausgesprochen zu haben. Erst später erfuhr man den wahren Grund dieser auffallenden Veränderung in seinem Benehmen. Er war in heftiger Leidenschaft für die schöne Komtesse Manoli entbrannt, und fest entschlossen, sie zu ehelichen — und sie war natürlich nicht abgeneigt, seine Frau zu werden. Aber mit ihrem scharfen Blicke erkannte sie auch sofort, daß er nicht hier bleiben durfte, daß sie einander äußerlich fernstehend erscheinen mußten, bis der günstige Zeitpunkt erschien; der Prinz konnte erst nach einem halben Jahre in den Vollbesitz der Erbschaft treten, dann wollte er gleichzeitig auf sein Thronrecht verzichten und die Geliebte ehelichen. Tiefstes Geheimnis war geboten, die leiseste Ahnung dieser Absichten konnte alles vereiteln, die Komtesse drang darauf, daß der Prinz die Stadt verließ. Die Verliebten wechselten Briefe miteinander durch Vermittelung einer Verwandten von seiner Seite, die noch mehr Gläubiger als Ahnen zählt, einer Berufung an ihr gefühlvolles Herz und an ihre leere Kasse nicht widerstehen konnte und sich bereit finden ließ, so treue Liebende zu unterstützen. Diese gütige Fee kannte auch den etwas schwachen, veränder=

lichen Charakter des Prinzen, sie berechnete, daß eine sechsmonatliche Trennung auf dessen Leidenschaft erkältend wirken könnte, und sie erfand einen Plan, welcher den Liebenden ermöglichte, einander zu sehen, ohne die mindeste Gefahr der Entdeckung. Der Vater des Erbprinzen besitzt in Franken ein Jagdschlößchen mit einem gehegten Park — sein Großvater hatte es im verflossenen Jahrhundert bauen lassen, um daselbst die in Versailles studierte Kunst des Regierens und der galanten Abenteuer auszuüben. Nunmehr steht es unbenutzt; ein alter pensionierter Förster mit seiner Frau wohnt darin und füttert die paar zahmen Rehe. Zu diesem alten Ehepaare zog im Sommer vor drei Jahren eine junge Verwandte, welcher die Aerzte Gebirgsluft und Ruhe verordnet hatten; kurz vor der Ankunft dieser jungen Dame in Franken hatte die Komtesse Manoli sich sehr ermüdet, nervös aufgeregt gefühlt und einen Urlaub erhalten, um bei den Eltern in der Provinz durch Gebirgsluft und Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Verstehst du? Die Zusammenkünfte unsrer beiden Verliebten blieben in tiefstes Geheimnis gehüllt und wären vielleicht nie geahnt worden — wenn nicht jene Verwandte selbst die Verräterin ward. Das kam nämlich so. Die Komtesse hielt den Prinzen in respektvollster Entfernung. Dieser ward immer verliebter und wollte noch vor Antritt der Erbschaft eine heimliche Ehe schließen — da ward mit einemmal der Vertrauten bange. Vielleicht hatte sie die ganze Angelegenheit ursprünglich nicht so ernsthaft, nur als ein verlebtes vorübergehendes Abenteuer betrachtet und ängstigte sich nun vor der großen Verantwortlichkeit, daß sie thätige Mitarbeiterin bei einer Angelegenheit war, welche eine Aenderung in der Thronfolge herbeiführen mußte — genug, sie suchte sich durch irgendwelchen hohen Schutz gegen alle Ereignisse zu decken. Unser Prinz Adolf ist der Schwiegervater jenes nächsten Verwandten des Erbprinzen, dem bei einer morganatischen Ehe des letzteren das erste Recht auf dessen Krone zusteht; an ihn wandte sich die edle Dame mit ihren Mitteilungen, vielleicht rechnete sie gar auf seine Dankbarkeit dafür, daß sie seiner Tochter mittelbar zu einem Thrönchen verhelfen wollte. Aber der Prinz Adolf ist ein Ehrenmann. Er gab der dienstfertigen Vermittlerin gar keine Antwort auf ihre Mitteilungen und sandte sofort seinen Kammerherrn, meinen Kousin, an den Vater des Erbprinzen, um ihn zu warnen. Der alte Herr besann sich nicht lange und schickte den Sohn in sehr energischer Weise auf Reisen, und die schöne Verwandte des

Försters nach Hause. Mit dieser letzteren jedoch war nicht so leicht fertig zu werden. Sie trat vor den Prinzen Adolf, bestand auf strenge Untersuchung, wollte beweisen, daß sie sich ganz ehrenhaft benommen hatte und nicht bestraft werden dürfte, wenn sie einen Prinzen liebte und entschlossen war, dessen Ehefrau zu werden, ohne sich um die Erbfolge seines Ländchens zu kümmern. Wie es schien, hatte sie es darauf abgesehen, daß die Angelegenheit recht bekannt werde und ihr einen besonderen Nimbus verlieh. Man mußte sie menagieren, denn manches Hofgeheimnis hatte ihr scharfer Blick durchdrungen, und es erschien geratener, sie vorderhand in genauer naher Kontrolle zu behalten, als durch Verbannung vom Hofe zu gefährlicher Feindschaft zu reizen. Die Komtesse blieb also in ihrer alten Stellung und erfreute sich sogar größerer Gunst als vordem, da sie wirklich einmal einen nicht unwichtigen diplomatischen Dienst leistete. Von ihrem Abenteuer mit dem Erbprinzen ward außerhalb des allerengsten Familienkreises nichts bekannt — und selbstverständlich beobachte man unverbrüchliches Stillschweigen. Ich selbst habe die Geschichte erst in neuester Zeit erfahren, als ein gänzlicher Umschwung in den Verhältnissen eintrat und das strengste Einhalten des Geheimnisses nicht mehr notwendig erschien. Der Erbprinz weilt seit etwa zehn Tagen wieder hier. Vor drei Jahren vom Vater zu einer schnellen Heirat gezwungen, hatte er eine wenig glückliche Ehe geführt, ist seit sechs Monaten Witwer, kinderlos, und fest entschlossen, auf die Erbfolge zu verzichten, um sich ein angenehmes Privatleben einzurichten. Die schöne Komtesse hofft mit Bestimmtheit, ihre einstige Herrschaft über ihn wieder zu gewinnen — obwohl er sich durchaus nicht mehr so sehr leidenschaftlich zeigt, und da er viel im Kreise der Prinzessin Sidonie verkehrt, hat sie sich deren Partei rückhaltslos angeschlossen — und muß nun auch gegen dich wirken! Gegenüber der jetzigen Sachlage fühlt sich der Prinz Adolf nicht mehr verpflichtet, einzugreifen und seine Tochter noch länger zu verhindern, daß sie regierende Fürstin werde. So beriet er denn mit mir und seinem Kammerherrn, meinem Vetter, ob es nicht das Beste sei, daß der Erbprinz, wenn er schon eine ebenbürtige Ehe nicht mehr schließen wollte, eine unsrer Hofdamen heiratet. Dem Scharfblicke der genialen Komtesse konnte diese Wendung nicht lange verborgen bleiben, sie berechnete, daß mir die Wahrheit entweder bereits bekannt war, oder bald bekannt werden mußte, und leicht konnte sie dir die Erlaub-

nis erteilen, daß du mich in Euer unschuldiges Geheimnis einweihtest! Sie weiß, daß sie von uns ein Ausplaudern nicht zu fürchten hat, und denkt wohl bald am Ziele ihrer Bestrebungen zu stehen. Wenn sie sich nur nicht irrt. Der Prinz scheint mir zu jenen gutmütigen zerfahrenen Leuten zu gehören, die nur einmal für einen Gegenstand eingenommen sind und denen jedes Wiederempfinden unbequem ist. Lassen wir nun die geniale Komtesse mit ihrem ruhelosen Geiste und sprechen wir von unsern Angelegenheiten. Ich verdanke deinem Entschlusse das ungetrübte Glück meines Lebens — die Familie Felsten schnelle Rettung aus mißlicher Lage. Mein Onkel, der bisher in seiner Eisenbahnangelegenheit mit dem Hofrate verkehrt hatte, schrieb mir plötzlich, daß die vielen Einmischungen Dritter, Unberufener, immer neu Auftauchender ihn entschlossen hätten, sich direkt an den Minister mit seinen der Regierung günstigsten Vorschlägen zu wenden. Da er aber wohl wußte, daß der Geheimrat von Felsten gerade auf das Zustandekommen der Angelegenheit durch seine oder vielmehr durch des Hofrates Vermittelung seine letzte Hoffnung gebaut hatte, die nunmehr vernichtet wäre, so wolle er — mein Onkel — der Familie von Felsten alle gehofften Vorteile zuwenden, wenn ich Mariannen ehelichte — er wäre fest überzeugt, daß sie mir zugethan sei und daß auch ich sie liebte — meine idealistischen Rücksichten für dich hätten also nicht die mindeste triftige Grundlage; er wünsche unser aller Glück und bestände daher auf seinen Vorschlag. Die Erklärung habe ich heute morgen erhalten; du kannst dir denken, in welcher Stimmung ich den Vormittag verlebte und welche unendliche Freude mir deine Mitteilung brachte."

„So hätte sich denn alles zum Besten gewendet," meinte Fernau fröhlich, „und ich muß dem Geschicke dankbar sein, daß es mir in den letzten zwei Monaten so viel Ungemach bescherte. Ohne den unliebsamen Aufschub des Konzertes, der alle meine Pläne so sehr durchkreuzte, wäre ich vielleicht heute Hofkonzertdirektor — und sehr unglücklich! Wahrlich, ich hege in diesem Augenblicke keinen andern Wunsch, als daß jeder wacker strebende Künstler gleich mir so bald auf den richtigen Weg geleitet werde, ohne dabei weder einen Freund, noch eine Ueberzeugung einzubüßen."

Die Hofgesellschaft war höchlichst überrascht, als bekannt wurde, daß Fernau die fast eigens für ihn „kreierte" Stellung nicht angenommen und die Stadt verlassen hatte, um

in kleineren Städten seine Kompositionen vorzuführen. Dieser Ueberraschung folgte die zweite, daß Lömritz sich mit Marianne von Felsten verlobte und dabei Fernaus bester Freund blieb. Als aber der Erbprinz eine Tänzerin heiratete, die Komtesse Manoli einem alten, sehr reichen, katholischen Edelmanne aus der Provinz ihre Hand reichte und zur katholischen Kirche und Partei übertrat, da erblaßte jedes andre Ereignis vor diesen „affrösen Geschichten“ — der Regierungsrat und der Künstler wurden vergessen. Jener verließ den Staatsdienst, zog auf ein Gut, das ihm der Onkel bei der Vermählung schenkte, und ist jetzt Reichstagsmitglied. Fernau lebt mit seiner Marie in einer mittelgroßen Stadt als Musikdirektor. Er ist glücklich, sein Ruf ist im Wachsen. Und der Kunst wird wohl noch die Gunst folgen.

Auf der Konzertreise.

I.

Eine Räubergeschichte.

Ein heftiger Ruck erweckte mich im Eisenbahnwagen während einer ziemlich kalten Februar-Nacht aus angenehmen Träumen. Ich fuhr in die Höhe, warf meinen Pelz ab, öffnete den Wagenschlag und wollte aufs Geratewohl in die dunkle Nacht hinausspringen; da hielt mich jemand am Rockzipfel fest: der Schaffner, der eben den andern Schlag geöffnet hatte:

„Pleiben Se nor gonz ruhich, lieber Herre,“ meinte er, „es is Sie gor keene Gefohr nich; vorne an de Lokomotive is bloß eene Schraube losgegangen, un an eenen Giterwogen is eene Achse gebrochen; mer homs ober kleich gemerkt un forsch gebremst. Jetzt misse mer freilich hier stehen pleiben, bis eene andre Lokomotive gommt un uns nach * zurückfährt.“

„Alle Wetter,“ meinte ich, „so gelangen wir morgen vormittag nicht mehr nach Kassel?“

„Ne, noch Gassel gommen mer Sie morgen vor abends nich, denn jetzt fahren mer nach * zurück, vorwärts dirfen mer nich, sonst stoßen mer mit dem Giterzug zusammen; nun missen Sie in * auf den andern Zug warten, der um nein Uhr morgens vorübergommt, un der braucht wohl acht bis nein Stindche bis Gassel.“

Und ich sollte am Morgen in Kassel eintreffen, nach einigen Stunden Rast um elf Uhr Probe halten, des abends Konzert geben! Wütend zu werden hätte nichts genützt, man mußte sich ins Unvermeidliche fügen! Ich hüllte mich wieder

in den Pelz und versuchte zu schlafen. Mit einemmal fuhr ich neuerdings in die Höhe, sprang aus dem Wagen, — der Zug stand ja still, — und lief mit Dampfkraft nach dem Güterwagen mit der gebrochenen Achse, an welchem die Schaffner mit Laternen Koffer und Kisten auspackten.

„Wo ist mein Cello?" rief ich atemlos, „es ist doch unversehrt?"

„Ihr Tschelloh?" antwortete einer, „menen Sie den Gasten da, 's es ehm gor nichts bassirt."

Ich drückte dem Manne ein Geldstück in die Hand, bat, er möge das Instrument wohl im Auge behalten, und wollte eben nach meinem Waggon zurückkehren, als eine lieblich klingende Mädchenstimme mein Musiker-Ohr traf:

„Ach, meine Herren, wie weit ist es denn zur nächsten Station?"

„E Stindche."

„Und wann kommen wir denn hin?"

„Jo des weeß ich nich, jetze misse mer zuerst nach * zurück."

„Und der Papa erwartet mich an der Station mit dem Wagen! Wenn ich nicht komme, werden die Eltern sich schrecklich ängstigen. Könnte denn nicht einer der Herren so gut sein und nach der nächsten Station gehen, um dort Nachricht zu geben, daß der Zug nur aufgehalten ist, gar kein Unfall stattfand, und daß Papa mich hier abhole? Ich will den Gang gern reichlich belohnen, und Papa wird auch sehr dankbar sein."

„Von uns darf keiner den Zug verlassen," entgegnete ein Schaffner, „so leid es uns thut, wir können nicht helfen."

„Ach Gott, ach Gott," jammerte das Mädchen, „was soll ich nun beginnen? Ich würde mich selbst auf den Weg machen, um Papa zu beruhigen, aber in der dunkeln Nacht ist's doch gar ängstlich, und es haben gerade in den letzten Tagen wieder viele Raubanfälle stattgefunden; die Zeitungen meldeten, daß der schlimmste Räuber vorige Woche aus dem Gefängnisse entsprungen ist. Ich darf den Gang nicht wagen."

Einige Reisende, die herbeigekommen waren, um nach ihrem Gepäck zu sehen, hatten die Klagen der jungen Dame gehört und ergingen sich in schlechten Späßen, wahrscheinlich nur, um sich über die eigne unangenehme Lage durch Verspottung andrer zu trösten. Das Mädchen zog den dichten Schleier über dem Gesichte noch fester zusammen und ging

schweigend nach dem Waggon zurück. Mich aber überkam mit einemmal der abenteuerliche Gedanke, nach der nächsten Station zu gehen und ihren Vater aufzusuchen. Ich war von jeher ein Freund nächtlicher Wanderungen, durfte mich zu den kräftigen Männern rechnen, kannte keine Furcht und war zum Ueberflusse mit einem sechsläufigen Revolver bewaffnet.

Auf meine Frage, wie lange der Zug noch liegen bleiben müßte und wie weit die Station entfernt sei, an welcher der Vater der jungen Dame wartete, antwortete der Zugführer: „Es vergehen wenigstens noch dritthalb Stunden bis der Bahnwärter nach * gelangt ist, die Lokomotive geheizt wird und hierher kommt; der Weg zur bezeichneten Station beträgt kaum dreiviertel Stunde für einen guten Fußgänger. Fünfzig Schritt von hier, beim Schlagbaum der den Fahrweg absperrt, geht die Straße links nahe der Bahn schnurstracks nach dem Stationshause."

Rasch warf ich Pelz und die hohen Stiefeln in den Waggon und schlug den bezeichneten Weg ein. Die Sterne traten aus den Wolken und begünstigten meine Wanderung; breit und deutlich lag die Straße vor mir. Ich ging schnellen Schrittes, blickte vorsichtig nach allen Seiten und hielt meinen Revolver schußbereit in der Hand. Schon schimmerte in der Ferne etwas Weißes, das nach meiner Berechnung das Stations-Gebäude sein mußte, da erscholl plötzlich ein „Halt!" und von der Seite sprangen zwei Männer vor mich hin. Der eine, in Gendarmen-Uniform, schlug das Gewehr auf mich an und rief: „Aha, da is ja der saubere Vogel, un gleich mit'm Revolver in der Hand. Nich gerihrt, sonst schieße ich, un mitgegangen!"

„Meine Herren," fragte ich, „was wollen Sie von mir?"

„Das wird sich zeigen; jetzt marsch!"

Die Situation war eine höchst peinliche. Widerstand oder ein Versuch, mit Geld loszukommen, hätte sie nur verschlimmert, also begann ich ruhig: „Meine Herren, ich werde mit Ihnen gehen, wohin sie wollen, aber unter einer Bedingung: Sie müssen mich zuerst nach dem Bahnhof führen, dort wartet ein Vater auf seine Tochter; der Zug ist auf der Bahn liegen geblieben, ich wollte jenen benachrichtigen und der Angst entreißen."

„Wie heeßt der Herr?"

Nun war die Not groß. „Ich weiß es nicht," mußte ich antworten, „ich hörte nur die Klagen des Fräuleins und bin —"

„Ei, so könnt' Sie jeder kommen," schrie der Gendarm, „vorwärts marsch!"

„Meine Herren," rief ich verzweifelt, „Sie müssen mich nach dem Bahnhof bringen, oder ich wehre mich und es geschieht ein Unglück. Glauben Sie denn, ein entsprungener Verbrecher würde gerade die breite Landstraße wählen und nach dem Bahnhof gehen, wo ein Zug erwartet wird? Ich will Sie nicht bestechen, kann aber wohl sagen, daß der Vater der Dame Sie reichlich belohnen wird, und Sie thun zugleich ein gutes Werk."

Die beiden wollten zuerst durchaus nicht auf meine Bitte eingehen; dem Diener des Gesetzes kam aber plötzlich, — wie er später gestand, — der Gedanke, daß mich auf dem Bahnhofe irgend ein Verbrechens-Gefährte erwarte, den er gleich mit einfangen könnte; er sagte also: „Gut, hingegangen, aber nicht gemuckst, sonst schieße ich."

Wir gelangten auf den Bahnhof; dort stand eine Equipage, ich atmete auf, — der Besitzer mußte ja der Vater der Dame sein, — und bat meine Häscher, ihn rufen zu lassen. Dies thaten sie, beriefen aber auch alle disponiblen Kräfte des Hauses, um die vermeintliche Bande zu fangen.

Ein alter Herr von stattlichem, militärischem Ansehen, mit strengen, aber jovialen Zügen, fragte verwundert nach meinem Begehr. Ich sagte es in kurzen Worten.

„Schickt Sie meine Tochter? Woher kennen Sie dieselbe?" fragte er.

„Ich kenne sie nicht, auch schickt sie mich nicht; ihre Klagen vernahm ich und bin gekommen, Sie zu beruhigen."

„Der Kerl ist verrückt mit seinen poetischen Phrasen, oder ein geriebener Spitzbube," war seine Antwort; „Kinder, Ihr habt vielleicht einen ganz guten Fang gethan."

In demselben Augenblicke trat ein Beamter herzu und meldete: „Soeben kommt ein Telegramm, daß der Zug eine Stunde von hier liegen geblieben ist."

Der Herr und die beiden Gesetzeswächter sahen sich betroffen an. Jener trat auf mich zu und entschuldigte seine barsche Antwort mit der Bemerkung: „Die ganze Geschichte klang ja so abenteuerlich. Erlauben Sie, daß ich um Ihren Namen frage, ich bin der Landwehr-Hauptmann und Gutsbesitzer Weirich."

„Ich heiße ...."

„Wie?! Doch nicht der berühmte Cellist?"

„Zu viel Ehre! ich spiele Cello und gebe Konzerte."

„Ah, mein Herr, wie sehr erfreut bin ich; wir haben viel von Ihnen gelesen, und meine Tochter hegt Vorliebe für Ihr Instrument. Doch jetzt erlauben Sie, daß ich das Mädchen abhole. Sie fahren selbstverständlich mit mir.“

Der Gendarm zupfte Herrn Weirich am Aermel. „Herr Weirich, Se wern doch keenen Unbekannten mitn Revolver nich in Wogen mit Sie nehmen?“

Ich hatte indessen aus meiner Rocktasche meine Brieftasche mit Visitenkarten und einer an mich gerichteten Depesche genommen, zeigte sie ihnen und sagte: „Sollten die Herren Gendarmen glauben, daß diese Papiere nicht mir gehörten und ich den rechtmäßigen Besitzer totgeschlagen und beraubt habe, so können sie ja mit auf die Bahn kommen; dort werde ich ihnen etwas auf meinem Cello vorspielen, um meine Identität zu beweisen.“ Die beiden wollten sich stillschweigend entfernen, doch ich ließ sie nicht ohne Lohn für ihre Pflichttreue von mir scheiden. Dann ging es im raschesten Trabe nach dem Zuge.

Herr Weirich lief an das Damen-Koupee der ersten Klasse, rief nach seiner Tochter, diese sprang jubelnd heraus; in der ersten Freude des unverhofften Wiedersehens ward jede Frage nach dem Grunde des Aufenthalts vergessen. Ich schlich nach meinem Wagen und hüllte mich in den Pelz. Vater und Tochter eilten zur Equipage, und diese rollte von dannen. Nach einer Stunde kam die Lokomotive und bugsierte uns langsam nach *.

Es war sehr spät, als wir ankamen. Fuhrwerk gab es selbstverständlich nicht; mit großer Mühe fand ich noch einen Träger, der vorderhand mein Cello und das Handgepäck nach dem nächsten Gasthofe trug. Dort waren alle Zimmer bereits besetzt; nach vielem Unterhandeln, und damit ich nicht auf der Straße bliebe, beschloß der Kellner, — der mein Cello und mein bescheidenes Kofferchen mit sonderbarem Blicke maß, — mir ein Bett im Tanzsaale aufschlagen zu lassen. Dort konnte ich nächtliche Studien über die Nordpol-Temperatur absolvieren.

II.

Ein Konzert-Engagement.

Am andern Morgen erwachte ich aus wirren Träumen. Mein Kopf brannte, die Füße froren. Der nächtliche Ritter-

dienst hatte mir einen Stockschnupfen als Lohn eingebracht. An Weiterreise und Konzertgeben war für die nächsten Tage nicht zu denken. Meine kräftige Natur ertrug physische Anstrengungen leicht, aber zum Musizieren bedurfte ich immer vollkommen ruhiger Nervenstimmung. Rasch rief ich nach dem Kellner; meine inzwischen von der Bahn gekommenen großen Koffer hatten sein Herz erweicht; ich transportierte mein Cello und mich nach einem geheizten Zimmer, würgte die Strafkost hinab, die sie dort Kaffee nannten, und begab mich auf das Telegraphenamt, um meine Konzerte in Kassel, Köln u. s. w. abzubestellen.

Als ich mißmutig nach dem Hotel zurückschlenderte, begegneten mir zwei Offiziere. „Sind Sie es?" rief der eine. „Ja, er ist es," rief der andre, ohne meine Antwort abzuwarten, „ich erkenne sein Augenzwinkern, das Zeichen, daß er schlechter Laune ist." Dann fragten sie beide zu gleicher Zeit: „Wie kommen Sie hierher?"

Die so unverhofft mich Begrüßenden waren der Rittmeister von Troßt und der Stabsarzt von Helwig, beide vortreffliche Dilettanten: jener Geiger, dieser Klavierspieler, Sänger, Komponist, Dirigent und Gelegenheitsdichter in einer Person. Ich hatte sie vor Jahren in der Hauptstadt, wo sie in der besten Gesellschaft verkehrten, öfters gesehen und mich ihrer besonderen Gunst erfreut. Nun erzählte ich ihnen mein Mißgeschick.

„Sie wollen also nicht konzertieren?" fragte der Rittmeister.

„Keineswegs."

„Und wie lange wohl hierbleiben?"

„Drei oder vier Tage, bis ich ganz ausgeruht bin."

„Nun, dann könnten Sie noch ein paar Tage zugeben, uns eine Freude bereiten und ein gutes Werk vollführen. Es weilt in diesem Augenblicke eine talentvolle Sängerin hier, Fräulein Rinalda, früher bei der italienischen Oper in Mailand und Venedig, jetzt nur auf Konzertreisen, weil ihr das Theaterleben nicht behagt. Sie ist an die Frau Oberst und an mehrere hiesige Honoratioren-Damen recht gut empfohlen, aber im ungünstigsten Moment hierhergekommen. Die Leute geben jetzt im Fasching nur für Toiletten und Bälle Geld aus, und wenn wir uns noch so viele Mühe geben, bringen wir nur ein kleines Konzert-Publikum zusammen, daher auch eine geringe Einnahme. Aber wenn ein Künstler von Ihrem Ruf seine Mitwirkung gewährte,

dann könnte die Dame auf sicheren Erfolg nach jeder Richtung hin rechnen. Daher bitte ich Sie um Ihre Unterstützung; Sie würden uns alle sehr verpflichten."

„Und, wie gesagt, ein gutes Werk thun," fügte der Stabsarzt hinzu, „denn die Künstlerin ist eine sehr wohlerzogene und gebildete Dame, und das Fehlschlagen aller ihrer Hoffnungen fällt ihr sehr hart, wenn sie auch kein Wort darüber verliert."

War es nicht komisch, daß ich, der soeben seine eignen Konzerte in größeren Städten abgesagt hatte, um in der kleineren Stadt auszuruhen, nunmehr gerade in dieser konzertieren sollte, und noch dazu für eine fremde, mir ganz unbekannte Sängerin? Um der Seltsamkeit willen ging ich aber darauf ein und entgegnete: „Meine Herren, Ihr Antrag ehrt mich sehr; aber wer bürgt mir dafür, daß meine Mitwirkung der Dame wirklich ersprießlich sein wird? Sie kennen meine Empfindlichkeit: die Güte und Nachsicht des Publikums hat mich an volle Häuser gewöhnt."

„Oh," meinte der Stabsarzt, „wenn Sie uns zusagen und bei den Vorbereitungen ein wenig unterstützen, so übernehmen wir jede Garantie. Wir haben hier ein ganz gutes musikalisches Publikum, sogar einige treffliche Dilettanten und Parteien aller Schattierungen: Wagnerianer, Bachianer, Händelianer, Schumannianer, Franzianer u. s. w. Aber das Publikum ist hier wie überall in der Provinz, es geht nur in die Konzerte solcher Künstler, deren großer Ruf sie von vornherein der Mühe eines eignen Urteils enthebt. Die berühmten Pianisten, welche hier durchkamen, waren alle mit der Aufnahme zufrieden; ein Cellist aber ist noch gar nicht dagewesen, und wenn Sie uns Zeit lassen und mit Ihren Vorträgen bei der Mitwirkung nicht geizen, so wird Militär ausrücken müssen, um dem Andrange zur Kasse zu wehren."

„Geehrter Herr Doktor, Ihrer Beredsamkeit kann niemand widerstehen; ich werde in dem Konzerte der Dame spielen und Ihre sonstigen Wünsche erfüllen. Vor allem jedoch müssen Sie mir zwei Tage Ruhe gönnen, denn ich fühle mich entschieden sehr ermüdet."

„Ja," meinte der Stabsarzt, „ich habe schon bemerkt, daß Sie ein wenig blaß sind;" — er fühlte meinen Puls, — „hm, Sie fiebern, aber ich werde Sie ohne Mühe vollkommen herstellen. Sie nehmen ein mildes Transpirationsmittel, essen zwei Tage nur Graupensuppe und ein ganz kleines Kotelett, bleiben im Zimmer und vermeiden jede Aufregung. Am

dritten Tage gehen Sie in die frische Luft, essen etwas kräftiger, und des Abends führen wir Sie auf eine Stunde in die Soiree der Frau Oberst von Kracknitz, geborene Gräfin von Hüchetiz, welche hier den Ton angibt. Dort werden Sie die schönen Damen unsrer Stadt und Umgegend kennen lernen und eingestehen, daß auch ein verwöhnter Künstler aus der Großstadt mancher von ihnen Bewunderung zollen muß."

III.

Die Soiree der Frau Oberst.

Am dritten Tage war ich vollkommen hergestellt und sehr neugierig, welche Ueberraschung das sonderbare Zwischenspiel noch bringen würde. Der Doktor und der Rittmeister kamen, mich abzuholen.

„Sie sehen noch ein wenig blaß aus," meinte der erstere; „ich werde das geltend machen, um Sie nicht lange in der Gesellschaft zurückhalten zu lassen. Die Versammlung wird heute sehr zahlreich sein; die ganze Stadt spricht nur von Ihrer unvermuteten Ankunft und Ihrer kollegialischen Großmut. Als ich dem Fräulein Rinalda Ihre Mitwirkung ankündigte, brach sie in Thränen der Freude und Dankbarkeit aus und schrieb Ihnen gleich einen langen Brief; — ich habe ihn aber nicht abgegeben, um Sie nicht aufzuregen. Hier ist er; Sie können ihn morgen früh lesen. Uebrigens ist ja Fräulein Rinalda heute abend ebenfalls beim Obersten."

Mir fiel erst jetzt ein, daß ich den Namen Rinalda schon gehört hatte, und daß sich eine eigentümliche Geschichte daran knüpfte; ich that aber keine Frage, — aus besonderen Gründen. Während der Fahrt weihten der Rittmeister und der Stabsarzt mich in manche gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Die Frau „Gräfin", — so mußte man sie anreden, — hatte mir zu Ehren auch mehrere Damen aus der Finanz-Aristokratie zu sich gebeten, welche sonst niemals Zutritt zu ihren Soireen erhielten und nur zu dem einen großen, jährlichen Balle, bei dem alle Welt sozusagen abgespeist wurde, eingeladen wurden.

„Unter ihnen glänzt Frau Lea Geldheim, die Frau des reichen Getreidehändlers und Bankiers, als die eleganteste. Sie läßt ihre Toiletten aus Paris kommen und hat Anflüge von Bildung. Sie werden aber auch unsre interessanten und

genialen Damen finden, welche sonst nur die intimsten Soireen besuchen und heute ausschließlich Ihretwegen kommen: Frau von Holzstiel, unsre George Sand, die unter dem Namen „Tumelika“ Liebes-Romane schreibt; das schöne, geist- und talentvolle Fräulein von Hellborn, das auch sehr schön Klavier spielt, alle Männer bezaubert, und vor dem Sie Ihr Herz wahren mögen; dann einige junge, sehr anmutige Damen von umliegenden Gütern, die meistens in Residenz-Pensionen gebildet worden sind. Auch unsre Musiker sollen Sie kennen lernen, unsern Chor-Direktor und den Haupt-Klavierlehrer, beide recht tüchtig gebildete Fachmänner; dann aber den Klassiker par excellence, den alten, pensionierten Tribunalsrat von Fugenhahn, der nur Stücke in strengster Form, nur für sich und gelehrte Kenner, durchaus nicht für die Oeffentlichkeit komponiert; ferner den absoluten Romantiker, den jungen Rentier von Harfenzipf, der jede Regel verachtet, nur für die fühlenden Geister der Zukunft wirkt, Symphonien und Kantaten komponiert, dieselben mit großen Kosten überall aufführen läßt und deren Mißerfolg nur dem Neide der Zunftmusikanten und der Mißgunst der Rezensenten zuschreibt. Beide Herren sind sehr empfindlich, aber sehr gutmütig, werden Ihnen ihre Aufwartung machen und ihre Kompositionen zeigen. Sagen Sie ihnen ein lobendes Wort, wenn dies nicht ganz unmöglich sein sollte; das wird beide beglücken und bringt unsrer Sängerin einen Absatz von hundert Karten, denn jeder dieser Komponisten hat seinen Kreis, der auf ihn schwört.“

Ich versprach mein Bestes. — —

Eine glänzende Gesellschaft füllte die Gemächer des Obersten. Dieser, ein noch schön zu nennender Mann in den Fünfzigern, empfing mich mit freiem, militärischem Anstande; — seine Gemahlin, „die Gräfin“, eine stattliche Dame von etwa vierzig Jahren, mit feinen, aristokratischen Zügen und wasserblauen Augen, sagte mir einige leere Komplimente und stellte mich den Damen vor, jedoch nicht nach der Reihe, wie sie nebeneinander saßen, sondern nach der Rangordnung ihrer Männer. Wir begannen eine förmliche Kreuz- und Querwanderung durch den Salon: zuerst vor das Sopha, wo die Frau Majorin außer Dienst, Baronin X., die pensionierte Frau Präsidentin und die Ober-Appellationsgerichtsrätin, endlich die Frau Rittmeister X., geborene Baronin Y., saßen; dann gegenüber nach der Ecke, zu den Gemahlinnen der höheren Verwaltungsbeamten und der Stadt-Honoratioren;

hierauf zurück in die Nähe des Sophas, zu den Frauen der Gutsbesitzer und der Geldleute, unter ihnen die schöne Frau Lea Geldheim; dann wieder schräg durch das Gemach zu einer andern Station. Jede der Damen empfing mich mit ihrem gnädigsten Kopfnicken, jede nahm eine andre Positur an, jede verlieh mir einen andern Titel; je höher sie im Range stand, um so niedriger wurde ich taxiert. Die Frau Baronin nannte mich Herr Kammermusiker, die Präsidentin Herr Konzertmeister, dann avancierte ich stufenweise zum Musikdirektor, Kapellmeister, bei der schönen Frau Geldheim sogar zum Herrn Professor, — bis ich im Munde der Hausfrau wieder zum gewöhnlichen „Herrn“ herabsank. Die jüngeren, unverheirateten Damen, die in einem Nebenzimmer saßen und meistenteils auffallend hübsch und anmutig waren, titulierten mich gar nicht und sprachen recht ungezwungen; — aber abgesehen davon, daß sie von jungen und netten Offizieren umgeben waren, mit denen sie sich am liebsten unterhielten, wußten sie auch offenbar nicht, was sie aus einem reisenden Cellisten machen, in welche gesellschaftliche Kategorie sie ihn stellen sollten.

Die Gesellschaft war bald nach meiner Ankunft vollzählig bis auf wenige Personen, die noch sehnsüchtig erwartet wurden: Frau und Fräulein von Hellborn, welche sich anheischig gemacht hatten, Fräulein Rinalda in ihrem Wagen mitzubringen, und zwei Gutsbesitzer aus der Umgebung mit ihren Angehörigen. Die Versammelten blickten immer nach der Thür, die Konversation stockte, und ich — langweilte mich. Herr von Fugenhahn, der Klassiker, erzählte mir von seinen Jugendjahren, sprach mit Entzücken von Winters „unterbrochenem Opferfest“ und von sonstigen längst verschollenen Perücken- und Zopf-Werken, seufzte über das Verderben unsrer Zeit, welche sich von dem Musikteufel Wagner beherrschen lasse und jeden Sinn für eine gediegene Richtung verloren habe. Ich äußerte mein Vergnügen, in ihm einen würdigen Vertreter der gediegensten Richtung begrüßen zu können, worauf er schmunzelnd mir seinen Besuch und die Bekanntschaft mit einigen seiner neuesten Kompositionen „allerschwierigster“ Form ankündigte. Nach ihm kam Herr von Harfenzipf, der Romantiker, der mit Entzücken davon sprach, wie er mich in der Residenz Wagners „O du mein holder Abendstern“ habe vortragen hören, wie er wohl herausgefühlt habe, daß ich jenen hohen Geist verstände; dann deutete er mysteriös an, daß dieser hohe Geist doch noch nicht den „Abschluß“

herbeigeführt habe, daß noch „ein höher liegender Punkt" zu erreichen sei, den er (Herr von Harfenzipf) „vorahnte", und bat um Erlaubnis, mir am nächsten Tage eine Symphonie zeigen zu dürfen. Selbstverständlich erklärte ich ihm meine große Begierde, die „Vorahnungen" kennen zu lernen.

Die Aussicht auf die mir am nächsten Tage bevorstehenden musikalischen Genüsse war nicht geeignet, meine Laune rosiger zu stimmen; ich räsonierte im Innern auf die Lokomotive mit ihrer schlechten Schraube, auf die Fabrik, in der sie erzeugt worden, auf meine nächtliche Expedition, auf meine Gutmütigkeit, auf die fremde Sängerin, auf die ganze Welt. Wie ich mich aber gerade so in die rechte Wut hineingedacht hatte, da legen sich plötzlich zwei Arme von rückwärts um meine Brust, und eine Baßstimme ruft: „Da ist er endlich!" Ich wende mich erstaunt um, — vor mir steht der Landwehr-Hauptmann und Gutsbesitzer Weirich, nimmt meine beiden Hände in die seinen und ruft überlaut: „Hören Sie, mir konnte keine freudigere Ueberraschung bereitet werden, als Sie hier zu finden. Wie wir, — das heißt, ich und meine Tochter, — uns geschämt und uns mit Selbstvorwürfen geplagt haben, daß wir in der schrecklichen Eile und Verwirrung jener Nacht so rasch weggefahren sind, ohne Ihnen vorher aufs herzlichste zu danken, kann ich nicht beschreiben. Aber denken Sie, meine arme Frau, die immer ein wenig leidend ist, wartete zu Hause ungeduldig und angstvoll auf dieses einzige Töchterchen; die wollte auch gleich zu Muttern, und so liefen wir davon! Hinterdrein, als es zu spät und der Wagen schon auf halbem Wege war, erinnerten wir uns — und schämten uns. Alle Tage haben wir die Zeitungen emsig gelesen, um zu sehen, wo Sie konzertierten, und Ihnen Dank-Depeschen und -Briefe nachzusenden, — aber vergeblich. Und jetzt finden wir Sie hier, welche Ueberraschung! Wie schade, daß meine gute Frau leider zu Hause bleiben mußte, — sie kann in der Kälte nicht fahren, — wie hätte sie Ihnen gedankt! Aber jetzt soll wenigstens meine Tochter für die Mutter und für sich sprechen. Cäcilie!"

Und Cäcilie, die einige Schritte hinter dem Vater stand, reichte mir ihre Hand und sprach ein paar recht herzliche Dankesworte. Himmel, wie war sie liebreizend! Welch ein feines, anmutiges Gesichtchen, welch ein schönes und freundlich-gutmütig blickendes Auge, welch graziöse Haltung! Ich, den der Vorwurf der Schüchternheit noch nie treffen gekonnt, ward ganz verlegen, stammelte unzusammenhängende Worte

und starrte das liebliche Geschöpf immer an, bis auch sie leicht errötete und mir ihre Freundin, Fräulein von Hellborn, vorstellte. Das war nun auch eine ganz prächtige junge Dame von etwa dreiundzwanzig Jahren, groß, schön gewachsen, mit einem edlen Profil und schönen, braunen, musikalischen Augen, und mit feinstem Anstande in Benehmen und Haltung; aber so wie Fräulein Cäcilie gefiel sie mir doch nicht.

Auch die Sängerin, Fräulein Rinalda, stellte sich mir vor. Ich hatte mich in meiner Vermutung nicht getäuscht: es war eine alte Jugendbekannte, Fräulein Reinhold, die Tochter eines reichen Gastwirtes in Süddeutschland; ein wohlerzogenes und braves Mädchen, die, obgleich nur mit wenig musikalischem Talent begabt, eine unbezwingliche Leidenschaft für das Theater nährte, trotz aller Mahnungen der Kenner, aller Warnungen der Freunde sich der Bühne widmete, vor vier Jahren ihre Familie verließ und nach Italien ging, wo sie den Namen Reinhold in Rinalda umwandelte. Nun büßte sie als reisende Konzertsängerin recht hart für die thörichte Leidenschaft. Wie vergrämt sah das sonst so frische und hübsche Mädchen aus! Als sie mir für meine Mitwirkung dankte, die ihr Hilfe in trübster Lage brachte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, — mir kribbelte es auch in den Lidern, — aber ich bezwang die Regung und bat sie, mich in der Gesellschaft nur als einen persönlich unbekannten Kollegen zu betrachten, um allen Erkundigungen und Fragen auszuweichen.

Mittlerweile hatten Herr und Fräulein Weirich der Gesellschaft mein kleines Eisenbahn-Abenteuer erzählt; ich ward nolens volens zum Helden gestempelt. Alle Damen priesen den „Ritterdienst“, den ich einer Unbekannten, Ungesehenen geleistet. Ich flüchtete vor all den Liebenswürdigkeiten zu meinem Cello und bat um die Erlaubnis, vom Rittertum zur Kunst zurückzukehren; meine gute Stimmung steigerte sich zur Begeisterung, als Fräulein Cäcilie den Platz gerade mir gegenüber einnahm und gar aufmerksam zuhörte, wobei das liebliche Gesicht einen immer schöneren Ausdruck zeigte. Der Klavierlehrer des Hauses war ein recht guter Musiker und ein bescheidener, sich nicht vordrängender Begleiter, und so kam es, daß ich statt Eines Stückleins, wie meine ursprüngliche Absicht gewesen, fast eine Stunde lang spielte: Schubert, Beethoven, Haydn, Mozart, Wagner; — fast wäre ich noch an Bach gekommen, wenn nicht der Doktor sein Veto einlegte und mich nach Hause befahl, da die jungen Damen auch noch tanzen sollten. Fräulein Cäcilie lächelte mir holdselig

zu, als ich mich empfahl, und Fräulein von Hellborn fragte, ob sie wohl das Vergnügen haben könne, am zweitnächsten Abend mit mir im intimsten Kreise zu musizieren.

„Sie finden nur den Doktor, dann einen Verwandten aus der Residenz, der ein Musik-Enthusiast und feinfühliger Sänger ist, dann zwei oder drei Damen, — unter ihnen meine Freundin Cäcilie, die bei mir wohnt; — dürfen wir hoffen, daß Sie kommen?"

„Oh gewiß!" rief ich so überlaut froh, daß die Leute sich verwundert umsahen und ich ganz beschämt davoneilte.

Am nächsten Morgen kam der Stabsarzt, um nachzusehen, wie mir die Soiree bekommen wäre. Er fühlte an meinen Puls.

„Hm!" meinte er, „Sie sind schon wieder ein wenig fieberhaft aufgeregt, haben gestern zu viel musiziert. Daß doch die Künstler nie Maß halten können! Sie müssen sich heute schonen, wieder strenge Diät halten und dürfen niemand empfangen; sonst darf ich morgen nicht erlauben, daß Sie zu Fräulein von Hellborn gehen!"

Der gute Doktor! Wohl hatte ich ein Fieber, aber ein solches, das weder Graupensuppe noch Transpirieren heilt, am allerwenigsten das Alleinsein! Und so empfing ich denn jeden, der mich besuchen wollte. Zuerst den romantischen Herrn von Harfenzipf, dann den klassischen Herrn von Fugenhahn. Jener brachte mir eine große Kantate-Symphonie: „Kain und Luzifer, Mysterium nach Byron", — dreihundert eng geschriebene Seiten; dieser verehrte mir drei Kanon in der Duodezime in motu cancrizzante (in rückwärtsschreitender Bewegung). Im Gastzimmer stand ein alter, verstimmter Flügel; auf diesem führte ein jeder mir seine Tonschöpfungen vor. Ich sagte zum Kain-Mann: „Sie haben mit großem Geschicke jeden gewöhnlichen Akkord, jede eigentlich melodische Wendung vermieden, und Ihre Instrumentation bietet vieles noch nie Dagewesene." Zum Kanonisten äußerte ich: „Sie haben mit tiefer Erkenntnis alles Ungewohnte, Eigentümliche, nicht der strengsten Regel Entsprechende vermieden, Ihre Kompositionen sind wahrhafte mathematische Inspirationen." Ein jeder war entzückt, bedankte sich und pries mich in der Stadt. Nach diesen kamen der Rittmeister und ein paar muntere Offiziere mit einer Einladung zu einem trefflichen Diner in ihr Kasino; nach Tisch besuchte ich Fräulein Rinalda und hatte eine ernste Unterredung mit ihr, deren Inhalt ich jetzt noch nicht verraten darf. Abends nahm ich ein reichliches Souper zu mir,

nach dem ich vortrefflich schlief. Als der Doktor am nächsten Morgen kam, fand er mein Befinden sehr zufriedenstellend und meinte: „Diät und Ruhe sind doch ein sicheres Mittel!"

IV.

Beethoven Op. 102.

Der ersehnte Abend, an dem ich sie wiedersehen sollte, kam endlich heran, fand mich aber in trauriger Verfassung. Ich hatte den ganzen Nachmittag mit Eifer geübt, aber nichts Rechtes zustandegebracht. Bald kratzte der Bogen fast unerträglich; bald waren wieder die Finger ungelenkig oder der Arm schwer; die lebhaften Passagen klangen zu weich, die melodischen Phrasen zu hart; bald schnarrten die Saiten, bald gaben sie gar keinen Ton. Mein Cello war wie verhext. Unwirsch stellte ich es in die Ecke, rannte eine Zeitlang im Zimmer auf und ab, wie ein grimmer Panther im Käfig, und begann dann, mich für den Abend anzuziehen. Das gelang nun auch nicht. Gewöhnlich war ich in zehn Minuten fertig, — an jenem Abend plagte ich mich dreiviertel Stunden vor dem Spiegel. Kein Kragen wollte passen, keine Krawatten-Schleife sitzen, und die Haare! — die starrten entweder struppig in die Höhe, wie der Kriegsschopf eines Indianerhäuptlings, oder sie lagen glänzend glatt am Kopfe, wie die Sonntagsfrisur eines liebenden Hausknechts. Ich mußte schließlich ein mir sonst verhaßtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu Hilfe rufen: einen Friseur. Unter seinen Händen fand mich der Stabsarzt.

„Was!" rief er und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; „Sie, der bequemste aller Künstler, den ich so oft mit der Krawatten-Schleife über der rechten Schulter, mit schief sitzendem Fracke und nachlässig herabhängenden Haaren spielen gesehen; Sie, der Antipode eines Stutzers, lassen sich die Haare kräuseln und sind gekleidet wie die Figuren auf einem Schneider-Modenbilde? Da müssen besondere Motive walten! Hat Fräulein von Hellborn Sie berückt? Sie wären nicht der erste! Aber ich muß Ihnen gleich alle Hoffnung abschneiden! Die Schöne, Liebenswürdige scheint, nachdem sie gar viele schmachten ließ und hänselte, endlich die Bewerbung eines entfernten Verwandten, eines Assessors von Hellborn, angenommen zu haben; — wenigstens ist sie gegen ihn be-

sonders freundlich und er kommt so oft als möglich aus der Residenz hierher; — Sie werden ihn auch heute abend finden. Also —"

Ich dankte für die gütige Mitteilung und fragte in gleichgültigem Tone nach den andern Damen und deren Herzensangelegenheiten. „Oh," meinte der Arzt, „die besinnen sich wohl nicht lange, wenn ein Freier sich präsentiert. Die kleine Weirich hat allem Anscheine nach den Husaren-Rittmeister Baron von Lobstein geangelt; — ein hübscher Mann, zwar verschuldet bis über die Ohren, aber gewandt, gebildet und aus sehr guter Familie; der Vater protegiert ihn sehr, das Mädchen heiratet in die besten Kreise — —"

Was der gute Stabsarzt mir noch weiter von den Verhältnissen des Barons, des Herrn Weirich, des Fräuleins, von aristokratischen Verwandtschaften und dergleichen erzählte, hörte ich nicht, denn mir summte es vor den Ohren und brauste es im Kopfe. Ich hörte die Tannhäuser-Ouverture im Polka-Tempo und den Walzer von Strauß „Man lebt nur einmal" als Trauermarsch. Wie gern wäre ich von der Soiree des Fräuleins von Hellborn weggeblieben und zu Bett gegangen, aber das ging ja nicht mehr, die Qual mußte getragen werden. Der gute Doktor wußte sich meine üble Laune während der Fahrt gar nicht zu erklären; ich entschuldigte mich mit plötzlicher Abspannung und daß mich vielleicht der Friseur mit seinem Kräusel-Eisen aufgeregt hätte. Aeußerlich bewahrte ich die Ruhe, aber im Innern wütete es. Alle weltschmerzlichen Liebesgedichte Heines und alle traurig-leidenschaftlichen Melodien Schuberts wühlten in meinem Gedächtnisse.

In solcher Stimmung betrat ich den Salon Hellborn und ward mit ausnehmender Liebenswürdigkeit empfangen. Der Kousin Assessor, den mir das Fräulein als ihren Verlobten vorstellte, war ein wahrhaft schöner Mann von feinster Bildung. Die wenigen Geladenen hatten alle ausdrucksvolle und musikalisch anregende Züge. Die Anregendste, die Anmutigste, die Liebenswürdigste war freilich sie, die ich eigentlich gar nicht sehen mochte. Sie drückte mir die Hand mit liebenswürdiger, freundlicher Unbefangenheit, wie eben eine glückliche Braut einen Hausfreund begrüßt. Der Vater dagegen, der mich vor zwei Tagen so stürmisch umarmt hatte, zeigte sich mit einemmal scheu und verlegen, als wollte er jedes längere Gespräch vermeiden; er reichte mir die Hand, sprach ein paar nichtssagende Worte und verlor sich in das Spielzimmer, aus dem er nicht herauskam.

Die Gesellschaft war vollzählig, — Fräulein Rinalda hatte sich entschuldigen lassen, — und das kleine Hauskonzert begann. Fräulein von Hellborn, die in früheren Jahren den Unterricht Bülows genossen hatte, war eine ausgezeichnete Dilettantin; sie spielte einige Stücke von Chopin mit überraschender Fingerfertigkeit und schönem Vortrage. Nach ihr sang der Kousin Bräutigam Lieder von Franz mit etwas überschwänglichem Ausdrucke, aber schönem, warmem Tone. Nun war die Reihe an mir. Niemand forderte mich auf, — im Hause Hellborn herrschte der feinste Ton, — aber alle erwarteten meinen Vortrag. Ich nahm das Cello zur Hand und begann ein Mozartsches Adagio. Aber bei meinem ersten Bogenstriche, da — o Himmel! — tauchte oben auf dem Knaufe des Instrumentes eine winzige Gestalt in Husaren-Uniform auf, placierte sich auf den Bug und schnitt mir greuliche Fratzen. Ich setzte ab, that, als ob eine Saite verstimmt wäre, drehte am Wirbel hin und her und bewegte den Bogen, um den Dämon zu bannen. Er verschwand auch einen Moment; kaum aber, daß ich zu spielen begann, so war er wieder da; diesmal nahm er gar den Säbel zwischen die Beine, wie ein Cello, und äffte mit dem Arme jede meiner Bogenbewegungen nach. Blickte ich nach unten, so saß er am Stege; wandten sich meine Augen nach oben, so huschte er sofort hinauf. Meine Brust keuchte, der Atem ward mir schwer, vor meinen Augen begann es zu flimmern, die Finger zitterten, — ich ließ den Bogen sinken, bat um Entschuldigung und um Erlaubnis, im Nebenzimmer frische Luft zu schöpfen und die nur momentane Abspannung vorübergehen zu lassen. Alle drängten sich um mich und sprachen ihr Bedauern aus, nur sie kam nicht. Sie stand fern, schien sehr blaß auszusehen und sprach kein Wort.

Der Stabsarzt geleitete mich mit halb mitleidigem Lächeln und flüsterte: „Lieber Freund, beherrschen Sie sich, lassen Sie das Fräulein von Hellborn ihren Triumph nicht zu sehr merken; folgen Sie meinem Rate, kratzen Sie drauf los und erzwingen Sie die richtige Stimmung.“

Ich bat ihn, mich eine Minute allein zu lassen, — er ging, — und ich — hielt mir dann eine Strafpredigt, schalt mich einen Thoren, Schwächling, und sagte mir dergleichen schöne Dinge mehr.

In dieser angenehmen Beschäftigung störte mich das Gespräch zweier alter Herren, die aus dem Spielzimmer kamen,

um im luftigen Raume ihr Austernbrötchen nebst Ungarwein zu genießen.

„Der Weirich spielt doch heute gar zu schlecht,“ bemerkte der eine; „wo er sich hinsetzt, ist die Partie verloren; er fehlt gegen die einfachsten Regeln.“

„Hm! er ist heute sehr übler Laune,“ meinte der andre.

„Nun, der hat doch wahrlich keinen Grund dazu; ihm gelingt alles, — auf dem letzten Kornmarkte hat er die höchsten Preise erzielt.“

„Geschäfte sind's auch nicht, die ihn übellaunig stimmen, aber, wie mir scheint, eine Familienangelegenheit. Sie kennen doch den Baron Lobstein, den Husaren-Rittmeister, der als der entschiedene Bewerber der Tochter galt?“

„Gewiß.“

„Nun, sie hat ihm heute einen ganz formellen Korb gegeben. Der Alte war wütend, konnte aber nichts thun, denn das Mädchen behauptete mit vollem Rechte, sie habe dem Herrn Baron niemals ein Wort gesagt, das ihn zur mindesten Hoffnung berechtigte, und die hat ihren Kopf und wird von der Mutter —“

Das Ende der Phrase wartete ich nicht mehr ab. Mit einem Satze war ich aus dem Zimmer an meinem Cello. Der Dämon oben auf dem Knaufe war verschwunden, meine Finger waren wieder gelenkig, der Bogen strich ganz sicher über die Saiten, meine Augen sahen wieder ganz klar und entdeckten bald das liebliche Mädchen, das hinter zwei älteren Damen mir gegenüber saß und gar holdselig lächelte. Ich geigte munter drauf los, der Doktor akkompagnierte vortrefflich, es ging alles recht gut. Nachdem ich wohl ein halbes Dutzend Stücke gespielt hatte, wurde ein kleines, vortreffliches Abendessen aufgetragen. Fräulein von Hellborn nahm den Arm ihres Bräutigams und ersuchte mich, Fräulein Weirich zu Tische zu führen. Wie glücklich war ich! Konnte ich doch endlich mein übervolles Herz erleichtern und dem lieblichen Mädchen sagen: — Was? ja was? Das wußte ich eben selbst noch nicht! Und hätte ich es auch gewußt, es wäre vergeblich gewesen, denn kaum saßen wir da, begann ein endloses Gespräch über die Zukunftsmusik, über Wagner, Liszt u. s. w. Jeder trug seine Ansichten vor; ich sollte das maßgebende Urteil abgeben. Fräulein von Hellborn, der Kousin und die jüngeren Damen waren entschiedene Anhänger des „Meisters“; der Stabsarzt, die Mutter des Fräuleins und die älteren Herren ebenso entschiedene Gegner desselben. Fräu-

lein Weirich schwieg, bis ich sie nach ihrer Meinung fragte. Da sprach sie: „Mir ist jede schöne und edle Musik wert, daher auch sehr vieles von dem, was Wagner geschaffen hat; vom Prinzipien-Streite verstehe ich nichts und will mich auch gar nicht damit befassen und mir den Genuß des Schönen nicht vergällen."

„Meine verehrten Damen und Herren," begann ich nun, „der Grundsatz, zu dem Fräulein Weirich sich als Dilettantin bekennt, ist derselbe, den ich als Künstler befolge. Alles Schöne und Edle, gleichviel, von welcher Seite es kommt, besitzt volles Anrecht auf des wahren Künstlers Huldigung, und für ihn ist diese Art der Huldigung die einzige, die ihm Geist und Herz frisch erhält und immer neue Anregung bringt."

Die Rede befriedigte eigentlich niemand, — nur sie dankte freundlich für die Unterstützung ihrer Meinung. Der Streit ward fortgesetzt, und man kam auf die schlimme Frage: „Was ist schön in der Musik?", die eine Masse von ästhetischen Phrasen heraufbeschwor. Wir waren alle schon lange vom Tische aufgestanden, als der Doktor noch immer den jungen Damen vordemonstrierte, wie falsch die Prinzipien Wagners seien, während Fräulein von Hellborn und der Vetter die Gegner des Meisters zu bereden suchten.

Die älteren Herren, unter ihnen Herr Weirich, spielten ihren „Rubber" aus. Mir ward endlich Gelegenheit, mit Cäcilie ein paar Worte allein zu reden.

„Mein gnädiges Fräulein," fragte ich, „Sie sagten vorhin, daß Sie jede schöne Musik verehrten. Vielleicht gibt es aber doch Kompositionen oder irgend eine einzelne, die Sie besonders gern hörten. Mitunter prägt sich ja eine Tondichtung unserm Gedächtnisse stärker ein, als die andre, sei es nun, daß sie unserm Naturell entspräche, oder daß wir sie zuerst in besondrer Gemütsstimmung, oder bei äußerem Anlasse vernommen haben, der einen tiefen, nachhaltigen Eindruck in uns hinterließ. Könnten Sie mir z. B. ein Stück nennen, das Sie in diesem Augenblicke gern hörten?"

„O gewiß," antwortete die Liebliche, „ich wollte Sie sogar darum bitten. Vor zwei Jahren habe ich in der Residenz das Adagio der D-dur-Sonate von Beethoven für Klavier und Cello gehört, und seither nicht mehr; denn hierzulande existiert kein guter Cello-Spieler. Nun gedachte Fräulein von Hellborn im Verein mit mir, Sie freundlich zu ersuchen, die Sonate oder nur die ersten zwei Sätze mit ihr zu — —"

Sie hielt inne, denn mich durchfuhr ein ungeheurer, freudiger Schreck; mein Blut schoß gegen den Kopf, und ich starrte Cäcilie mit weit geöffneten Augen an, so daß sie unwillkürlich einen Schritt zurücktrat und mich erstaunt ansah.

„Ich muß Ihnen wohl recht närrisch vorkommen, mein Fräulein?“ begann ich; „nun, ein wenig exzentrisch war mein Naturell von jeher. Was mir aber in diesem Augenblicke begegnet, würde auch einen Phlegmatischen in hohem Grade erregen. Die Sonate, die Sie von mir zu hören wünschen, hat in drei wichtigsten Momenten meines Lebens gar sehr bedeutsam mitgewirkt. Hören Sie!

„Ich war achtzehn Jahre alt und gab in Wien ein Konzert mit recht glücklichem Erfolge. Wie ich so, nachdem alles vorüber war, mit meinem seligen Vater in dem Vorsaale die Komplimente hoher Gönner und Gönnerinnen empfing, da trat ein würdiger Altmeister der Kunst zu uns, und der einstige Freund Beethovens und Schuberts sprach: ‚Mein Sohn, du spielst famos, machst jetzt schon vieles, was andre nicht können. Aber du wirst doch nur ein glänzender Virtuose werden, ein ordentlicher Musiker wohl nie.‘ — ‚Woraus entnehmen Sie das?‘ entgegnete ich in gereiztem Tone. — ‚Weil mir dein ganzes Naturell mehr dem augenblicklich Wirksamen als dem Nachhaltigen zuzuneigen scheint, mehr in die Höhe steigen will, als sich vertiefen. Zu einem guten Musiker aber bedarf es, besonders für den Cellisten, vieler Studien, die vom Konzert-Vortrage weit entfernt liegen.‘ — ‚Womit müßte man sich Ihnen denn als guter Musiker dokumentieren?‘ fragte ich höhnisch. ‚Wenn man Beethovens Sonate D-dur, opus 102, recht ordentlich spielt‘, meinte der Alte im selben Tone und ging. Ich aber war aus den Wolken meiner Eitelkeit gefallen, denn diese Sonate hatte ich noch nie in der Hand gehabt! Nun stand mein Vorsatz fest: der Alte sollte mir bald seine Anerkennung zollen. Fleißig studierte ich alle klassische Musik, spielte so oft als möglich in Quartetten, nahm Klavier- und Kompositions-Unterricht und übte mich in strengen Formen. Nach anderthalb Jahren bat ich den Vater, eigens mit mir nach Wien zu kommen zum alten Meister, und ich ersuchte diesen, die Sonate mit mir zu spielen. Schweigend nickte er Zustimmung, stellte das Pult mit der Noten-Partie vor mich und setzte sich am Klavier nieder. Ich aber rückte das Pult weg und erklärte, meinen Part aus dem Gedächtnisse zu spielen. ‚Was!‘ rief er und sprang in die Höhe; ‚diese Sonate! mit

der Fuge? Nun, wir wollen sehen!' Wir spielten das Stück von Anfang bis zu Ende, ohne daß er ein Wort sprach. Dann aber umarmte er mich und nannte mich ‚Herr Kollega!'

„Mein guter Vater weinte Thränen der Freude. — Bald darauf erkrankte er heftig. Es schien dann besser mit ihm zu werden, aber seine Kräfte schwanden immer mehr. Eines Abends saß er auf dem Sopha, recht schwach und hinfällig; mit einemmal bat er die Mutter, sie möge mir das Adagio jener Sonate begleiten. Wir spielten mit Thränen in den Augen; als wir geendet hatten und ihn anblickten, da lehnte sein Haupt zurück, ein seliges Lächeln schwebte auf seinen Lippen, er war tot. — — Und nun erlauben Sie mir noch, den dritten Moment zu erzählen, in welchem die Sonate entscheidend in mein Leben eingriff.

Vor zwei Jahren hatte ein schönes Mädchen aus guter Familie mein Herz gewonnen; ihre Eltern waren mir geneigt; man betrachtete uns als Verlobte. Eines Abends spielte ich mit dem Hauslehrer den ersten Satz und das Adagio jener Sonate. Das schöne Mädchen gähnte öfters; als wir geendet hatten, meinte sie, das wäre ja das langweiligste Stück, das sie je gehört! Ich bemerkte ihr ernsthaft, die Komposition gehörte zu den höchsten Schöpfungen und stände zu meinem Lebensgange in merkwürdigen Beziehungen. Sie lachte und meinte, sie verstände nichts von so hoher Kunst, das wüßte ich ja; es wäre nur gut, daß ich durch den Zusammenhang der Komposition mit meinem Leben nicht so langweilig geworden wäre, wie diese. Von der Stunde erkalteten meine Gefühle; was immer ich auch that, um das schöne Mädchen wieder so recht innig zu lieben, was immer sie versuchte, den Riß zu heilen, es gelang uns nicht, — wir trennten uns. Ich aber schwur einen Eid: wenn ich je ein Weib nach meinem Herzen fände, — und hoffen dürfte, daß sie mir wohlwollte, — so würde meine erste Bitte sein, daß sie von jener Sonate nie leichtfertig spreche. Denn es wäre zwar ein unsinniges Verlangen, daß die, welche mein Herz besitzt, auch meinen Geschmack teile, aber wohl darf ich erbitten und erwarten, daß sie ehre, was ich als Künstler und Mensch heilig halte. Urteilen Sie nun, mein Fräulein, wie mir zu Mute werden mußte, als Sie, gerade Sie, Ihre Vorliebe für dieses Tonstück aussprachen! O, lassen Sie mich Ihnen sagen, — doch nein, — erlauben Sie mir, durch die Töne Schuberts zu Ihnen zu reden, des Tondichters der reinsten Liebe."

Cäciliens Wangen glühten, während ich so sprach; ihre Augen hafteten auf dem Boden, nur einen Blick schenkte sie mir, und der sagte, daß meine Rede sie nicht erzürnte. Mein Herz war übervoll, — ich bat Fräulein von Hellborn um die Erlaubnis, zuerst Schubert-Rückerts himmlisches Lied „Du bist die Ruh, der Friede mild, die Sehnsucht Du, und was sie stillt,“ und erst nach diesem die Sonate mit ihr zu spielen. Die meisten Gäste hatten sich, — nach der feinen Sitte des Hauses, — bereits still entfernt; die andern setzten sich in ein halbdunkles Nebenzimmer. Ich trug meinen Part aus dem Gedächtnisse vor und saß vor dem Flügel: hinter Fräulein von Hellborn stand der Bräutigam und wandte die Blätter um, und sie, die Liebliche, Geliebte, die ich so gern mir gegenüber gesehen hätte, saß, halb versteckt neben dem aufgerichteten Deckel des Instruments. Ich spielte die Sonate recht gut, — eine mir sehr nahe stehende Dame behauptet sogar heute, besser denn je, wahrscheinlich, weil sie an jenem Abende höher gestimmt war, — und Fräulein von Hellborn unterstützte mich als würdige Schülerin Bülows. Als wir geendet hatten, entfernten sich die wenigen Fremden, nach einigen warmen Worten, die mir so hoch galten, wie der lärmende Zuruf einer Konzertmenge; und der Ausdruck in Cäciliens Gesichte, ihr Händedruck, war mir Zeuge, daß sie wußte, was ich ihr sagen gewollt.

Es war spät geworden, und ich eilte nach Hause; aber unmöglich war mir's, zu Bette zu gehen, zu schlafen. Ich nahm das geliebte Cello zur Hand und musizierte so lange, — bis zu gleicher Zeit zwei Stimmen aus den Nachbarzimmern rechts und links erschollen; die eine rief im Baß: „Wird das Gekratze nicht bald ein Ende nehmen?“ die andre sprach im Tenor: „Ich danke für das schöne Konzert, bitte aber, die Fortsetzung auf morgen vormittag zu verschieben.“ Ich blieb mäuschenstill und wollte das Cello in den Kasten schließen, — doch es ging nicht hinein. Oben auf dem Knaufe, wo zuerst am Abend der Dämon in Husaren-Uniform gesessen und mir Fratzen geschnitten hatte, thronte jetzt ein gar liebliches Mädchengesicht, mit hellbraunen Locken und wundersüßen Augen, und nickte mir freundlich zu. Unmöglich wäre es mir gewesen, das herrliche Bild in einen prosaischen Kasten zu sperren. Ich wollte es küssen, — aber sogleich wich der Zauber, ein Saitenwirbel stieß mich unsanft an die Wange. Demütig bat ich um Verzeihung für meine Kühnheit, und das liebe Köpfchen erschien wieder an seiner

Stelle. Da umfaßte ich denn den Hals des Cello recht bescheiden liebevoll und blickte in die süßen Augen, bis die meinen zufielen.

Der Morgen begann zu grauen, als ich erwachte, — mit dem Instrumente im Arme. Die Gebilde meiner, von den Aufregungen des Abends sehr erhitzten Phantasie waren verschwunden; fröstelnd ging ich zu Bette. Doch noch heute, nach Jahren, entzückt mich die Erinnerung an jene Zaubernacht.

V.

Entsagung.

Müde und verschlafen saß ich am andern Morgen vor dem Frühmahle, als der Stabsarzt, überlustig lachend, ein Zeitungsblatt hoch in der Hand schwingend, in das Zimmer trat. „Was!" rief er, „Sie schlafen am Ende noch, während die ganze Stadt um Ihretwillen in Aufruhr gerät! Von allen Seiten laufen telegraphische Bestellungen zum Konzerte ein; was ich voraussagte, wird eintreffen: morgen abend muß Militär vor den Konzertsaal rücken! Und das Wunder hat, — unbeschadet der Wirkung Ihres Ruhmes, — Herr von Harfenzipf hervorgebracht mit seinem Liede und seinem Artikel."

„Doktor, verschonen Sie mich mit Sphinx-Rätseln und mit den Kompositionen jenes Herrn."

„Und doch ist's, wie ich sagte! Der liebenswürdige, mutwillige Rittmeister Troßt hat unsre liebe und brave Freundin Adele Rinalda oder Reinhold beredet, auf ihr Programm ein Lied des Herrn von Harfenzipf zu setzen, in dem sich bei gutem Willen einige Anflüge von Melodie und Harmonie entdecken lassen, und dem Komponisten eingeredet, es geschehe auf Ihren speziellen Wunsch. Nun schwelgt er in Entzücken, und da er nicht bloß ein bekannter großer Musiker, sondern auch geheimer Dichter ist, so hat er einen Artikel im Tageblatte losgelassen, worin er Sie erstens als einen großartigen Künstler darstellt, der mit dem tiefsten Gefühle die größte Kraft vereinigt, und der nötigenfalls ebensogut Wagners Tristan auf dem Cello spielte, als eine Bachsche Orgelfuge; dann aber auch als einen Heldenmenschen sondergleichen, als einen Ritter der alten Tafelrunde, einen direkten Abkömmling von Lohengrin, der überall erscheint, wo trostlose Jung-

frauen eines Beschützers warten. Ihr kleines Eisenbahn-Abenteuer wird von ihm in den glühendsten Farben geschildert; wer es liest, muß glauben, Sie hätten sechs Räuber getötet und drei Gendarmen mit dem rechten Arm nach dem Bahnhof getragen. Ich sage Ihnen, die ganze Umgebung ist im Aufruhr; alle Damen wollen den Cello-Schwanenritter sehen. Es gibt einen Hauptspaß."

„Doktor," sagte ich sehr ernst, „wenn Herr von Harfenzipf dergleichen Unsinn über mich geschrieben hat, so werde ich öffentlich dagegen protestieren, und dem Fräulein Reinhold erkläre ich, daß ich nur mitwirke, wenn sie das Lied nicht singt; wenigstens soll doch jedermann wissen, daß solche hohle Reklamen weder mittelbar noch unmittelbar durch mich veranlaßt worden sind."

„Sie werden fein ruhig bleiben und Ihr überspanntes Ehrgefühl beschwichtigen!" rief der Stabsarzt; „beträfe der Artikel Ihr eignes Konzert, dann mögen Sie thun, was Ihnen beliebt. Sie haben aber kein Recht, fremde Interessen zu schädigen, so lange Ihre Ehre nicht angegriffen wird. Denken Sie, in welche peinliche Verlegenheit Sie die arme Reinhold brächten; und das brave Mädchen ist jetzt, wo sie durch Ihre Kollegialität der augenblicklichen schlimmen Lage entrissen wird, unglücklicher als früher."

„Sie reden schon wieder in Rätseln."

„Nun, im Vertrauen will ich Ihnen ein Geheimnis mitteilen: Ein junger, reicher Oekonom, ein braver und gebildeter Mann, den wir alle schätzen, liebt Adele leidenschaftlich und wird von ihr ebenso geliebt. Aber seine Eltern wollen die Heirat mit einer reisenden und unbedeutenden Konzertsängerin, von der niemand mehr weiß, als daß sie sehr anständig ist, durchaus nicht erlauben. Er ist fest entschlossen, sich über diesen Widerstand der Eltern hinwegzusetzen und Adele zu ehelichen; er besitzt ein kleines, vom Großvater geerbtes Vermögen und würde bei seiner ungemeinen Tüchtigkeit auch bald eine erträgliche Stelle als Verwalter oder dergleichen finden. Aber nun will sie ihn nicht heiraten! Sie ist mit ihrer Familie zerfallen, weil diese ihre Leidenschaft für das Theater mißbilligte, hat ihr auch seit Jahren keine Nachricht gegeben; falsche Scham hält sie zurück, gerade jetzt diese Pflicht zu erfüllen; der Heißgeliebte soll um ihretwillen sich nicht mit seiner Familie entzweien. Und so weist sie seine stürmischen Bewerbungen entschieden zurück und ist entschlossen, gleich nach dem Konzerte die Stadt

zu verlassen. Nun sind die beiden in bester Form erst recht unglücklich."

„Hm, Doktor, da wäre vielleicht, ja sogar gewiß zu helfen! Der Vater und der Bruder des Fräuleins sind mir befreundet, der erste, weil ich seinen Wein immer vortrefflich fand und ihm tapfer standhielt, auch seiner Tochter von der Theater-Laufbahn abgeraten habe; der zweite, weil er ein leidenschaftlicher Musikfreund ist und es mir ebenfalls hoch anrechnet, daß ich die Schwester von dem unbesonnenen Schritte abhalten gewollt. Beide sehnen sich recht sehr nach der Verschollenen; ich habe dieser auch hier meine Vermittelung bereits angetragen; sie wies sie zurück, gewiß auch aus falscher Scham. Nunmehr aber werde ich, ohne weiter zu fragen, an die Angehörigen schreiben und ihnen mitteilen, was Sie, lieber Doktor, mir eben erzählt haben. Sie erlauben es doch?" —

Er nickte zustimmend. —

„Und werde mir Antwort sofort per Telegraph ausbitten, damit wir sie morgen, womöglich vor dem Konzerte erhalten, der Schwergeprüften als Angebinde mitteilen, und diese für ihr, hoffentlich letztes öffentliches Auftreten in gute Stimmung bringen. Daß der Bescheid günstig lauten wird, bezweifle ich keinen Augenblick."

„Nun," meinte der Doktor, „wenn Ihnen das gelingt, dann sind Sie ja in der That der direkte Nachkomme von Lohengrin, wie ihn Herr von Harfenzipf schildert; Sie führen eine bangende Tochter dem harrenden Vater zu, Sie vereinigen unglückliche, verzweifelnde Liebende und versöhnen sie mit ihren Eltern; der reine Ritter von der Tafelrunde! Doch jetzt muß ich in die Druckerei eilen, um die Programme zu revidieren. Ihre Hauptstücke kenne ich schon und habe dieselben ohne Anfrage festgestellt: Beethovens Romanze, Bachs Sonate, Gounods Melodie zum ersten Präludium von Bach, Dotzauers Andante und Rondo 2c. 2c. Morgen zehn Uhr ist kleine Probe mit dem Kantor, der vortrefflich begleitet. Und apropos! damit die Klassizisten unsrer Stadt nicht in Unruhe geraten über das Harfenzipf-Lied, werde ich mit dem Kantor eine vierhändige Fuge über den Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten" von Herrn von Fugenhahn spielen, selbstverständlich ebenfalls auf Rechnung Ihres speziellen Wunsches, ‚daß alle unsre Komponisten in dem Konzerte vertreten seien'. Da sollen Sie sehen, wie die verschiedenen Parteien entweder wütend applaudieren oder grimmige

Gesichter schneiden! Ich sage Ihnen, es gibt einen Spaß sondergleichen! Adieu!" —

Ich schrieb sofort an Herrn Reinhold einen langen und eindringlichen Brief, legte ihm ans Herz, wie er durch rückhaltloses Vergeben das Glück seiner braven und ehrenhaften Tochter gründen könne, und daß er mir telegraphisch antworten müsse. Das Schreiben trug ich selbst zur Post, dann wanderte ich plan- und ziellos durch die Stadt, in tiefes Sinnen versunken. Tausend widersprechende Gedanken bewegten mich. Am nächsten Abend fand das Konzert statt, am Tage nachher kehrte wohl Cäcilie mit ihrem Vater auf das Gut zurück, ich begann wieder mein Wanderleben, mußte die Stadt verlassen, ohne zu wissen, ob mir höchstes Glück oder schmerzlichstes Entsagen beschieden war. Aber wie sollte ich zu einer Entscheidung gelangen? War es nicht widersinnig, nach einem kurzen, zufälligen Aufenthalte in einer ganz fremden Stadt, nach zweimaliger, fast flüchtiger Begegnung mit einer jungen Dame, um ihre Hand anzuhalten? Setzte ich mich nicht gerechtem Hohne, allgemeinem Spotte aus durch solche abenteuerliche, hyperromantische Werbung? Aber — war denn nicht jener Zwischenfall an der Eisenbahn und alles, was er nach sich zog, so abenteuerlich und romantisch, daß es beendet werden mußte, wie es begonnen hatte? Also rasch auf das Ziel losgegangen! Sollte ich mit dem Vater eindringlich sprechen? Oder ihm ausführlich schreiben, alle Verhältnisse und Wünsche klar darlegen? Oder Fräulein von Hellborn um ihre Vermittelung bitten? Jeder Plan bot Vorteilhaftes, jeder Bedenkliches. So zwischen folternden Erwägungen, zwischen allen möglichen Für und Wider hin und her schwankend, war ich fast über eine Stunde durch die Straßen gewandert. Mit einemmal fuhr ich aus meinen Träumereien auf; dort, in dem Hause mir gegenüber, in dem Erkerfenster des Halbgeschosses standen zwei weibliche Gestalten; als ich schärfer hinblickte, verschwanden sie, — aber mein Auge hatte mich nicht getäuscht, *sie* war es, Cäcilie mit Fräulein von Hellborn, und in dem Hause hatte ich gestern die Sonate von Beethoven gespielt. Welch ein Wink des Schicksals! Mit einem Satze war ich im Hause, mit einem andern über der kleinen Treppe, ließ mich bei Fräulein von Hellborn anmelden und ward sogleich empfangen. Als ich in das Empfangszimmer trat, waren beide Damen anwesend, aber Cäcilie entfernte sich gleich; sie klagte über Kopfschmerz und wollte ruhen. Ihr liebliches

Antlitz war so blaß, ihre Augen schienen gerötet, wie vom Weinen; bestürzt blickte ich ihr nach.

Fräulein von Hellborn lud mich ein, Platz zu nehmen und begann, ohne meine Anrede abzuwarten: „Ich war eben im Begriff, Sie durch eine Zeile um Ihren Besuch zu bitten, denn ich habe Ihnen folgendes zu sagen: Es ist sehr unrecht, wenn ein Künstler, den man freundlich aufnimmt, mit einem jungen, unerfahrenen Mädchen ein Spiel treibt, wie Sie gestern mit Cäcilie."

Ich fuhr auf. „Gnädiges Fräulein, der Ausdruck ist verletzend, kein Mann dürfte ihn mir sagen."

„Ist es nicht ein Spiel, und ein freventliches," fuhr sie ruhig fort, „wenn Sie die günstigen Gesinnungen, welche Ihr Ritterdienst in der jungen Dame erweckt hat, zur Leidenschaft anzufachen suchen durch Wundergeschichten von der Beethovenschen Sonate und durch Anspielungen, die einer förmlichen Liebeserklärung gleichen? Ihr Künstler seid zwar in eurer Selbstgefälligkeit daran gewöhnt, daß die Frauen euch als höhere Wesen betrachten, aber das verleiht doch nicht das Recht, eure Künste auch auf das Gemüt eines achtzehnjährigen, die Welt nicht kennenden Mädchens auszudehnen, um vor ihr in besonders interessantem Lichte zu erscheinen; — das ist ein frevelhaftes Spiel." —

„Mein gnädiges Fräulein, wenn ich nun gekommen wäre, um Ihre gütige Vermittelung bei Fräulein Weirich und ihrem Vater zu erbitten, wenn ich um Cäciliens Hand anhalten wollte?"

Sie sah mich groß an. —

„Ich lese Verwunderung in Ihren Blicken, Sie denken wohl, wie kommt der umherwandernde Cellist dazu, um ein Mädchen aus reichem und angesehenem Hause zu werben? Nun, ich denke, die Zeiten sind vorüber, wo die Künstler nur gut genug waren für romantischen Zeitvertreib, wo man sie als exotische Wandervögel betrachtete; wir dürfen jetzt auch solide Heiraten mit Damen von Stand und Vermögen anstreben, ohne abenteuerlich zu erscheinen."

Fräulein von Hellborn reichte mir die Hand und sagte: „Sie irren sich in dem Grunde meiner Verwunderung. Ich dachte gerade das Gegenteil von dem, was Sie vermuteten; ich war angenehm überrascht, daß ein Künstler von Ihrem Rufe, Ihrer Zukunft, schon jetzt einen häuslichen Herd gründen und ein Mädchen freien will, das zwar herrliche Eigenschaften besitzt, aber ihm weder bedeutende gesellschaftliche Ver-

bindungen, noch auch eine reiche Mitgift zubrächte. Herr Weirich ist sehr geachtet, steht aber den hohen, einflußreichen Kreisen fern: Protektion, wie sie der Künstler braucht, kann er nicht verschaffen. Sein Vermögen ist nicht unbedeutend, steckt aber in der Fabrik, die der älteste Sohn als Gesellschafter mitverwaltet, und in landwirtschaftlichen Unternehmungen; er vermag seiner Tochter nur eine kleine Mitgift zu bieten."

„Um so besser! Ich bedarf deren nicht, mir ist eine ehrenvolle und einträgliche Stellung am Hoftheater und am Konservatorium gesichert; ein kleines Sümmchen für die ersten Bedürfnisse eines Haushaltes habe ich mir gespart, kann also meiner Frau ein bescheidenes, aber anständiges Los bieten. Und Protektionen, gesellschaftliche Verbindungen und dergleichen suche ich durch meine Kunst und nicht durch einen Schwiegervater zu erlangen."

Fräulein von Hellborn nickte beistimmend, dann sprach sie nachdenklich: „Die Mitgift-Frage ist eigentlich nicht die schwierigere; ich glaube, die Eltern Cäciliens werden die einzige, geliebte Tochter nicht zu bescheiden ausstatten. Aber ein andrer Umstand fällt schwerer ins Gewicht. Nach meiner Ueberzeugung, in der mich ein Gespräch mit Cäcilie heute noch bestärkt hat, will Herr Weirich diese einzige Tochter nicht weit von sich ziehen lassen. Er ist bereit, dem Manne ihrer Wahl jedes Opfer zu bringen, wenn dieser die Bedingung erfüllt, sich in der unmittelbaren Nähe des Gutes niederzulassen. Wenn nun Cäcilie einen Künstler ehelicht, so muß sie entweder mit ihm ziehen, ihn auf seinen Reisen begleiten" —

„Ganz richtig," schaltete ich ein.

„Oder einen großen Teil des Jahres bei den Eltern allein wohnen, und das ist doch kein richtiges Eheleben."

„So denke auch ich" —

„Herr Weirich wird also, nach meiner Ueberzeugung, wenn er Ihre Werbung nicht zurückweist, sie nur unter der Bedingung annehmen, daß Sie sich entschließen, Ihre immerhin mit mancherlei Ungewißheiten verbundene Künstlerlaufbahn aufzugeben und sich mit Cäcilie bei ihm anzusiedeln. Er würde Ihnen ganz gewiß Mittel an die Hand geben, sich recht bald einen eignen, unabhängigen Hausstand zu gründen."

„Mein Fräulein," rief ich erschrocken, „reden Sie im Ernste? Ich soll meine Kunst aufgeben? Haben Sie denn schon mit Herrn Weirich gesprochen?"

„Wie sollte ich das, hatte ich doch keine Ahnung von Ihren Gefühlen und Wünschen! Und selbst dann ginge das nicht so leicht, wie Sie denken, und bedürfte mancherlei Vorbereitungen! Ich habe nur mit Cäcilie so ganz oberflächlich über ihre Ansichten von der Ehe gesprochen. Soll ich die von Ihnen gewünschte Vermittelung bei Herrn Weirich übernehmen, dann müssen Sie sich mit den Bedingungen einverstanden erklären.“

„Mein gnädiges Fräulein, erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart mit Fräulein Cäcilie spreche.“

„Das geht leider nicht; erstens ist sie sehr angegriffen, das haben Sie selbst gesehen; zweitens ist Herr Weirich vor einer Stunde nach dem Gute gefahren, um seine Frau abzuholen, und hat mir die Tochter anvertraut; ich darf in seiner Abwesenheit eine solche Zusammenkunft nicht gestatten. Cäcilie ist Ihnen ja ohnehin zu sehr gewogen; ein voraussichtlich sehr leidenschaftliches Zwiegespräch würde des armen Mädchens Ruhe ganz zerstören. Sie hegte schon romantische Dankgefühle für den unbekannten Ritter von der Eisenbahn; da erschien er plötzlich, im vollen Glanze des jungen, interessanten, bedeutenden Künstlers, — wer wollte es ihr verargen, wenn die zarten, leise glimmenden Gefühle zur Leidenschaft emporflammten? Nur darf ich nicht die Flamme noch nähren! Ich glaube, Ihr Erscheinen, Herr Cellist, war schuld, daß Cäcilie die Bewerbung des Rittmeisters Baron Lobstein, ihres liebenswürdigen Gutsnachbars, so ganz entschieden zurückwies! Nun wäre es an Ihnen, solche Liebe anzuerkennen und sich ihrer würdig zu erweisen.“

„Und das soll ich wohl, indem ich die Kunst, in der ich Tüchtiges leiste, aufgebe und Landwirtschaft oder Industrie treibe, für die ich gerade so viel Verständnis und Lust hege, wie für Sterndeuterei? Die geliebte Kunst, der ich reine Genüsse, Ruf, Ehre und Unabhängigkeit, der ich die Begegnung mit Cäcilie verdanke, — denn auf einer Kunstreise war ich, als die Axe an jenem Waggon brach, — die soll ich verlassen, um vielleicht meines zukünftigen Schwiegervaters Verwalter, dann Kompagnon zu werden? Ich, den große Künstler würdig hielten, im Vereine mit ihnen Beethovens letzte Quartette dem Publikum näher zu bringen, soll vielleicht mich nunmehr plagen, um mit ein paar Dilettanten ein Haydnsches Andante erträglich zustandezubringen? Ich, durch meine Kunst zu reichlichem Einkommen und ehrenhafter Stellung gelangt, soll von der Mitgift meiner Frau leben

und vielleicht denken müssen, daß die reichen Gutsbesitzerfrauen auf Cäcilie mit einem gewissen Mitleide herabblicken, während sie überall die hochgeachtete Frau eines braven Künstlers sein könnte, die Muse seines Hauses, die ihn zu schönen Leistungen begeistert? Mein gnädiges Fräulein, das können Sie nicht verlangen, und wenn Cäcilie wirkliche Zuneigung für mich hegt, darf sie es auch nicht verlangen."

Fräulein von Hellborn errötete und meinte: „Ach Gott, ich verlange es gewiß nicht; und Cäcilie, die würde wohl mit jedem Schicksale zufrieden sein, wenn sie nur Ihre Frau werden kann, aber ich darf doch den romantischen Hang, dem sie schon mehr als billig nachgibt, nicht noch mehr bestärken; soll ich ihr etwa raten, mit Ihnen zu fliehen? Als ich heute in ihr Zimmer trat, lag Heines ‚Tragödie' aufgeschlagen auf dem Schreibtische. Bedenken Sie also —"

„Ich habe nicht weiter zu bedenken, gnädiges Fräulein; mein Entschluß steht fest. Nach meiner Ueberzeugung kann ein Mädchen nur den Künstler wahrhaft lieben, der sich als solcher selbst achtet und nicht, um sie zu besitzen, die Selbstachtung aufgibt. Ich könnte vielleicht zu Cäcilie mit Heine sagen:

Entflieh' mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an diesem Herzen aus.
Fern in der Fremde sei dies Herz
Dir Vaterland und Vaterhaus!

Denn ich vertraue zu Gott, daß er uns doch nicht verlassen würde, und daß es mir gelänge, die Eltern zu versöhnen; aber meine Kunst aufgeben? Nimmermehr! und wenn Fräulein Cäcilie ebenso denkt, wie Sie, gnädiges Fräulein —"

„Dafür bürge ich mit meinem Ehrenworte," meinte sie, „Cäcilie denkt in dieser Angelegenheit nicht anders wie ich."

„Dann bleibt mir nichts als Entsagen, schmerzlichstes, aber entschiedenes Entsagen; grüßen Sie Fräulein Cäcilie, und erlauben Sie, daß ich mich entferne."

Sie wollte mich zurückhalten, ich aber rannte fort; mein Herz that so wehe, meine Augen wurden so trübe, und die elegante Aristokratin, die so vornehm nüchtern über meine schönsten Empfindungen gesprochen, sollte mich nicht schwach und empfindsam sehen. Nach Hause lief ich, wie ein von Häschern Verfolgter, sperrte mich ein und verbrachte zwei Stunden in dumpfem Hinbrüten. An die Wirtstafel zu gehen, mit Menschen zusammenzutreffen, war mir unmöglich; ich ließ mir ein Butterbrot und ein Glas Wein auf das

Zimmer bringen, um den Hunger zu stillen, und suchte dann in angestrengter Uebung auf meinem lieben Cello Zerstreuung, — Beruhigung.

Im Anfange wollte das nicht gelingen. Mozarts, Beethovens, Schuberts Melodien regten die stürmischen Gefühle in mir nur immer mehr auf. Erst der alte Bach bewährte die Zauberkraft, die keinem andern innewohnt: der geheimnisvolle Wunderbau seiner Schöpfungen, der die höchste Aufmerksamkeit erfordert und den Geist in musikalischen Banden gefesselt hält, keinen Nebengedanken zu ihm läßt, brachte mich nach und nach in ruhigere, gefaßtere Stimmung. Mein Instrument war wieder ein vortreffliches Cello, in der gewöhnlichen Form, ohne besondere Merkmale; fest saßen die Saitenwirbel, weder ein Husar, noch ein Lockenkopf ließ sich oben sehen. Gewichen war der Zauber, — ich war wieder der fahrende Musikant, nichts andres!

VI.

Das Konzert.

Seitdem es Konzerte gibt auf Erden, war gewiß noch nie eines, in welchem zwei Konzertgeber auf einen überfüllten Saal, auf ein von vornherein enthusiasmiertes Publikum mit so trüber Stimmung blickten, als wie die Sängerin und der Cellist an jenem Abend! Sie zitterte und bebte und seufzte; er zitterte zwar nicht, seufzte aber im stillen um desto mehr! Jedes der beiden dachte: Morgen muß ich die Stadt verlassen, vorbei ist's mit Liebe und Liebesglück! Gern hätte ich der guten Adele Trost zugesprochen, aber mir selbst war er fast ebenso nötig als ihr, und dann, was ihr sagen? War ich doch selbst sehr unruhig über das Ausbleiben jeder Antwort von ihrer Familie. Mein dringendes Schreiben an den Vater mußte seit dem Morgen in seine oder des Sohnes Hände gelangt sein. Warum schwiegen sie? Sollten sich die Gesinnungen geändert haben, unversöhnlich geworden sein? So von allerlei peinlichen Gedanken beunruhigt, ging ich scheu umher und suchte die Aufregung vor dem Stabsarzte und dem Klavierspieler, der die Vorträge begleitete, zu verbergen. Recht erwünscht kam mir des ersteren Einladung, von einer kleinen versteckten Zwischengalerie das Publikum ungesehen zu beschauen.

Das Konzert fand in demselben großen Saale des Hotels statt, in welchem ich nach meiner gezwungenen Ankunft die Nacht verbracht und so entsetzlich gefroren hatte, der aber jetzt einen gar stattlichen Anblick bot. Herr von Harfenzipf und der lustige, liebenswürdige Rittmeister hatten, „um die fremden Künstler zu ehren", alle Einrichtungen auf ihre Kosten ebenso elegant als zweckentsprechend ausführen lassen. Der Saal war glänzend erleuchtet und rings herum mit Spiegeln behangen; der kleinere Nebensaal war für die Ausführenden sehr behaglich eingerichtet und den Augen des Publikums durch eine schwerseidene Portiere entzogen, durch welche wir unmittelbar auf das Podium gelangten. Für mich hatte Herr von Harfenzipf ein höchst kunstreich geschnitztes Notenpult eigens von seinem Gute bringen lassen, das zwar, da ich alles aus dem Gedächtnisse spielte, unbenutzt, aber nicht unbewundert blieb und dem Besitzer viele Komplimente eintrug. Den Platz, auf welchem die Sängerin stand, zierte ein kleiner, kostbarer Teppich, eine zarte Aufmerksamkeit des Fräulein von Hellborn.

Ein glänzendes Publikum füllte den Saal. Die Damen der hohen Aristokratie hatten ihre eignen Sofas und Lehnstühle gesendet und an der Mauer nächst dem Podium aufstellen lassen, um ihren abgesonderten Kreis zu bilden. Die ersten Vorderbänke waren für die „Honoratiorinnen" der Stadt und Umgegend „reserviert". Auf dem ersten Platze links saß die reiche und schöne Frau Geldheim (ihr Mann war eben königlicher Kommissionsrat geworden) in einer Toilette, die sie eigens aus Paris verschrieben hatte. Auf ihrem wohlgeformten Kopfe, dessen Haar vorn tief über die Stirn und rückwärts tief über den Nacken fiel, saß oder stand oder lag, — wie finde ich das richtige Wort? — ein Hut, den der satirische Rittmeister einen phantastischen Turmbau nannte. Vorn war er mit Blumen und Blättern geschmückt, an der rechten Seite prangte eine Adlerschwinge oder etwas ähnliches, über der obern Seite wallten Straußfedern. An diesen Hut war ein prachtvoller Spitzenschleier geheftet, der, unter dem Kinn zusammengebunden, über die Brust lose herabfiel. Ein lilafarbenes, hohes Seidenkleid mit ellenlanger Schleppe vervollständigte diesen Pariser Anzug, der das Auge blendete, aber nicht vergnügte. Neben Frau Geldheim saß die Frau Superintendentin und noch einige Damen, deren Beschreibung mir erlassen bleibe; unten in der Ecke erblickte ich Cäcilie, mit einer einfachen Schleife im schönen

Haar und in anspruchslosester Toilette; wie war sie lieblich, bezaubernd! Dicht hinter ihr saßen zwei reizende junge Damen mit gar frischen und ausdrucksvollen Physiognomien, die Töchter des Herrn von Fugenhahn.

Die eine lauschte gar aufmerksam der Rede eines jungen, schönen Mannes, eines Ingenieurs, der heute ihr glücklicher Gatte ist, während die andre hinter ihrem Fächer schalkhaft auf das verliebte Paar blickte. Der Vater hatte in jenem Augenblicke offenbar weder Auge noch Ohr für das, was um ihn vorging; er war ganz Musik, — noch bevor sie angefangen hatte. Sein Gesicht bot während des Konzertes ein lebendes Bild aller musikalischen Nüancen, von crescendo poco a poco bis zum fortissimo agitato, und wieder vom decrescendo bis zum pianissimo und dolcissimo. Wenn Modernes vorgetragen wurde, besonders aber beim Harfenzipfschen Liede, blickte er ingrimmig höhnisch, wie der geheime Wüterich eines Vorstadt-Theaters; aber als ich die Bachsche Sonate, und nun gar als der Doktor und der Kantor seine Fuge spielten, da schaute er gerührt drein, wie der Dionys der illustrierten Schillerschen „Bürgschaft“ in den „Fliegenden Blättern“. In seiner nächsten Nähe waren die festgläubigen „Klassiker“ versammelt, die Männer, die zu Händel, Bach, Haydn und Mozart schwören, die „letzten“ Beethovenschen Werke bewundern, aber kopfschüttelnd betrachten, Mendelssohn gelten lassen, Schumann als einen edel Irrenden schätzen, aber alles, was die Neuzeit bringt, als verderblich meiden und verdammen, und vor Wagner ein Kreuz schlagen. Die kleine Phalanx bestand aus dem Herrn Superintendenten, einigen älteren höheren Beamten, — die mit Fugenhahn täglich Whist spielten, — und einem pensionierten Major, der in seiner Jugend im Oratorium die Posaune geblasen hatte. Die Herren applaudierten bei jedem klassischen Stücke, besonders aber bei dem „ihres“ Fugenhahn, als wollten sie für ihr Geld neben dem Konzerte noch das Vergnügen genießen, ihre Handschuhe zu zerreißen.

Dieser Gruppe schräg gegenüber saßen die Männer des Fortschritts, der Zukunftsmusik, „die Harfenzipfianer“, wie man sie in der Stadt nannte: ein eleganter, verschuldeter Referendar und ein Leutnant a. D., denen die Lieder und die vortrefflichen Weine unsers Genies in gleichem Maße gefielen; ein Dr. philos., Sprach- und Musiklehrer, Rezensent, Korrespondent von mehreren Kreisblättchen, ein Weltmüder und Blasierter, der seine philosophischen Ansichten durch

öfteres Gähnen dokumentierte und nur Wagner und Harfenzipf anerkannte. Auch ein wohlgenährter Wollmakler und ein reicher Getreidehändler gehörten zu der Gruppe; sie lobten Harfenzipfs Geistesprodukte und kauften seine Rohprodukte zu billigen Preisen. Mitten unter seinen Getreuen saß der junge Meister mit blassem Gesichte, langen Haaren und zu Boden gesenkten Blicken, wie ein in sich Versunkener, ein „Entrückter".

Doch das meiste Vergnügen bereitete mir der Anblick zweier Herren, die in einem Winkel am Fenster nächst dem Podium, der Aristokratie gegenüber saßen; sie hatten ihre Plätze schon am Tage vorher telegraphisch bestellt, mit genauer Angabe, wo die Stühle sich befinden müßten. Der eine lächelte fast immer und taktierte mit dem Kopfe, aber falsch; beim Walzer bewegte er ihn im 2/4-Takt, beim Choral im 3/4-Takt; — ich gab mir später alle Mühe, das nachzuahmen, vermochte es jedoch nicht. Der andre dagegen lächelte nie, behielt immer die heiter-ernste Miene, und stützte das Kinn in die Hand, während er mit den Augen zwinkerte; in dieser Stellung verblieb er den ganzen Abend. Der Lächelnde war ein ehemaliger Wurstfabrikant, nunmehr Gutsbesitzer, leidenschaftlicher Musikfreund, besonders aber der Streichinstrumente; der Rittmeister meinte, die Darmsaiten erweckten wohl wehmütige Erinnerungen an die schönen Tage seiner Kunst, in denen er Glanzdarm mit Wurstfleisch füllte! Der Ernste war ebenfalls Gutsbesitzer, ehemaliger „getrockneter Obsthändler", der immer auf „den Kern der Sache" (wie der Birnen und Aepfel) sah; auch ein Musikfreund, besonders der Choräle, welche die Stadtmusikanten vom Turme des Rathauses bliesen.

Gern hätte ich vom Doktor noch Auskunft über manche originelle Erscheinung erbeten, aber er erinnerte mich lächelnd, es sei bereits zehn Minuten über sieben Uhr, die bestimmte Anfangsstunde, verstrichen, und das Publikum sei vollzählig; das Konzert müßte beginnen.

Die arme Adele war so aufgeregt, daß sie bei der Verbeugung vor dem Publikum fast über die Schleppe des eignen Kleides stolperte. Auch mich überkam von neuem große Unruhe, mein Herz pochte heftig, ich eilte hinaus in den Korridor, um nichts zu sehen und zu hören, und im höchsten Grade mißmutig betrat ich das Podium, als die Reihe an mir war. Donnernder, langanhaltender Beifall empfing mich; es wäre schändlich gewesen, solch liebenswürdigem Publikum

gegenüber nicht alle Kräfte anzuspornen und sich dankbar zu erweisen; ich überwand die Mißstimmung und glaube an jenem Abend einen Teil des Beifalls verdient zu haben. Als ich nach dreimaligem Hervorrufe in den Nebensaal trat, kam mir der Oberkellner des Hotels mit einer Depesche entgegen. Sie trug die Aufschrift: „Durch Ueberhäufung verspätet“ — und lautete: „Morgen kommt der Bruder, um Adele zurückzuführen in die offnen Arme ihres liebenden Vaters Reinhold.“ Schweigend übergab ich der Kollegin das inhaltschwere Papier, — sie las, schrie laut auf, sank auf einen Stuhl und brach in Thränen aus. Betreten und verlegen blickten der Stabsarzt und der Klavierspieler bald auf sie, bald auf mich; die nächstfolgende Nummer des Programms war die Arie Agathens aus dem Freischütz, — wie aber sollte Adele in jenem Momente singen? Hier mußte Rat geschafft werden. Ich lief auf mein Zimmer, holte Noten, bat den Kantor, mit mir in den Saal zu kommen, trat auf das Podium und hielt folgende Rede: „Meine hochgeehrten Damen und Herren! Fräulein Rinalda ist durch ein leichtes und gewiß ganz schnell vorübergehendes Unwohlsein verhindert, ihre Arie jetzt gleich zu singen. Bis dieselbe sich ganz erholt und gesammelt haben wird, bitte ich um gütige Erlaubnis, zwei kleine Stücke einzulegen, ein Chopinsches Notturno und einen Straußschen Walzer, beide von mir übertragen.“ Meine Ansprache fand günstige Aufnahme, noch mehr der Walzer; ich mußte ihn wiederholen. Inzwischen hatte die gute Adele sich einigermaßen beruhigt, aber sie konnte die Fassung, die richtige Stimmung für die Arie nicht gewinnen. „Ach!“ klagte sie, „er steht wohl jetzt unten in irgend einem verborgenen Winkel des Saales, um mich noch einmal zu sehen und zu hören, von Schmerz erfüllt, ohne Ahnung unsres Glückes, und ich soll oben freudig jubeln, während er leidet! Wäre es doch nur möglich, ihn zu benachrichtigen!“

„Liebe Kollegin,“ ermahnte ich, „der Doktor soll ihn sofort aufsuchen und ihm die Depesche mitteilen. Sie aber müssen Ihre künstlerischen Pflichten erfüllen, — zum letztenmal! Denken Sie an nichts, als an Ihre Arie, dann wird die Stimmung kommen; fassen Sie alle Ihre Gefühle zusammen und lassen Sie dieselben in Musik aufgehen. Das ist ja eben das Schöne in unsrer Kunst, daß sie alles, was sich ihr nähern *kann*, durchdringt, vergeistigt, sozusagen verklärt und in Töne verwandelt. Und nun gehen Sie in

Gottes Namen hinaus, und denken Sie an nichts, als an Ihre Arie!" Die Gute befolgte meinen Rat; im Anfang zitterte ihre Stimme, gewann aber nach und nach an Festigkeit, und als sie das zweite Mal das himmlische Gebet sang „Leise, leise," da klangen alle Töne so glockenrein und weich, da war der Vortrag so schön und musikalisch richtig, ohne alle Affektation, und doch so rührend, daß eine lautlose Stille im Saale herrschte (der schönste Beifall!), manche Damen ihre Taschentücher an die Augen führten und ich selbst ganz sentimental wurde. Und im herrlichen Allegro erhob sich die Sängerin zu einer begeisterten Kraft, wie nie vorher — und nimmer wieder!

Als sie endete, brauste ein Jubel durch den Saal, wie nur wahre Begeisterung ihn hervorruft. O, du himmlischer, guter Weber, dem kein Glück erwuchs, dem die Kunst keinen Erfolg brachte, bei welchem du nicht „Gott allein die Ehre" gabst! Vielleicht hat dein verklärter Geist aus höheren, reineren Regionen freundlich herabgeschaut in jenem Momente, als deine himmlischen Klänge ein gutes, liebendes Mädchen zur höchsten Freude und zu hoher künstlerischer Leistung begeisterten und eine recht gemischte Zuhörerschaft zu besseren Gefühlen emporhoben! Mögen die Kontrapunkt-Philister deine Arbeit nicht immer regelrecht, mögen die Neu-Romantiker dich zu naiv, zu kindlich finden! So lange die Musik uns arme Menschen nicht verläßt, wird kein Fühlender dein „Ob die Wolke sich verhülle" mit gleichgültigem Herzen hören, und kein echter Künstler wird die Stelle der Freischütz-Ouvertüre vernehmen, wo mitten in dem dämonischen Tosen der Instrumente der reine Liebesseufzer der einsamen Jägerbraut wie vom Himmel ertönt, ohne dein Andenken zu feiern. Preis sei dir und Ehre, jetzt und immerdar! —

Das Konzert nahm nunmehr den günstigsten Verlauf, ohne jede weitere Unterbrechung. Der Stabsarzt hatte den glücklichen Erwählten Adelens im Saale ausfindig gemacht, die Nachricht von der Depesche verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter dem Publikum und erhöhte dessen Stimmung. Wir hätten spielen und singen können, was wir wollten, — es gefiel; aber — und dessen freuen wir uns noch heute, — wir nahmen uns beide auch zusammen und boten unser Bestes. Die letzten Töne waren kaum verklungen, da eilten eine Menge Damen in unsern kleinen Saal, um Adele, die vor Freude strahlte und den langverhaltenen Thränen freien Lauf ließ, aufs herzlichste Glück zu wünschen und mich mit

Lobeserhebungen aller Art zu überhäufen. Nur sie kam nicht, die eine, die mein Auge sehnend suchte, — sie war mit Fräulein von Hellborn weggefahren. Diese hatte ihren Kousin und Bräutigam gesandt, mit besten Grüßen und Entschuldigungen, daß sie die herzlichste Teilnahme nicht persönlich ausdrückte; Frau Weirich, die erst am Nachmittage von dem Gute angekommen war, fühlte sich durch die Fahrt und die Hitze so angegriffen, daß sie kaum das Ende des Konzertes abzuwarten vermochte und sich dann mit der Tochter rasch entfernte; sie — Fräulein von Hellborn — als Gastfreundin, in deren Hause die Familie wohnte, mußte jene begleiten, wollte aber am nächsten Tage ihren Glückwunschbesuch abstatten. Auch mir brachte der Kousin viele Grüße und Komplimente der Damen; dabei lächelte er ganz eigentümlich, fast höhnisch; ich antwortete selbstverständlich sehr höflich, hätte ihm aber am liebsten das Cello an den Kopf geworfen und wäre dann davongerannt.

Nun kamen noch Harfenzipf und Genossen und priesen mich in schwülstigen Phrasen und machten Andeutungen, ich gehörte eigentlich zu ihnen, das habe aus meinem Chopin „hervorgetönt“, das andre wären nur Konzessionen gewesen an den altmodischen Geschmack des Publikums, das noch nicht den Mut besitze, die Perücken in die Rumpelkammer zu verweisen. Dann rückten die Klassizisten vor und meinten: „im Bach wäre ich der Echte, ich selbst, gewesen; das andre hätte ich doch nur für die Menge gespielt, deren Geschmack schon lange ganz korrumpiert ist.“ Dann präsentierten sich die „Honoratioren“, drückten mir die Hand, klopften auf mein Cello, priesen meine Kollegialität, ergingen sich in Meidinger Witzen und langweilten mich furchtbar. Zuletzt kamen gar der liebenswürdige Rittmeister und der Stabsarzt mit der Einladung zu einem Souper, das sie und einige „wahre Kunstfreunde“ unten im kleinen Speisesaale angeordnet hatten, „zu Ehren der fremden Künstler und des liebenden Paares“. Die gute Adele konnte nicht ablehnen, die Veranstalter waren ja vertraute Freunde ihres Zukünftigen, und der Doktor hatte sogar mittelbar (durch seine Mitteilung an mich) die so glückliche Wendung ihres Geschickes herbeigeführt. Sie erklärte ihre Bereitwilligkeit und bat nur um Erlaubnis, sich bald zurückziehen zu dürfen. Ich aber, unfähig, an einer heiteren Gesellschaft teilzunehmen und gar noch glücklich Liebende preisen zu helfen, schützte heftige Kopfschmerzen vor, und daß ich am nächsten Tage abreisen

müßte, um rechtzeitig in X. zu einem bereits festgesetzten Konzert einzutreffen. Die Herren wollten keine Entschuldigung gelten lassen, doch der Doktor legte sich ins Mittel. Mit komisch ernsthafter Miene trat er vor mich hin, zog die Uhr, faßte meine Hand und zählte ganz laut die Pulsschläge, prüfte dann mein Gesicht und sprach pathetisch: „Ja, er gehe schlafen! er ist abgespannt, müde, angegriffen interessant; er fiebert! Denn was sagt Heine? ‚Ein Jüngling liebt ein Mädchen, die hat einen andern erwählt!‘ Haben wir nicht eben Herrn von Hellborn hier gesehen? ‚Das Weitere verschweig’ ich‘, sagt Figaro. Doch bevor unser Freund und Künstler von uns geht, sei ihm noch ein Hoch gebracht! Es lebe Lohengrin Numero zwei, der Retter geängstigter Töchter, der Beschützer treuer Liebender. Hoch!“

Und dann setzte er sich an das Klavier und spielte den Schlußchor des ersten Aktes von Lohengrin, und sie sangen alle: „Preis seinem Kommen, Heil seiner Art!“ — Der Schelm!

Trotz meines Mißmutes mußte ich über die Schnurre lachen, dankte bestens und lief weg.

In der einsamen Stube hoffte ich Schlaf und Ruhe zu finden. Aber der Schlaf floh meine Augen, — und als er endlich spät nach Mitternacht kam, brachte er wirre Träume mit: Mein Cello tanzte nach dem Straußschen Walzer und oben auf dem Knaufe saß wieder der Lockenkopf!

VII.

Schluß-Akkord.

Und so war denn der verhängnisvolle Tag der Abreise gekommen! Noch einige Stunden, — und das Dampfroß entführte mich weit hinweg, der Traum mußte verrinnen! Wie gern hätte ich ihn festgehalten! Ich wollte nicht erwachen! Aber da, vor mir, stand ja der nüchterne Wecker, der halbvollgepackte Koffer! Er mahnte an die kurzgemessene Zeit für die unabweislichen Anstands- und Abschieds-Visiten. Der guten Adele und ihrem Zukünftigen wollte ich persönlich lebewohl sagen, auch dem lustigen Stabsarzte und dem liebenswürdigen Rittmeister, die so freundlich gegen mich gewesen waren. Beim Obersten mußte ich zwei Karten abgeben, — — auch bei Frau und Fräulein von Hellborn, —

— und Cäcilie? Sollte ich gar nicht versuchen, sie wiederzusehen? Nein! Wozu auch? Um den kaum bezwungenen Schmerz heftiger zu erneuern? Und doch! Nur einmal noch wünschte ich in das liebe Antlitz, in die treuen, klugen Augen zu schauen! Aber es ging nicht! Was würde das vornehme Fräulein dazu sagen, von der ich vor zwei Tagen so eilig weggegangen war? Nein! Entsagen und Ertragen! So dachte ich und summte die letzten Verse eines alten Liedchens nach Uhlands Worten:

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mir's weh.

Vom Rathausturme schlug es zwölf Uhr. Es war höchste Zeit, den Visiten-Rundgang anzutreten. Rasch zog ich mich an und war eben im Begriff auszugehen, da trat der Oberkellner mit einem silbernen Theebrett herein, auf dem etwa ein Viertelhundert Karten lagen, alle von den ersten Honoratioren der Stadt, die schon vor einer Stunde gekommen waren, um mir Ehre zu erweisen. Dann zog er eine einzelne aus der Brusttasche und überreichte sie mit den Worten: „Dieser Herr läßt fragen, ob Sie ihn empfangen können; er ist schon einmal am Morgen hier gewesen, wollte aber nicht stören, als er erfuhr, daß Sie eben Ihren Thee nahmen; jetzt ist er wieder hier und wartet vor der Thüre.“ Ich blickte auf den Namen, — ein ungeheurer Schreck durchzuckte mich: Herr Weirich! Cäciliens Vater! Und er war schon zweimal dagewesen! Ich stürzte an die Thür. Er trat ein und begann im behäbigsten Tone: „Hören Sie, mein Bester, ich komme als Abgesandter unsers Klub-Vorstandes. Sie haben sich hier in jeder Hinsicht so scharmant benommen und uns allen so große Genüsse bereitet, daß wir eigentlich mit der Idee umgingen, Ihnen zu Ehren ein Ballfest zu arrangieren. Aber einige Herren, die heute früh ihre Aufwartung machen wollten, erfuhren, daß Sie schon am Abend abreisen. Und da wollen wir uns doch wenigstens die Ehre ausbitten, daß Sie um drei Uhr unser Gast bei einem Diner seien; es bleibt Ihnen Zeit genug, der Kurierzug kommt um elf Uhr vorüber. Weilte ich selbst nicht nur als Gast im Hellbornschen Hause, wo jetzt die Brautleute ihre gesellschaftlichen Pflichten nach außen hin erfüllen, so ließe ich es mir nicht nehmen, Sie bei mir zu bewirten. Und Sie auf das

Gut zu laden, geht auch nicht, da Ihre Zeit so kurz bemessen ist; außerdem muß ich selbst mit meinem Sohne übermorgen nach der Hauptstadt fahren, um Geschäfte abzuschließen. Es bleibt mir also kein Mittel, als den Vorschlag des Herrn Assessors von Hellborn und des Klub-Vorstandes zu benutzen, um ein paar Stunden mit Ihnen zu verleben und gemütlich zu verplaudern."

Mir war bei dieser Anrede zu Mute, wie etwa einem recht armen Manne, der da gehört hat, sein Lotterielos Nr. 101 habe den großen Treffer, und nun erfährt, die Nr. 102 sei die glückliche, und er habe eine Niete. Mit der größten Anstrengung verbarg ich meine Gefühle und erklärte, die Einladung in keinem Falle annehmen zu können, da die heftigen Kopfschmerzen vom verflossenen Abend mich noch nicht verlassen hätten und strengste Diät, Ruhe und Luftveränderung bedingten. Herr Weirich erschöpfte seine Beredsamkeit, ich blieb beharrlich bei meiner entschiedenen Weigerung. Da meinte er endlich fast traurig und im treuherzigsten Tone: Ich kann gar nicht sagen, wie leid es mir thut, daß wir nicht ein paar Stunden miteinander im heiteren Kreise verleben können! Ich habe Sie ordentlich recht lieb gewonnen; meine Tochter und ich, wir sind Ihnen so sehr zu Dank verpflichtet, wie kann ich ihn beweisen?"

Ein Gedankenblitz zuckte durch meinen Geist. Jetzt oder nie! „Herr Hauptmann," begann ich, „Sie können mir größeren Dank erweisen, als ich je zu verdienen im stande wäre."

„Wieso?"

„Geben Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter."

Er prallte zurück und starrte mich bestürzt und scheu an; offenbar dachte er, daß die heftigen Kopfschmerzen mein Gehirn angegriffen hätten, und daß ich irre redete; ich aber ließ mich nicht aus der Fassung bringen und setzte meine Ansprache ganz ruhig fort, erklärte ihm meine Gefühle, Wünsche, Aussichten und Pläne; schließlich bat ich ihn, mein Anliegen ganz genau zu überlegen und erst nach reiflicher Prüfung und Erwägung zu entscheiden. Als er mich so vernünftig sprechen hörte, wurde er ganz vertraulich, setzte sich und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; nachdem ich geendet hatte, schwieg er eine Weile und meinte dann: „Ich glaube Ihnen, so sonderbar auch das alles klingt, aber Sie reden nur immer von sich; wissen Sie denn auch, ob meine Tochter Sie zum Manne will?"

„Ich glaube ohne Selbstüberschätzung behaupten zu dürfen, daß Fräulein Cäcilie mir freundlich gesinnt ist.“

„Aber warum wandten Sie sich nicht gleich an mich, warum warteten Sie so lange und fahren jetzt mit einemmal mit dem Anliegen heraus, wie der Hase aus dem Kohl?“

Ich erzählte mein Gespräch mit Fräulein von Hellborn. Er war ganz erstaunt.

„Was ist denn dem Fräulein eingefallen?“ sagte er, „in meinem Leben habe ich an eine solche Bedingung nicht gedacht! Ich würde vielleicht meine Cäcilie nicht nach Südamerika verheiratet haben, wo sie uns unerreichbar blieb, aber das Kind in meiner Nähe festgebannt zu halten, wenn sie einem tüchtigen und braven Manne folgen wollte, war mir nie in den Sinn gekommen. Doch halt, jetzt errate ich! Das Fräulein wollte Sie wohl auf die Probe stellen, sich erst einen kleinen Spaß erlauben. Darum gestern nachmittag das Gezischel und Geheimthun mit meiner Frau, darum die Eile und Hast nach dem Konzerte und das Gekicher; darum mußte der Kousin-Bräutigam das Diner vorschlagen, als wir heute früh Ihren Reiseplan erfuhren; darum mußte *ich* als Abgesandter hierher geschickt werden, und darum war Cäcilie gar so zärtlich und schmiegte sich an mich und küßte mich, als ich hierher ging! Na wartet! Jetzt kommen Sie gleich mit und sind Zeuge, wie ich den Damen den Kopf wasche!“

„Dazu brauchen Sie gar nicht weit zu gehen, Herr Hauptmann, da bin ich schon,“ rief eine fröhliche Stimme, und herein trat Fräulein von Hellborn mit ihrer Mutter und dem Bräutigam. „Wir sind Ihnen nachgeeilt, damit unser Plan nicht etwa durch irgend einen Zwischenfall mit diesem rabiaten Cellisten mißlinge; nun aber ist ja alles gut abgelaufen, wie ich sehe, und nun seien Sie erst Zeuge, wie ich *ihm* den Kopf wasche. Sie hitziger Künstler, warum sind Sie denn vorgestern fortgelaufen, ohne mich weiter anzuhören? Habe ich nicht gesagt, Cäcilie *dächte gerade so, wie ich*? Das hieß, daß weder sie noch ich Ihnen zumutete, Ihre Kunst zu verlassen. Ich wollte zuerst Ihre Gesinnungen im allgemeinen prüfen, sprach von Mitgift und dergleichen. Dann erfand ich die Bedingung, um zu sehen, wie Sie über eheliches Leben dachten, und um zu erproben, ob die Leidenschaft Sie ganz beherrschte und Ihnen die Kunst gleichgültig ward. In diesem Falle hätte ich Ihnen bewiesen, daß ein junger, bedeutender Künstler seine Laufbahn nicht aufgeben

dürfe, um in die Ehe zu treten, daß die Liebe zur Kunst früher oder später in ihm wieder erwachen müßte, die Erinnerung an Ehre und Ruhm und glänzende Erfolge, und daß er sich dann sehr unglücklich fühlen würde. Nun waren Sie aber auf die Bedingung nicht eingegangen, ich wollte Ihnen meine Hochachtung aussprechen, Sie jedoch warteten keine Erklärung ab und rasten davon. Dafür sollten Sie nun büßen. Die gute Cäcilie! welche Vorwürfe machte sie mir, wie ängstigte sie sich, — fürchtete sie nicht sogar, daß Sie am Ende nichts mehr von ihr wissen wollten! Und nun fahren Sie rasch mit uns zu ihr, die in Angst und Sehnsucht Ihrer harrt!"

Wie lange dauerte mir die Fahrt! Endlich, endlich war der Wagen am Hause, oben im Erkerfenster stand die Geliebte; ich eilte hinauf, warf mich zu ihren Füßen, — die Mutter segnete uns.

Im Herbste feierten wir Hochzëit. Viele Trinksprüche wurden gebracht; am besten gefiel mir der des Stabsarztes: „Es leben alle tüchtigen Künstler, die es redlich meinen mit der Kunst, und möge jedem das Geschick einen so glückbringenden Eisenbahnunfall bescheren, wie unserm Cellisten."

Leontine.

I.

In einer heiteren Dezembernacht nach ein Uhr schlenderte Georg Kranz, ein junger Maler, trällernd nach Hause. Er hatte Tags vorher ein Bild, das schon eine ganze Weile im Atelier gehangen, für unverhofft guten Preis an den Mann gebracht, sein Ohr am lang entbehrten Klange des Goldes ergötzt und einige Freunde im Weinhause bewirtet. Nunmehr befand er sich in heiterster Stimmung, über welche nur die Betrachtung einen leisen Schatten warf, daß seine gute Zigarre nicht brannte und die Streichholzbüchse leer war. In weinselig launigem Selbstgespräche über die Mißgeschicke, welche auch des genügsamsten Menschen Zufriedenheit bedrohen, kam er an sein Haus; da blickte er auf und wurde fast ernsthaft. Die vielen Fenster lagen alle im Dunkel bis auf eines im oberen Stockwerke, aus welchem heller Lichtschein drang. „Hm," dachte Kranz, „da komponiert der arme Gramberg wieder irgend ein großes Stück, das von allen gelobt und von niemand gekauft werden wird. Ich will doch sehen, wie es ihm geht; heute habe ich gute Laune für zwei, mich soll er nicht melancholisch stimmen." Als er an die Thür des Musikers kam, öffnete dieser sie eben und sprach: „Ich hörte Ihren Tritt und erriet, daß Sie mich besuchen wollen. Das ist recht schön von Ihnen; ich bedarf der Erheiterung nach mühsamem und ziemlich fruchtlosem Arbeiten!"

„Wie sehen Sie wieder so erregt aus!" meinte Kranz besorgt — „Ihre Wangen sind gerötet und die Augen glänzen fieberhaft; warum arbeiten Sie so spät in der Nacht?"

„Weil ich vom vielen Unterrichtgeben des Nachmittags

und Abends noch abgespannt bin und erst in der Nacht die Sammlung und Spannkraft zum Komponieren gewinne."

„Darum sind auch Ihre Kompositionen alle so ernst! Mir gefallen sie ausnehmend, aber dem großen Publikum sind sie technisch und geistig zu schwer."

„Wenn ich des Morgens arbeitete, würden meine Melodien und Harmonien doch nicht heiterer klingen oder leichter zu spielen sein. Jeder Künstler, der größte wie der kleinste, schafft seiner natürlichen Anlage gemäß; die Tageszeit ist dabei von sehr geringem Einflusse. Der himmlische Mozart hat manche seiner reinsten und heitersten Sphärengesänge in später Nacht der Erde geschenkt. Beethoven, der unermeßlich Hehre dagegen, stand sehr früh auf und erging sich oft in der heiteren Natur, als er seine düstersten Melodien schuf! Wie wollen wir Atome unser winziges Talent durch äußere Eindrücke, durch bloßes Wollen zu andern Leistungen zwingen, als deren wir fähig sind? Ich habe schon öfters versucht, Heiteres und Leichtes zu komponieren, um vielleicht ein Stückchen Geld zu verdienen, aber es ging nicht — — es soll mir eben nichts gelingen!"

„Ei was," eiferte der Maler, „wer wird so traurige Gedanken hegen! Sie sind ein Melancholikus und haben kein Selbstvertrauen. Wenn ich Ihr Talent, Ihre Bildung und Ihr interessantes Aeußere, die elegante Gestalt, die schönen dunklen Haare, die geistreiche Stirn, die blitzenden und doch so schwärmerischen Augen besäße, wenn ich solche interessante, von der Kritik so warm anerkannte Kompositionen geschrieben hätte, ich spielte eine andre Rolle als Sie und hätte Ehre und Geld im Ueberflusse."

„Sie sprechen als Maler."

„Diese Worte verstehe ich nicht."

„Ich will sie Ihnen erklären: Der Maler, der, bisher unbekannt, ein Bild ausstellt, das günstige Beurteilung findet, steht sofort auf einer höheren Stufe, als bisher; niemand fragt, welchen Rang er vordem eingenommen hat. Mag sein Werk auch neben denen berühmter Meister hängen, es wird dennoch beachtet, durch Photographie vervielfältigt, allgemein bekannt und findet einen Käufer. Dem Künstler werden Aufträge zu neuen Werken erteilt, mit geringem oder hohem Ehrensolde, je nach den Zeitverhältnissen. Sein Name ist nun ehrenvoll bekannt, und wenn seine Leistungen gleich gut bleiben, so mag er auf günstige Aufnahme und auf schöne Zukunft sicher hoffen, gleichviel, ob er in seiner Kunst einen

ersten oder zweiten Rang einnimmt. — Wie anders der Musiker! — Für diesen gibt es keinen zweiten Rang, denn nach dem ersten kommt gleich, ohne Zwischenstufen, der zwanzigste! — Auf der Gemäldeausstellung wird unter Hunderten von Bildern jedes einigermaßen bedeutende bemerkt und anerkannt; wenn aber in der Musikwelt die Aufführung der Symphonie oder Oper eines berühmten Komponisten angekündigt ist, dann ist sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen einen Punkt konzentriert; und wenn ein berühmter Virtuose gerade Konzerte gibt, darf auch der unmittelbar nach ihm Stehende nicht hoffen, vom Publikum beachtet zu werden. Tausende Menschen sehen ein Gemälde — wie viele haben die Symphonie eines noch Unberühmten gehört? Und welch ein Unterschied in dem Erfolge des Malers und des Musikers! Jener findet Ehre, Arbeit und Lohn, je nach seinem Verdienste; aber nur der größte Musiker, der erste seines Faches, gelangt ausschließlich durch seine Leistungen zu Ehre und Gewinn; jeder andre muß — wenn er nicht gerade ganz besonders vom Glücke begünstigt ist — neben seinem künstlerischen Talente noch das viel wichtigere besitzen, sich zur Geltung zu bringen; er muß verstehen, Wohlwollen und Unterstützung einflußreicher Cliquen zu gewinnen. Hat ihm das Schicksal dieses Talent versagt, dann werden seine Leistungen meistenteils unbeachtet bleiben. Des Malers Bild ist immer und überall dasselbe — des Musikers Komposition verrauscht, und erklingt in jeder neuen Ausführung anders, und wenn sie nicht von den einflußreichen Kreisen gerühmt und empfohlen wird, dann verschwindet sie dem Gedächtnisse der Leute. Nun wissen Sie den Unterschied zwischen dem Maler und dem Musiker."

„Aber die Frauen," meinte Kranz, um das Gespräch auf ein weniger melancholisches Thema zu leiten, „die Frauen sind doch dem Musiker viel holder als dem Maler, denn die Tonkunst wirkt unmittelbar herzberückender — —" Er hielt inne, denn Gramberg war mit einemmal ganz blaß geworden — seufzte auf und meinte dann bitter: „Die Frauen! ja, ja, wenn der Musiker verliebte Abenteuer sucht, dann mag er sie vielleicht leichter finden als andre Künstler — — — aber Liebe — — Liebe, Aufgehen in einen Seelenakkord, jene gleichen Schwingungen der Gefühle, jenes Verkörpern des Geistigen, jene vergeistigende Harmonisierung der Materie — das wird der Musiker vergeblich suchen; er wird sein Herzblut hergeben und — Champagner dafür erhalten — — —"

„Ei, wer wird so exaltiert denken!“ eiferte Kranz.
„Exaltiert?“ entgegnete Gramberg, „exaltiert?“ Dann sprach er in ruhigerem Tone: „Doch ja, Sie haben recht! Ich gehöre noch zu der aussterbenden Klasse der Musiker, welche das Höchste der Kunst in der Exaltation suchen — bedeutet doch das lateinische Stammwort exalto zugleich erhöhen und vertiefen. Doch genug! Lassen Sie durch meine bittere Stimmung nicht Ihren liebenswürdigen Humor trüben, lieber Freund, und gehen Sie zur Ruhe. Ich muß jetzt allein bleiben und mit mir fertig werden. Haben Sie Dank für Ihren freundlichen Besuch.“ Kranz schüttelte ihm die Hand und ging. Während er sich auskleidete, hielt er einen kleinen Monolog: „Der arme Gramberg! Das Fatalste ist, daß er nicht einmal ganz unrecht hat. Wenn ich mit ihm spreche, werden mir immer die Worte Goethes recht klar: Geht's in der Welt dir schlecht, thu' was du willst, nur habe nicht recht!“ (Hier löschte er das Licht, legte sich zu Bett und murmelte weiter.) „Und nun noch die Leidenschaft für diese entzückende, gefährliche Leontine, die ihn hänselt, mißhandelt und am Ende doch noch liebt, soweit sie eines Gefühles fähig ist. Und er glaubt, niemand merke etwas von dieser Leidenschaft, von welcher die Spatzen auf dem Dache pfeifen! Ich wollte an seiner Stelle sein! dann hieße sie bald Frau Kranz, oder ich ließe sie laufen.“ — Ueber diesen letzten Worten schlief er ein, fest und ruhig.

Der Musiker hatte indes das Fenster geöffnet und ließ die kalte Nachtluft seine brennende Stirn kühlen; seine Augen blickten starr und unverwandt durch die Dunkelheit nach einem Punkte, als sähe er ganz genau, was dort in einem Hause vorging: Eine Equipage fuhr in den Thorweg, ein Diener in reicher Livree öffnete den Schlag, ein wunderschönes Mädchen hüpfte in elegantester Toilette leichtfüßig und, trotz der späten Stunde, ohne ein Zeichen von Ermüdung heraus und eilte die Treppe hinauf, wo eine Kammerjungfer auf sie wartete; hinter ihr kam eine ältere Dame, verschlafen und schwerfällig. „Gute Nacht, Mama!“ rief ihr das schöne Mädchen zu. „Die alte Babette wird dir ausziehen helfen, ich will noch lesen.“ Dann ging sie nach ihrem Schlafgemache. Der Kammerjungfer gab sie den Befehl, am Tage niemand zu melden, mit Ausnahme des Klavierlehrers Gramberg, der um halb vier Uhr kommen würde.

II.

Als Gramberg zur bestimmten Stunde bei Leontine von Hochheim erschien, empfing sie ihn freundlichst mit den Worten: „Lieber Herr Gramberg, Sie müssen heute wieder einmal Nachsicht mit mir üben. Die letzten Tage waren durch Einladungen aller Art gestört und der Musik abhold, und in der letzten Nacht bin ich gar erst um zwei Uhr von der Soiree des Musikdirektors heimgekommen. Apropos! warum waren Sie nicht da? Sie sind vielfach vermißt worden. Man fragte mich, ob Sie nicht kommen würden, als ob ich mehr von Ihnen wüßte, als daß Sie mich öfters auszanken! Es war sehr amüsant. Alle interessanten Leute der Residenz sind dagewesen!"

„Ich fühle mich beängstigt in solchen Künstlerversammlungen, wo die verschiedenartigsten Persönlichkeiten, die schärfsten Gegensätze sich versammeln, um stundenlang über die unbedeutendsten Gegenstände und Vorkommnisse zu reden!"

„O, das ist gerade das Amüsante. Wenn nur die zu einer Partei Gehörigen zusammenkommen, dann vernimmt der Unbeteiligte nichts, als sehr uninteressante Parteigeschichten und gegenseitige verhimmelnde Komplimente. Die Neuklassischen sind furchtbar dezent, vornehm und langweilig; die Neuromantischen weniger dezent und vornehm, aber doch nicht amüsanter. Wenn dagegen die verschiedenen männlichen und weiblichen Parteichefs in einem Künstlersalon versammelt sind, so gibt das der Unterhaltung besonderen Reiz; man erfährt von den Menschen und deren Verhältnissen in einer solchen Versammlung während einer Stunde mehr, als im alltäglichen Leben während eines halben Jahres. Erst sagen die verschiedenen Leute einander die höflichsten Dinge und erkundigen sich nach dem Befinden mit der wohlwollendsten Miene — nur der ferne Beobachter kann entdecken, welch' giftige Blicke die Frau Professor A. der Frau Professor B. oder die Frau eines Schriftstellers der Frau eines Kollegen nachsendet, dessen Buch gerade sehr gelobt worden ist. Nach und nach aber bilden sich die Gruppen der Gleichgesinnten, und dann beginnen die verschiedenen Mitteilungen. Dann hört man in der frommen Gruppe, wie viel die elegante und noch immer schön sein wollende Frau X. dem Friseur schuldet, und daß sie ihre letzte Soiree absagen ließ, weil die Lieferanten weiteren Kredit verweigerten. Dagegen kennt man wieder in der eleganten Gruppe die Vorgeschichte

mancher nunmehr so religiösen und musterhaften Künstlerin. Die Maler erzählen pikante Hofgeschichten, die Dichter und Feuilletonisten illustrieren die Geschichte mancher schönen Malerfrau, und so vergeht die Zeit, man weiß nicht wie."

„Ist denn gar nicht musiziert worden?"

„Nein; es wurde nur konversiert und medisiert und recht tapfer."

„Und," fragte Gramberg, „ist es möglich, daß eine junge Dame von Ihren Gaben, von Ihrem Geiste und künstlerischen Talenten in solchen Gesprächen Befriedigung, Anregung finde?"

„Warum nicht? Anregung und Belehrung finde ich in den Vorlesungen, in den Konzerten und in Büchern, aber wenn ich Gesellschaften besuche, will ich mich amüsieren, erfahren, was in der eleganten Welt vorgeht, und die Menschen beobachten, und diese sind doch meistens viel wahrer, wenn sie aufeinander lästern, als wenn sie sich gegenseitig Komplimente sagen. Doch Sie zeigen schon wieder ein gar zu verdüstertes Gesicht. Kommen Sie, wir wollen musizieren, zum Klavierspielen bin ich zu müde, aber ein paar Lieder möchte ich gern singen. Sie begleiten mich doch gern?"

Während sie in den Noten kramte, ruhte Grambergs Auge bewundernd auf dem schönen Mädchen, dessen eigentümliches Wesen auch auf einen weniger zum Exzentrischen geneigten Künstler berückenden Zauber üben mußte. Sie war zuerst vor drei Jahren mit der Mutter in der Residenz erschienen und kam jeden Winter; den Rest des Jahres verbrachte sie auf Reisen oder auf einem Gute in der Provinz. Sie war sehr reich und bei den ersten Bankhäusern der Residenz für große Summen beglaubigt. Ihr Vater hatte — wie es hieß, in verschiedenartigsten Geschäften — bedeutendes Vermögen gesammelt und war schon vor Jahren in Paris gestorben aus Gram über den Tod des einzigen Sohnes, der im Duell gefallen sein sollte. Leontine war alleinige Erbin. Die Mutter, eine einfache, bescheidene, unbedeutende Frau, stand ganz unter der Herrschaft des Mädchens; diese schaltete und lebte nach eignem Belieben, führte glänzendes Haus, besuchte und empfing die eleganteſten Gesellschaften. Wo sie sich zeigte, erregte sie allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Genialität, durch ihren glänzenden und geschmackvollen Anzug, durch ihre eigentümliche Schönheit. Auf der mittelgroßen, im schönsten Ebenmaße gebauten und voll entwickelten Gestalt, die besonders in den Linien von den Schul-

tern zum Halse die laute Bewunderung der Bildhauer und Maler hervorrief, ruhte ein wohlgeformter Kopf, welcher durch die Schönheit des Kinnes und der weiten freien Stirne auffiel. Die habichtartig gebogene Nase war nach den Regeln der Plastik fast zu klein, verlieh aber dem Gesichte etwas ganz eigentümlich Charakteristisches. Die hellbraunen Augen waren groß und glänzend; den Blick nannten die Dichter „unerkennbar!“ er blieb sich stets gleich; hier und da erschien er lebhafter oder kälter, aber niemals auf irgend einen Punkt gerichtet. Selbst wenn sie eifrig sprach, wenn sie über irgend eine künstlerische Leistung ihr Entzücken ausdrückte, schaute sie in einer Weise vor sich hin, als wären ihre Worte an einen andern gerichtet, als an die Person, mit welcher sie eben redete. Der Ausdruck des klaren Auges war und blieb ein „verschleierter“. Auch das Alter dieses Mädchens war ein Rätsel. Ihr weißes Gesicht, von dichtem, dunkelbraunem, anscheinend nachlässig herabwallendem, aber sehr kunstvoll mit genauer Berechnung der Linien geordnetem Haare umrahmt, erschien immer frisch und munter, vom lebhaftesten Tanze kaum gerötet, in spätester Nachtstunde kaum blasser. Ihre Bewegungen waren selbst gegen Ende der ermüdendsten Ballsaison, wenn die meisten der Damen über Abspannung, Nervosität und Kopfschmerzen klagten, noch elastisch und sicher, als käme sie eben aus vollster Ruhe des Landlebens. Wer wollte da entscheiden, wie alt Leontine war? Ein alter Kavalier, einst hochberühmt als Freund und genauer Kenner der Frauen, meinte eines Tages: „Dieses Mädchen hat eiserne Nerven — vielleicht auch ein eisernes Herz.“ Gar viele Männer aus den elegantesten wie aus den vornehmsten Kreisen versuchten, das Herz und die Hand der schönen, genialen, reichen Erbin zu gewinnen; aber keinem glückte es, und doch blieb ein jeder der Verschmähten ihr treu Ergebener, da keiner sich beklagen durfte, daß sie ihn durch einen Blick, durch ein Wort zur leisesten Hoffnung berechtigt hätte. Selbst die auf Leontine eifersüchtigsten Damen mußten zugestehen, daß sie sich „sehr geschickt“ benehme. Die alte Gräfin X., die in ihrer Jugend eine große Rolle in der Gesellschaft gespielt hatte, deren Takt in den abenteuerlichsten Phasen einst als unerreichbar gepriesen worden, und deren Urteil noch immer als maßgebend galt, sagte von ihr: „Dieses Mädchen ist die größte Künstlerin der Koketterie, die ich seit langer Zeit gesehen, daher verkehrt sie auch so gern mit Künstlern; sie zeigt darin eine Art von Kollegialität; chacun

dans son genre.“ Die boshafte Bemerkung war insofern nicht richtig, als Leontine wahrhafte Neigung für die Kunst, besonders für Musik zeigte und als eine der besten Dilettantinnen gelten konnte. Sie spielte Klavier mit großer Fertigkeit und sang mit nicht immer regelrechtem, aber naturalistisch originellem und leidenschaftlichem Ausdrucke, für welchen ihre volle und kräftige Mezzo-Sopranstimme sich besonders gut eignete. Sie galt also mit Recht als eine im hohen Grade interessante, ja poetische Erscheinung; alle Künstler waren von ihr entzückt, begeistert, berauscht, und verkündeten ihren Preis allerorten. Mit ihnen unterhielt sie sich auch am meisten, und am liebsten und längsten mit Gramberg, für den sie sich interessierte, den sie protegierte, dem sie sogar erlaubte, ihr in seiner Weise den Hof zu machen, d. h. ihr allerhand unangenehme Dinge zu sagen. Daß sie ihm diese Freiheit gestattete, ihm so viel Anteil zeigte, ihn, den allgemein Unbeliebten, gegen alle Angriffe so warm verteidigte, erschien der guten Gesellschaft ganz rätselhaft. Nur eine bizarre Originalitätssucht konnte solche Erscheinung einigermaßen erklären: „Der schönen Leontine paßt es gerade, Einen auszuzeichnen, den alle andern nicht mögen.“

Die Entwickelungsgeschichte dieser Teilnahme Leontinens für Gramberg war auch bizarr genug. Sie hatte einst auf ihrem Gute, an einem regnerischen Tage, die Laune verspürt, etwas recht Düsteres, aber Neues zu singen, suchte in dem Packe Lieder, das ihr der Musikalienhändler vor sechs Wochen aus der Residenz geschickt hatte, und fand endlich eines, das ihre Laune befriedigte. Es war von Gramberg. In der Residenz angekommen, erkundigte sie sich nach einem Musiklehrer, man nannte ihr die besten und liebenswürdigsten, zuletzt Gramberg als den unangenehmsten; sie erinnerte sich jenes Liedes und wollte den Komponisten kennen lernen, und nebenbei, um der Kuriosität willen, acht oder vierzehn Tage lang mit einem recht unerträglichen Menschen musizieren. Seitdem waren zwei Jahre verflossen, und sie musizierte noch immer mit Gramberg. Zuerst hatte seine Lehrmethode ihr sehr gefallen; er verstand es besser als die früheren Lehrer, ihr glänzendes, regellos hin und her schweifendes Talent zu leiten; sie folgte seinen Anweisungen, studierte und übte mit Lust; ihre raschen und großen Fortschritte wurden in der Gesellschaft bald bemerkt und gepriesen. Gramberg war unangenehm streng, ließ keinen Fehler unbeachtet, tadelte unnachsichtlich, manchmal mit harten Worten. Aber es amüsierte

sie, die von allen Seiten — auch von ihren früheren Lehrern — Gefeierte, von diesem Einen manchmal Unangenehmes zu hören, sich Eitelkeit, Oberflächlichkeit, verdorbenen Geschmack u. s. w. vorhalten zu lassen und zum Zeitvertreibe sich gegen solche Vorwürfe zu verteidigen. Nach und nach erkannte sie auch, welch tiefes Künstlergemüt in Gramberg lebte und wie hoch er über den weit liebenswürdigeren „Kunstgeschäftsleuten“ stand, die in der Gesellschaft glänzten und über ihn hinwegsehen oder spotten durften; daß er sie leidenschaftlich liebte, konnte ihr auch nicht lange verborgen bleiben, und wo ist die Evastochter, die sich nicht einigermaßen freut, wenn ein interessanter Künstler für sie entbrennt? Daß die Leute so oft von Gramberg Uebles sprachen, seinen zur Schau getragenen Kunsteifer, seine anmaßenden und absprechenden Urteile heftig tadelten, bot Leontinen die günstigste Gelegenheit, ihren Geist im hellsten Lichte glänzen zu lassen. Wenn sie recht lebhaft zu gunsten ihres Lehrers sprach, wurden ihre Ansichten über Kunst und Künstler allgemein bewundert und gepriesen. Das schöne und geniale Mädchen gefiel sich so sehr in der Rolle der Verteidigerin eines mißliebigen Künstlers, bis sie zuletzt in ihren Gedanken sich auch mit seinem Schicksal beschäftigte. — —

In Grambergs Seele war von dem Augenblicke, als er Leontine kennen lernte, jener Widerstreit der Gefühle entstanden, welchen die weisesten Psychologen vergebens zu erklären suchen dürften, obwohl er durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört und gerade bei edler angelegten Naturen am heftigsten und zerstörendsten auftritt: der Widerstreit der Abstoßung bei Annäherung, der Anziehung durch Trennung. Männer von lebhafter Phantasie und weichem Gemüte sind sehr oft geneigt, ein weibliches Wesen, das ihnen nicht ganz zusagt, aber glänzende und ungewöhnliche Eigenschaften besitzt, in ihren Gedanken zu läutern und derart umzumodeln, daß sie zuletzt nicht jenes weibliche Wesen, sondern das aus ihm gebildete Ideal vor sich sehen und lieben. So oft sie mit dem lebenden Modelle des Phantasiegebildes zusammenkommen, werden sie von der Realität unzart berührt, fast abgestoßen; kaum haben sie sich von ihm entfernt, so taucht das Ideal wieder auf und die verzehrende Sehnsucht erwacht von neuem, jedesmal stärker und heißer. Solcher Zauber der Idealisierung ist meistens gefährlicher, als selbst jener, den das verführerischste weibliche Wesen üben kann, denn dieser berückt die Sinne, über welche der Geist Herr werden

könnte, jener aber erfüllt das ganze geistige Leben. Und so ging es Gramberg mit Leontinen. Nicht die wirkliche, nicht die schöne, originelle, geniale, glänzende, gefeierte Salondame liebte er; ihre Fehler erschienen ihm größer, als sie in der That waren, und er tadelte sie mit bitteren Worten; aber das Bild des herrlichen, entzückenden weiblichen Wesens, das Leontine mit ihren Gaben sein konnte, wenn ihre Fehler geläutert wurden, das trug er im Herzen, und vergeblich war sein Bemühen, es zu bannen; nicht die Sinne waren gefangen, seine Phantasie war erfüllt vom selbstgeschaffenen Zauber; und so führte er ein unseliges Traumleben. Gar oft hatte er das alles überdacht, jede einzelne Empfindung mit selbstquälerischer Analyse geprüft; er konnte, er wollte nicht zu einem festen Entschlusse gelangen.

In jenem Momente nun, während Leontine die Noten suchte, während er bewundernd auf sie blickte, trat mit einemmal der Gedanke an ihn heran, daß er diesen Zustand nicht mehr ertragen, daß er Leontinen nicht wiedersehen dürfe. — Sie sang zuerst einige Schumannsche und Schubertsche Lieder mit dem leidenschaftlichen regellosen Ausdrucke, mit dem sie die Gesellschaft bezauberte und den selbst die gebildeten Musiker, die ihn oft unrichtig angewandt fanden, dennoch als höchst eigentümlich anerkannten. Dann meinte sie mit einemmal: „Nun wollen wir noch Ihr Lied versuchen, das ich vor drei Jahren zufällig in der Provinz gefunden habe, so schön fand, und das eigentlich unsre Bekanntschaft vermittelt hat.“ Der Text war von Gramberg gedichtet, in ziemlich holprigen, aber zu der düsteren Musik passenden Versen. Er hatte das Lied nie singen hören, denn die Sänger, denen er es gegeben, meinten alle, es läge nicht gut in der Stimme und sei auch für den öffentlichen Vortrag viel zu traurig. Nunmehr vernahm er es, ganz in seinem Sinne vorgetragen und wie er es nie zu vernehmen gehofft hatte. Immer stärker pochte sein Herz, und bei den letzten Worten:

„Noch einmal möchte ich dich sehen,
Nur einmal noch dich hören singen,
Dann mag dies arme Herz vergehen.
Mein letzter Lebenston verklingen!“ —

vermochte er sich nicht mehr zu bemeistern, sprang auf, ergriff Leontinens Hand und sprach: „Lassen Sie mich mit der Erinnerung dieser Töne von Ihnen scheiden und zum Abschiede sagen: ich darf Sie nicht wiedersehen und sollte, wie das Lied besagt, mein letzter Lebenston verklingen!“

„Ei, lieber Herr Gramberg," meinte Leontine scherzhaft, zog aber ihre Hand nicht zurück, „was ficht Sie an? was ist das für eine hypochondrische Anwandlung? Sie haben doch nicht etwa eine Liebeserklärung in petto? Da will ich doch viel lieber irgend eine der gewohnten, unartigen Bemerkungen hören, die klingt aus Ihrem Munde viel interessanter! Mit faden Phrasen werde ich den Tag über genug geplagt!"

Gramberg antwortete nicht, trat zurück, nahm den Hut und wollte sich schweigend entfernen; jetzt wurde Leontine ernster, ihre Lippen zuckten ein wenig, und sie begann wieder: „Warum wollen Sie in solcher Weise scheiden, Herr Gramberg? ich habe Sie doch gewiß nicht gekränkt und bin Ihnen immer gut gewesen — warum mit einemmal diese Wallung? sprechen Sie aufrichtig!"

„Mein Fräulein," erwiderte Gramberg, „ich werde Ihnen ewig dankbar sein für Ihren freundlichen Anteil — aber es ist mir nicht erlaubt, länger in Ihrer Nähe zu verweilen, um meinet-, um Ihretwillen; ich müßte zu Grunde gehen, und Sie könnten mir nicht helfen. Eines will ich Ihnen sagen, weil Sie mich dann gewiß nicht mehr zurückhalten werden: ich hatte nicht bloß gehofft, ein Idealbild, das meine Phantasie von Ihnen geschaffen, durch meinen Einfluß als Lehrer auf Sie in die Wirklichkeit zu rufen — eine Leontine, die mehr im innerlichen Leben, in der Pflege und Entwickelung ihrer herrlichen Gaben Befriedigung sucht, als im Glanze der eleganten Gesellschaft — es gab sogar auch einen Moment, in welchem ich den tollen, den ganz lächerlichen Gedanken mit mir trug, die Reiche, Schöne, Liebenswürdige, Gefeierte könnte einem armen Musiker, der ihr nichts zu bieten vermag, als ein treues, liebendes Herz und wahre Begeisterung für seine Kunst, ihr Herz, ihre Hand schenken. Nun spotten Sie meiner nicht zu sehr und lassen Sie mich scheiden." Sie streckte Arm und Hand mit einer unnachahmlich schönen Gebärde aus, wie um ihn zurückzuhalten, und sagte: „Bleiben Sie noch einen Augenblick und hören Sie: Wenn nun die wahre Leontine, das heißt die, welche Ihrem Phantasiebilde nicht gleicht, dennoch ihrerseits den Gedanken gehegt hätte, daß sie dem armen Musiker ihre Hand geben könnte?"

„Leontine!" rief Gramberg und erblaßte. —

„Hören Sie mich ruhig an," sagte die Schöne, rückte ihren Schaukelstuhl herbei, in welchen sie sich mit vollendeter Anmut mehr legte als setzte, lud ihn mit einer Handbewegung

ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und begann: „Vertrauen verlangt Vertrauen! hat nach Büchmanns ‚geflügelten Worten‘ irgend ein Monarch gesagt. Sie haben mir Ihre Gefühle kundgegeben, ohne mir Schmeicheleien zu sagen. Sie sollen nunmehr meine Lebensgeschichte erfahren und mich kennen lernen. Sie werden gewiß vielfach vernommen haben, daß mein seliger Herr Papa allerlei großartige Unternehmungen durchgeführt hat, Millionär gewesen sei, daß mein Bruder im Duell gefallen und ich, als einzige Erbin, über große Reichtümer verfüge? Nun, das alles ist größtenteils nicht wahr. Ich bin zwar sehr reich, aber nicht durch die Erbschaft meines Herrn Vaters, denn dieser ist in Armut gestorben. Er betrieb ursprünglich Korngeschäfte in einer kleinen Grenzstadt. Dort bin ich geboren, und zwar vor 26 Jahren — nicht wahr, Sie verwundern sich? — man möchte mir nicht 21 geben; Sie sollen später begreifen, warum ich so gut konserviert bin. Die Eltern lebten in recht einfachen Verhältnissen und konnten meiner und meines älteren Bruders Erziehung wenig Aufmerksamkeit widmen. Den Vater führten seine Geschäfte oft auf kleine Reisen, dann vertrat ihn die Mutter im Kontor und mußte noch der Wirtschaft obwalten, konnte sich also wenig mit mir beschäftigen, obwohl sie mich innig liebte. Mein Bruder war der Liebling des Vaters und zeigte sich schon als Knabe so habsüchtig, sparsam und herzlos, als ich freundlich und verschwenderisch war, er bewahrte sein Taschengeld sorgfältig, während ich das meine auf kleine Putzsächelchen, noch mehr aber für arme Kinder verwendete, und gefiel sich darin, mich in jeder Weise zu kränken, wobei er immer Recht gegen mich behielt. Die Mutter war zu schwach, mich zu schützen. Ich verbitterte zuletzt und lernte mich verstellen. Als ich gerade das dreizehnte Jahr zurückgelegt hatte, kam der Vater von einer Reise mit einem fremden Gaste zurück, dessen Name ich aus bald einleuchtenden Gründen verschweigen muß. Der Vater wollte diesen Mann zufällig auf einem Gute kennen gelernt haben und bezeichnete ihn als Russen aus guter Familie und als einen reichen Krondomänen-Pächter; er wußte dessen Scharfblick und Energie nicht genug zu rühmen und deutete an, wir könnten durch diesen noch zu großem Vermögen gelangen. Der Fremde sprach meistens im geheimen mit dem Vater, in der dritten Nacht reiste er ab. Mit mir hatte er sich während der Zeit nur einmal bei Tisch unterhalten und besonderes Wohlgefallen an mir geäußert, ich aber hatte Angst

vor dem fremden Manne, besonders vor dem eigentümlichen, forschenden Blicke seiner großen, glänzenden, schwarzen Augen, und die Mutter stimmte mir bei. Am zweiten Tage nach der Abreise des Fremden überraschte uns der Vater mit der angenehmen Nachricht, daß er seinen Wohnsitz nach einer mitteldeutschen Residenz verlegen würde. Ich sollte sofort in eine Pension der französischen Schweiz gebracht werden, um eine gute Erziehung zu erhalten, der Bruder würde die Universität beziehen. Als die Mutter und ich unsre Freude über diese plötzliche, glückliche Wendung der Verhältnisse aussprachen, meinte er, alles das geschähe auf Anregung jenes Russen, den wir so wenig leiden mochten; es wäre sozusagen dessen Werk.

„Ich blieb vier Jahre in der Pension. Während der Sommerferien holte mich die Mutter nach irgend einem Badeorte ab, wo auch der Vater eintraf; doch verweilte er immer nur kurze Zeit bei uns: dringende Geschäfte, wie er sagte, erlaubten ihm keinen längeren Aufenthalt. Im dritten Sommer, als ich sechzehn Jahre zählte, waren wir in Baden-Baden; dort besuchte uns auch der Russe. Er begrüßte mich freundlich und betrachtete mich sehr genau; als sein Blick über mein Gesicht glitt, war es, als ob mich scharfe Eisspitzen träfen, aber ich hielt den Blick fest und ruhig aus und fühlte auch, wie meine Lippe fast verächtlich zuckte. Er nickte zufrieden lächelnd mit dem Kopfe und meinte, ‚die Kleine hat aplomb gewonnen‘, sprach aber nicht weiter mit mir und besuchte uns nicht wieder. Eines Tages, als ich mit der Mutter durch die Säle ging, erblickte ich ihn am Spieltische neben einer wunderschönen Dame; ich blieb unwillkürlich stehen, hielt die Mutter zurück und beobachtete ihn. Er hatte eine ganze Masse Goldes vor sich liegen und setzte immer eine Handvoll auf irgend eine Farbe. Zuerst verlor er fast alles, ohne daß sein Gesicht die mindeste Erregung kundgab, nur die Augenlider zuckten manchmal ein wenig. Mit einemmal erblickte er mich, grüßte freundlich, lächelte, nahm aus der Brieftasche mehrere 1000-Frank-Banknoten und legte sie auf die rote Farbe, der ich zunächst stand. Von dem Momente ward ihm das Glück günstig; er gewann in einemfort, blieb aber bei dem Gewinste ebenso ruhig als früher beim Verluste. Während der Pause, als die Karten neu gemischt wurden, lächelte er mir freundlich zu und deutete mit verbindlicher Gebärde auf die vor ihm liegenden Summen, als wollte er andeuten, das alles habe er gewonnen, seit er mich

gesehen. Aber die schöne Dame neben ihm hatte die Richtung seines Blickes beobachtet und mich entdeckt, ihr Antlitz wurde purpurrot, dann leichenblaß; ich lief erschreckt aus dem Saale, daß die Mutter mir kaum folgen konnte. Am nächsten Morgen erzählte der Vater während des Frühmahles, der Russe sei in der Nacht abgereist, seine Verwandte, die verwitwete Frau v. X., sei jedoch zurückgeblieben. Ich sah die schöne Frau später einigemal wieder, sie war meistens von älteren Herren aus der besten Gesellschaft begleitet und bemerkte mich gar nicht.

„Als ich das siebzehnte Jahr erreicht hatte, erklärte die Pensionsvorsteherin meine Erziehung für vollendet; ich könnte nunmehr in die Welt eingeführt werden. Ich sprach und schrieb mehrere Sprachen, spielte Klavier, sang und zeichnete — nach dem Zeugnis meiner Lehrer — ‚scharmant‘. Die Mutter kam, um mich sogleich nach dem elterlichen Hause in die Residenz zu bringen. Auf meine dringende Bitte erwirkte sie des Vaters Einwilligung, vor der Rückkehr nach Deutschland mit mir einen Ausflug in das Berner Oberland zu unternehmen. Ich hatte ja von der Schweiz noch nichts gesehen, als die Pension und deren nächste Umgebung!

„Die Alpenwelt erfüllte mich mit Entzücken, ich wurde eine leidenschaftliche Bergsteigerin. Da die Mutter jeder anstrengenden Bewegung abhold war, unternahm ich meine Ausflüge in das Hochgebirge entweder ganz allein, nur von Führern begleitet, oder in Gesellschaft von waghalsigen Engländerinnen. Die Ruhetage, d. h. wenn die Mutter darauf bestand, daß ich in ihrer Nähe bliebe, benutzte ich zum Zeichnen; zu Hause sitzen war mir unmöglich. Wir trafen dann an einem bestimmten Orte zusammen, sie fuhr oder ließ sich im Sessel tragen, ich erwartete sie und zeichnete.

„An einem solchen Ruhetage saß ich in dem oberen Lauterbrunnenthale, dort, wo neben dem Trümletenfalle der Weg nach Trachsellauinen führt, vor einer kleinen, kunstvoll gearbeiteten Staffelei, Geschenk einer Pensionsfreundin bei meinem Abschiede. Der Träger, der meine Gerätschaften bis zur Stelle gebracht hatte, war zurückgegangen, um der Mutter den Ort anzuzeigen, an welchem sie mich treffen sollte. Ganz in den Anblick der herrlichen Natur und in meine Arbeit versunken, hörte ich gar nicht, daß jemand herangekommen war. Da sprach plötzlich eine Männerstimme hinter mir die Worte: ‚Ganz nett, mein Fräulein, nur der Hintergrund ist gar zu dunkel.‘ Ich sprang erschrocken auf und wollte ent-

fliehen — noch nie hatte ein Mann allein mit mir gesprochen. Doch jener hielt mich lächelnd zurück und meinte: ‚Bleiben Sie nur ganz ruhig, ich bin ja ein Kollege, ein Maler, und will Ihnen nur guten Rat erteilen‘. Und er setzte sich an die Staffelei und erklärte und zeigte mir jeden einzelnen Teil, wie er entworfen und ausgeführt werden müßte, und ich lauschte mit Aufmerksamkeit, als säßen wir im Pensionate bei einer Malstunde. Als er fertig war, blickte er mir freundlich ins Gesicht und meinte: ‚So! nun habe ich Ihnen eine Lektion gegeben!‘ Dann aber begann er Worte zu sprechen von Poesie und Kunst, die überall in der Natur die Menschen und die Herzen zusammenführe, von meinen Augen und meinen Wangen, daß mir der Kopf ganz heiß wurde und das Herz hörbar klopfte. Ich wollte immer entfliehen, aber mein Fuß war wie festgebannt, endlich erblickte ich die Mutter, die von ferne im Tragsessel herankam; laut jubelte ich ihr entgegen, er aber sprach: ‚Ich werde nicht nachforschen, wie Sie heißen, noch wer Sie sind; wenn mir das Geschick wohl will, werden wir uns wiedersehen‘ — und verschwand. Am nächsten Tage reisten wir von Lauterbrunnen über Interlaken nach Deutschland, direkt in meine neue Heimat.

„In der Pension hatte ich von den jungen Mädchen, die dort zu großen Damen vorgebildet wurden, Schilderungen des Glanzes und des Komforts vernommen, der in den Schlössern oder in den Häusern ihrer Eltern herrsche. Unser kleines, elendes Häuschen in der Provinzstadt, das kümmerliche Leben daselbst war öfters vor meinem Gedächtnisse aufgetaucht, und kein schrecklicheres Los vermochte mein Phantasie zu erdenken, als die Rückkehr in solche Verhältnisse. Wie angenehm war ich daher überrascht, als ich die Einrichtung und den Haushalt der Eltern jenen Beschreibungen ähnlich, wahrhaft glänzend fand. Und als die Mutter mir andeutete, daß das, was mich so sehr erfreute, größtenteils das Werk des Russen war, der dem Vater große Einkünfte verschaffte, da fühlte ich mich dem Manne fast zu Dank verpflichtet.

„Aber meine Freude über den glänzenden Haushalt der Eltern war von kurzer Dauer, denn ihre gesellschaftlichen Beziehungen standen in keinem Verhältnisse zu dem Aufwande. Sie verkehrten nur mit einigen reichen, wenig gebildeten Kaufleuten und deren Familien, die mir sehr mißfielen; die Söhne hatten weder Geist noch feine Manieren, die Töchter kleideten sich geschmacklos und ihre Konversation

war von schlechtem Tone. Ich, die zuerst nicht anders gedacht hatte, als daß die Eltern die feinsten Leute empfingen, verhehlte mein Mißbehagen an dieser Art von Gesellschaft nicht. Nach den Ansichten und Grundsätzen, die ich aus der Pension mitgebracht hatte, war es mir unbegreiflich, daß man ein großes Haus führen könne, ohne Künstler und Gelehrte von Ruf, die eleganteſten Leute oder vornehme Persönlichkeiten bei sich zu sehen; das Vergnügen am bloßen materiellen Wohlleben erschien mir als Zeichen der Unbildung oder unnobler Gesinnungen. Die Eltern waren über meine Auslassungen sehr entrüstet, sie strebten eben nichts andres an, als materielle Genüsse; mein Herr Bruder, den ich nach vier Jahren zum erstenmal wiedersah, stand ganz auf ihrer Seite. Er hatte schon nach zweijährigem Besuche der Universität die wissenschaftlichen Studien aufgegeben, zu welchen — wie er sich selbst rühmte — ihm alle Anlagen fehlten, und die kaufmännische Karriere eingeschlagen, in der ihm der Vater glänzende Erfolge verkündigte. Wir sympathisierten gar nicht; er spottete über meine Vorliebe für die unnützen Dinge Musik, Poesie und Malerei, ich verlachte sein Prunken mit dem Gelde und seine unelegante Nachäffung der Kavaliere; wir stritten häufig, und da er die Eltern ganz und gar beherrschte, so verlebte ich unangenehme Tage. Alle diese an sich unbedeutenden Einzelheiten muß ich erzählen, weil sie für spätere Ereignisse wichtig waren.

„Ein Jahr nach meiner Rückkehr in das väterliche Haus erschien plötzlich der Russe, um einige wichtige Unternehmungen mit dem Vater vorzubereiten. Er verweilte über vier Monate in der Stadt. Ich lernte ihn näher kennen und — bewundern. Von allen Männern, die ich seither gesehen, hat keiner ihm geglichen, im Aeußern wie im Innern. Er zählte damals nur sechsunddreißig Jahre, aber sein schöngeformtes, tiefgefurchtes Gesicht trug die Spuren eines Lebens, in welchem, wie er selbst einmal bemerkte, gar mancher Tag mehr zu bedeuten hatte, als Wochen und Monate bei andern Menschen. Unter dichten, schwarzen Haaren lag eine nicht hohe, aber breite, besonders nach den Schläfen stark hervortretende Stirn, die sich manchmal in eigentümliche Falten legte, die sogar mein wenig poetischer Vater ‚ganz unheimlich‘ nannte. Die Augen habe ich schon beschrieben, muß aber noch sagen, daß sie oft tief glänzten und sogar schwärmerisch blicken konnten. Die Nase zeigte zwar den slavischen Typus, war aber durchaus nicht unschön. Der Mund, edel

geformt, von einem schwarzen Schnurrbärtchen beschattet, war jedes Ausdrucks fähig; er zeigte manchmal ein freundliches Lächeln, viel öfter jedoch schlaffe Ermüdung — und wenn er von Menschen und Moralprinzipien sprach, begleitete ein unsäglich höhnisches Zucken jedes Wort. Die Gestalt war schlank und hoch, Haltung, Bewegungen und Gebärden waren die eines Mannes, der in feiner Gesellschaft die besten Formen gesehen und sich angeeignet hatte. Als Reiter, Fechter und Schütze suchte er, wie mein Herr Bruder oft erzählte, seinesgleichen. Er sprach mit gleicher Leichtigkeit und Eleganz deutsch, französisch und englisch und kannte die besten Dichter der verschiedenen Litteraturen, war gut musikalisch und liebte die Werke der deutschen Tonmeister. Doch nicht in diesen Aeußerlichkeiten, so bestechend sie auch sein mochten, lag der Zauber, den er ausübte, sondern in seiner Rede und in der Art, wie er eines jeden Menschen Art und Weise erkannte. Mit mir unterhielt er sich zuerst über Musik, ließ mich alle Sonaten und Lieder, die ich gelernt, vortragen, und *seinen* Ansichten, seinen Andeutungen verdanke ich den originellen Vortrag, der selbst die Herren vom Fache an mir interessiert. Ja, der Russe war mein bester Lehrmeister! Er erklärte mir, man müsse in jedem Stücke die Grundstimmung heraus erkennen und so scharf als möglich hervortreten lassen; das entspräche vielleicht nicht den sogenannten künstlerisch-ästhetischen Regeln — die er verlachte — wäre aber des Erfolges sicher, denn um eine solche Grundstimmung richtig und prägnant wiederzugeben, müsse man sie zuerst in sich selbst anregen, alle Nerven aufs höchste anspannen und *den* Ausdruck finden, den man am besten handhaben kann. Nur in solcher Weise gelänge eine originelle Leistung, die gelobt oder getadelt, als für sich bestehend anerkannt werden müßte, und in der Welt käme es ja vor allem darauf an, daß man durch irgend eine besondere Eigenschaft sich vom großen Trosse absondere. In dieser Weise sprach er öfters mit mir, so gewann er mein Vertrauen, so gelang es ihm, mein Inneres zu durchschauen, ohne daß ich meinen Gefühlen Worte verliehen hatte. Er selbst begann davon zu reden, wie ich im Hause der Eltern mich nicht glücklich fühlen könne und die Gesellschaft, die sie empfingen, meiner Natur widerspräche; er redete von ihnen und meinem Bruder in wegwerfendem Tone. Als ich sie zu verteidigen suchte, warnte er mich vor der Heuchelei, welche um der sogenannten Pflichtgebote willen die wahren Gefühle wegleugnen will. ‚Ma chère Léontine,‘

meinte er, ‚Sie haben vielleicht einige Neigung zu Ihrer Mutter, aber Ihren Vater und den Bruder kenne ich zu gut, um nicht zu wissen, was Sie von ihnen denken müssen, und warum also wollen Sie Ihr höheres Denken und Streben gewaltsam unterdrücken und verbergen, um Hergebrachtem, Gewöhnlichem unwillig zu gehorchen? das ist ebenso zwecklos als gefährlich. Warum sich zu Empfindungen zwingen wollen, die man nicht in sich fühlt? Das erzeugt nur unseliges Schwanken und Charakterlosigkeit; besser andre verachten, als über seine eignen Empfindungen unklar sein; die ethischen Untersuchungen helfen Ihnen nicht, jetzt müssen Sie vor allem andre Menschen kennen lernen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie eine Ihrer würdigere Gesellschaft besuchen und empfangen.' Und er hielt Wort.

„Zuvörderst berief er die Eltern zu einer geheimen Unterredung, die sehr lange dauerte, dann übernahm er die Anordnung unsres Haushaltes und unsrer gesellschaftlichen Beziehungen und änderte dieselben binnen zwei Monaten ganz und gar, mit vollendetem Geschmack und Takt.

„Er war in fast allen Kreisen der Residenz bekannt, denn er gebot über große Geldmittel und war sehr freigebig; über der Quelle seiner Einkünfte schwebte zwar ein Geheimnis — er sprach von großen Pachtungen in Rußland — aber es konnte auch niemand behaupten, daß seine Angaben unrichtig seien. Der russische Gesandte, an welchen einige besonders vorsichtige Personen sich mit der Bitte um Auskunft gewendet, hatte erklärt, die Familie des Herrn X. sei eine reputierliche, seine Papiere seien in bester Ordnung, es liege durchaus nichts Amtliches gegen ihn vor — um weiteres habe er sich nicht zu kümmern. Diese Erklärung genügte vollkommen, um meinem Beschützer die meisten Thüren der Residenz, welche wenig reiche Leute zählte, weit zu öffnen und seine Pläne für mich zu unterstützen. Er führte zuerst junge Künstler und einige Gelehrte in unser Haus; diese verbreiteten den Ruf meiner Talente allenthalben und erregten durch die von ihm überlieferte Schilderung meines vereinsamten Lebens im elterlichen Hause die Neugierde und Teilnahme ihrer weiblichen Verwandten und Bekannten. Eine alte Hofdame, große Musikfreundin, die viel von meinem Singen gehört hatte, lud mich in ihr Haus, fand Gefallen an mir und vermittelte meine Bekanntschaft mit mehreren jungen Damen aus guten Familien. Diese nahmen keinen Anstand, ihren Töchtern zu erlauben, daß sie mich empfingen und meine Besuche erwider-

ten, da ja gegen meine Eltern durchaus nichts Ehrenrühriges vorlag und nur deren Unbildung und Gebaren als Hindernis einer besseren gesellschaftlichen Stellung anzusehen war, und da überdies eine Dame aus den höheren Ständen mich protegierte. Und so geschah es denn, daß nach und nach ein Kreis sich um mich bildete, daß ich als Vertreterin des Hauses betrachtet ward, Gesellschaften empfing, welche jene alte Hofdame quasi in meinem Namen einlud, und daß meine Eltern und mein Herr Bruder eben nur durch ihre verwandtschaftliche Stellung zu mir einen Platz in unserm Hause einnahmen. Meine gute Mutter, die mich ja so sehr liebte, wenn sie auch nie die Energie besaß, mir ihre Liebe durch die That zu beweisen, war sehr glücklich, mich so zufrieden zu sehen, und fühlte sich in der untergeordneten Rolle, wobei sie mich ohne irgend welche Verantwortlichkeit ihrerseits schalten und walten ließ, ganz behaglich. Sie ward auch von allen meinen Freunden bald nach Verdienst als brave, gutherzige Frau anerkannt. Meinen Vater drückte weniger das untergeordnete Verhältnis mir gegenüber, als daß er seine Verbindungen mit jenen reichen Kaufleuten niederen Standes, die er früher immer bei sich gesehen, nicht mehr fortsetzen konnte. Er klagte, daß er durch die neue Hauseinrichtung unersetzliche Verluste und unerträgliche Sklaverei erleide, daß er aber einem eisernen Willen gehorchen müsse, von dem ich wohl auch noch mehr erfahren würde, als mir lieb sein dürfte; denn — so meinte er — ich möge nur nicht glauben, daß alles, was da geschehe, allein um meines Vergnügens willen eingerichtet wäre! Eine Erklärung seiner rätselhaften Andeutungen gab er nicht. Mir waren seine Reden gleichgültig, denn welche Gefahr sollte mir drohen? Alle Welt zeigte sich mir freundlich, ich strebte auch nichts an, als in guter Gesellschaft Musik und Malerei mit Liebe zu pflegen. Mein Bruder schien es sich gut gefallen zu lassen, daß er in meinen Gesellschaften bei den Damen als Vortänzer brillierte, mit den Offizieren Karten spielte und in der Stadt von ‚unseren‘ Soiréen sprechen konnte. Wie es in seinem Innern wütete, wie er mich haßte, sollte ich erst in späterer Zeit erkennen.

„Vier Monate verflogen mir rasch in wahrer, freudiger Zufriedenheit. Der Russe verließ manchmal die Residenz auf einige Tage, um in Gesellschaft des Vaters kurze Reisen zu unternehmen, war aber bei all' unsern Gesellschaften anwesend, die er auf das angenehmste belebte. Er bezauberte die Damen durch seine geistreiche Unterhaltung, ward von den

Offizieren und adeligen Dandies als ein scharmanter Lebemann anerkannt, der in allen Kavalier-Affairen, beim Spielen, Wetten und bei Gelagen, sich immer koulant und vornehm, sehr ruhig und sicher benahm. Selbst ernstere, vorsichtige Männer mußten ihm große Weltkenntnis zuerkennen, und steife Büreaukraten, die ‚trotz alledem und alledem‘ einen Abenteurer in ihm wittern wollten, lobten seine hochkonservativen politischen Gesinnungen, weil er so oft über das Volk und die sogenannte Popularität spottete. Er war also der Löwe des Tages. In seinen Beziehungen zu mir bewahrte er die Haltung eines teilnehmenden Freundes, eines Lehrers, der nur besorgt schien, mich für die Welt und deren Enttäuschungen vorzubereiten. Nie sprach er ein Wort, das andre als freundschaftliche Gesinnungen andeutete. Ein einziges Mal, als er mich besonders hübsch und meine Toilette geschmackvoll fand, haftete sein Blick mit einem Ausdruck auf mir, vor dem ich erschrak — so hatte ich einst die Augen eines Panthers in der Menagerie funkeln sehen, als der Wärter ihm ein Stück blutigen Fleisches vor die Eisenstäbe des Käfigs hielt. Doch das dauerte nur einen Moment, im nächsten war das Auge wieder ruhig, blitzend, undurchdringlich. Zwei Tage nach diesem Zwischenfalle kam er, um Abschied von mir zu nehmen; er mußte auf längere Zeit verreisen. Als ich das aufrichtige Bedauern, meinen Beschützer und Freund zu verlieren, kundgab, meinte er, es sei besser, wenn wir eine Zeitlang weit voneinander entfernt blieben, denn gar vieles sei nicht reif, er habe noch manche Fessel zu sprengen und auch ich müßte mich von manchem Zwange befreien. Dann fragte er mich nach meinen Wünschen; die Eltern seien von ihm angewiesen, mir nichts in den Weg zu legen, und sie würden gehorchen; vor meinem Bruder möge ich mich hüten und ihm nicht das leiseste Vertrauen schenken, wenn er sich auch noch so freundlich zeige. Ich war mit der Einrichtung unsrer Lebensweise ganz zufrieden und hegte nur den einen bescheidenen Wunsch, wieder Unterricht im Zeichnen und Malen zu erhalten, das ich seit der Rückkehr aus der Schweiz etwas vernachlässigt hatte. Er meinte, der Zufall begünstigte meinen Wunsch ganz besonders; ein junger Maler, der durch seine Genrebilder auf der Berliner Ausstellung sich rasch einen berühmten Namen erworben, sei eben angekommen, um Aufträge des Hofes zu vollführen; er wollte ihn aufsuchen und mir am nächsten Tage zusenden; ohne Zweifel würde der Künstler meinen Wünschen entgegenkommen. Selbst-

verständlich sollte die Mutter bei den Lektionen gegenwärtig sein, um ‚dummes Gerede in der kleinen Stadt‘ zu vermeiden. Als er mir die Hand zum Abschied reichte und ich mich erinnerte, wieviel ich ihm immer verdankte, wie durch seinen Einfluß mein Leben so ganz anders und so angenehm geworden war, kamen mir die Thränen in die Augen. Auch seine Züge nahmen einen weicheren Ausdruck an, als ich je früher an ihm gesehen; dann lächelte er freundlich und meinte: ‚Liebe Leontine, so schön diese Stimmung Sie kleidet, so paßt sie doch nicht zu der Rolle, die Ihre Gaben und Ihre Geistesrichtung Ihnen in der Welt anweisen. Sie sollen herrschen und nicht momentanen Eindrücken gehorchen. Sie müssen sich noch mehr entfalten, noch mehr aufblühen, dann die Menschen kennen und deren Wert richtig taxieren lernen, und nach dieser Taxe werden Sie die Ausgabe Ihrer Gefühle bemessen und bedeutend werden. Ich werde Ihnen dazu verhelfen; doch noch ist die rechte Zeit nicht gekommen, wir wollen nicht vorgreifen.‘ Mit diesen Worten schied er.

„Am nächsten Tage ließ sich der junge, berühmte Maler anmelden. Wie war ich erschreckt und — entzückt, als ich in ihm jenen Mann erkannte, der in der Schweiz, im Lauterbrunner Thale, meine Arbeit belauscht und mit mir gesprochen hatte! Auch er erkannte mich sofort und sprach: ‚Habe ich Ihnen nicht vorhergesagt, daß wir uns wiedersehen würden? Das Geschick mußte uns zusammenführen.‘ Und dann erzählte er mir, das Bild, dem er zuerst seinen Ruf verdankte, habe als Motiv ‚eine Landschaft in der Schweiz, im Vordergrunde eine junge emsige Zeichnerin, von einem hinter ihr stehenden Maler belauscht‘; die junge Zeichnerin aber sei mein Porträt. Er brachte sogleich eine Photographie des Bildes herbei, um die Wahrhaftigkeit seiner Worte zu beweisen, und erklärte sich bereit, mir Unterricht zu geben.

„Die anderthalb Jahre, welche diesem Wiederfinden folgten,“ fuhr Leontine in ihrem Bekenntnisse fort, „könnte ich fast glückliche nennen, wäre nicht die eine Erinnerung gar so bitter! Ich lebte nur für die Kunst, beschäftigte mich vom frühen Morgen bis zum Abend mit Malerei, Musik und Lektüre, und meine Fortschritte waren um so bedeutender, als mein Lehrer leidenschaftlicher Musikfreund und auch in der schönen Litteratur sehr bewandert war und ich ihn — — liebte. Warum ich ihn liebte, und so innig, wie soll ich das erklären? Wer einmal eine Melodie gehört hat, die ihn besonders anregt und sich ihrer nicht mehr ganz genau zu

erinnern vermag, sie aber im Gedächtnisse trägt und immer wiederzufinden versucht, dann sie mit einemmal nach längerer Zeit und unverhofft vollständig und noch besser ausgeführt wieder hört — der wird diese Melodie entweder nicht mehr so schön oder viel schöner als bei ihrem ersten Erklingen finden; und ein junges Mädchen, das aus dem Munde eines Mannes die freundliche Melodie der ersten Liebesworte vernommen hat, die jenes Mannes Bild, wenn auch in verblaßten Zügen im Gedächtnisse trug und ihn mit einemmal so unverhofft und im Glanze des Ruhmes wiedersieht, wird ihn entweder gleichgültiger betrachten oder lieben. Und als er nun wieder zu mir sprach und mir erzählte, wie oft er meiner gedacht, wie das Bild, dem er seinen Ruf vorzugsweise verdankt, doch nur aus der Erinnerung an die erste Begegnung entstanden sei, als er dann während seiner Unterrichtsstunden seine Bestrebungen, Anschauungen und Hoffnungen andeutete, da gab ich mich immer mehr der Ueberzeugung hin, das Schicksal habe mich bestimmt, eines Künstlers Frau zu werden und dieser sei der Erkorene.

„In wie beredten, begeisterten Worten schilderte er das Kunstleben der großen Stadt, die Stellung der bedeutenden Künstler in der Gesellschaft: wie sie bis in die höchsten Regionen als gleichberechtigt angesehen würden, wie hochadlige Herren und Damen, welche des reichsten Bankiers Einladung abwiesen und sich darin gefallen, die Frauen der Finanzaristokratie und der Emporkömmlinge den Standesunterschied fühlen zu lassen, die Abendgesellschaften der verheirateten berühmten Dichter, Maler und Musiker gern besuchten und deren Frauen mit auszeichnender Höflichkeit behandelten. Wie belebte er meine Anschauungen von Kunst, selbst meine musikalischen Leistungen! Die meisten berühmten Tonkünstler, welche unsre Stadt besuchten, standen mit ihm in freundlichem Verkehr; er führte sie in unser Haus, ich genoß das Glück, mit ihnen zu musizieren. Mein Herz, mein Geist, meine Kunst lebte in ihm; selbst die Mutter, welche meine wachsende Leidenschaft mit Besorgnis sah, wußte er zu gewinnen, daß sie sich nach und nach immer mehr mit dem Gedanken befreundete, die Ehe mit einem bedeutenden Künstler wäre für mich sowohl hinsichtlich meiner Erziehung, wie meiner Lebensanschauungen die wünschenswerteste, das schönste Glück verheißende. Wohl fürchtete sie die entschiedene Weigerung des Vaters; erst nach einem Jahre, nach vielem Widerstreben, nach vielem Andrängen von meiner Seite entschloß

sie sich, ihm unsre Wünsche leise und vorsichtig anzudeuten. Auf heftige, abweisende Antwort war sie gefaßt und dachte, ruhige, milde Ueberredung entgegenzusetzen; aber die unerwartet freundliche Antwort beunruhigte sie mehr als entschiedene Weigerung. Er war heftig erschrocken und bat sie um Gotteswillen, nicht weiter zu reden und vorderhand jeden Gedanken an die Erfüllung meines Wunsches aufzugeben; er selbst hege keine Bedenken gegen meine Verehelichung mit dem Künstler und nach seiner Ueberzeugung würde mein Bruder mich wahrscheinlich mit Vergnügen aus dem Hause scheiden sehen, in welchem er dann als Herr walten könnte; aber es existiere Einer, ohne dessen Einwilligung nichts geschehen dürfe, und diesen jetzt zu fragen, könnte Unglück über uns alle bringen. Vielleicht nach einem halben Jahre oder später wäre es möglich, daß wir aus dieser Sklaverei befreit würden, dann wolle er selbst sich mit mir besprechen; noch aber müsse von jenem Manne die leiseste Ahnung fern gehalten werden. So erzählte die Mutter. Ich wollte mich nicht durch mysteriöse Redensarten einschüchtern lassen und direkt an den Russen, den ich als Beschützer betrachtete, schreiben, um seine Unterstützung zu erbitten; die Mutter aber verweigerte, mir seinen Aufenthalt mitzuteilen, und bestand mit größerer Energie, als sie je entfaltet hatte, daß der vom Vater festgestellte Aufschub von wenigstens sechs Monaten eingehalten werde. Ich mußte gehorchen. Auch der geliebte Künstler verstand sich zu der Verzögerung; seine Arbeiten für den Hof waren beendet, er ging nach Berlin und von da nach seiner Vaterstadt, um manches für die Zukunft zu ordnen. Wir blieben in immerwährendem Briefwechsel; er schrieb seltener und ruhiger als ich, doch immer mit den Beteuerungen unwandelbarer Liebe; auch besuchte er uns einmal, aber die Mutter drängte, daß er nicht länger blieb als einen halben Tag, sie war sehr ängstlich und zitterte vor Entdeckung unsrer Absichten. Der Vater wurde von Tag zu Tage sichtlich unruhiger, aufgeregter, und selbst mein Herr Bruder, der sonst eine unerträgliche Selbstgenügsamkeit und Sicherheit zur Schau trug, war seit einiger Zeit einsilbig und nachdenklich. Die beiden verreisten öfters auf einige Tage und kamen meistens in noch gedrückterer Stimmung zurück. Ich beachtete das wenig; mich beschäftigte nur der Gedanke an den Geliebten und unser zukünftiges Glück. Ich sah mich im Geiste als seine Gattin, hochgeehrt in der besten Gesellschaft, in Kunstgenüssen schwelgend, glückselig. Wie lange dauerten

mir die sechs Monate des Aufschubes! Endlich waren sie vorüber; im siebten kam er, um von den Eltern entschiedene Antwort zu erhalten. Vater und Bruder waren verreist und sollten am dritten Tage wiederkommen. Ich erwartete sie mit Ungeduld. Da — am dritten Abende, als ich gerade am Klavier saß, trat der Vater in mein Zimmer. Sein Gesicht war erdfahl, jede Muskel darin zitterte. Ich sprang erschrocken auf. Er nahm mich an der Hand, blickte erst scheu vor die Thüre, ob uns niemand belauschte, und flüsterte mir zu, er und die ganze Familie sei rettungslos verloren, wenn ich nicht Hilfe brächte. Er und der Bruder hätten im Aufrage des Russen einige sehr gewinnbringende, aber gefährliche Handels-Unternehmungen ins Werk gesetzt, bei denen jener, der Auftraggeber, im Hintergrunde geblieben und ganz unbeteiligt erschienen war. Sie hätten im guten Glauben an seine Treue alle Wagnisse auf eigne Gefahr bestanden, aber das Glück sei ihnen ungünstig gewesen und nun drohten nicht bloß größere Geldverluste, als sie decken könnten, sondern auch gerichtliche Verfolgung, entehrende Strafe. In der Hand des Russen allein lag ihre Rettung. Dieser stellte die Bedingung, daß — ich sein Weib würde. „Leontine," sprach der Vater, „ich habe dich ihm zugesagt; denn wenn er will, sind wir vernichtet für immer und können dem Verderben nicht entfliehen; seine Netze sind zu gut um uns gespannt, bei dem ersten Schritte würden wir verhaftet. Er wird morgen vormittag kommen, um deine Antwort zu holen." Ich stürzte dem Vater zu Füßen, flehte um Mitleid, um Aufschub. „Thörin!" rief er, „du hast keine Ahnung von dem, was uns bevorsteht, und von dem eisernen Willen jenes Mannes — oder weißt du etwa einen Ausweg? Frage doch deinen Maler, ob er uns retten kann? Mit zwei Millionen wäre das vielleicht möglich. Du wirst des reichen Russen Weib — oder bist in acht Tagen die Tochter eines Sträflings. Nun wähle!" Mit diesen Worten verließ er mich.

„Einige Minuten saß ich in dumpfer Betäubung. Dann sprang ich auf und schrieb an den geliebten Künstler, er möge sogleich zu mir kommen. In kürzester Zeit erschien er, mit heiterem Gesichte, wie jemand, der freudige Nachricht erwartet; als er mir ins Antlitz sah, blieb er betreten stehen. Ich erzählte ihm in fliegenden Worten, der Vater habe durch verunglückte Handelsspekulationen sein Vermögen verloren und wolle mich zur Ehe mit einem reichen Manne zwingen — daß ich aber entschlossen sei, keinem andern als ihm meine

Hand zu reichen — er möge mich vor dem schrecklichen Lose bewahren, mit mir entfliehen — ich besäße eine kleine Summe, die Frucht meiner Ersparnisse, die gehörte mir. Andres könnte ich ihm nicht bieten, würde mich aber mit dem bescheidensten Lose begnügen, nur um an seiner Seite leben zu dürfen! Er hörte mich verlegen an und fragte sehr ruhig, fast kalt, ob denn mein Vater die schlimme Wendung nicht voraussehen oder bedenken und für mich eine Summe sicherstellen konnte. — — Mir klang es in den Ohren wie dumpfe Glocken, mein Blut schoß vom Herzen, ich blickte mit starren Augen auf ihn — er mochte wohl ahnen, was in mir vorging, ergriff meine Hand, sprach tröstende Worte: ich sollte ihm vertrauen, er würde den richtigen Weg für uns finden und wollte die nötigen Anstalten treffen. So ging er. Ich wartete auf Nachricht, den Abend, die Nacht; kein Schlaf kam in meine Augen. Am Morgen sendete er einen Brief: er könne meinem Wunsche nicht willfahren, nicht die Tochter eines anständigen Hauses entführen, ohne seinen Ruf ganz aufs Spiel zu setzen. Auch lege ihm seine Stellung in der Gesellschaft die Verpflichtung auf, als verheirateter Mann ein anständiges Haus zu führen und die Künstler-Familien bei sich zu empfangen, deren Gast er als Unverheirateter gewesen. Er habe nicht den Mut fassen können, mir das am Abende zu sagen, fühle sich aber verpflichtet, mir die offene Wahrheit zu gestehen, wenn ihm auch das Herz dabei fast bräche; er verlasse nunmehr die Stadt, noch bevor der Brief in meine Hände gelangte. Ich möge Trost in der Religion suchen, meinem Vater gehorchen und als reiche Frau eine würdige Beschützerin der Kunst werden, zuletzt einige leere Worte, er werde mich nie vergessen u. s. w.

„Ich lag auf den Knieen, meine entzündeten Augen hatten keine Thränen mehr, mein Sinn war dumpf, gedankenlos; ich verzweifelte an Gott und Menschen — da klopfte jemand auf meine Schulter. Der Russe stand hinter mir. Ich sprang auf, wollte entfliehen, er aber hielt mich freundlich ernst zurück und sprach: „Nicht wahr, Leontine, der Maler hat Sie nicht entführen wollen, er ist viel zu moralisch? ja wenn Sie noch hunderttausend Thaler Mitgift zu hoffen hätten, dann stände vielleicht die Moral etwas weniger fest! Ich wußte von allem, was vorging, es ist hier im Hause nichts geschehen, was mir unbekannt geblieben wäre — oder glauben Sie, ich hätte während der zwei Jahre, da wir uns nicht sahen, Sie je aus den Augen verloren, von

dem Roman zwischen Ihnen und dem Maler nichts gewußt? Doch reden wir davon nicht weiter, sondern von meiner Botschaft, die Ihnen der Herr Papa wohl überbracht haben wird. Wann wollen wir unsre Hochzeit feiern?"

„Ich erklärte ihm in heftigsten Worten, daß ich niemals meine Hand einem Manne reichen würde, der meinen Vater zuerst durch verruchte Pläne in Unglück und Elend gebracht hat, um dann solche schreckliche Bedingung für seine Hilfe zu stellen; daß ich vorzöge, dem Vater in das Gefängnis, als dem Verderber zum Altar zu folgen. Er hörte mich ruhig an; seine Augenlider zogen sich ein wenig zusammen, als ich ihm die bitteren Vorwürfe entgegenschleuderte, aber seine Miene blieb sich gleich, und nach meiner Rede sprach er freundlich: „Man hat Sie sehr falsch berichtet. Weit entfernt, in Ihren Augen besser erscheinen zu wollen, als das Geschick mich werden ließ, gestehe ich gerne ein, daß mir die fatale Lage des Herrn Vaters und des Bruders als eine günstige Konjunktur für die Verwirklichung meines sehnlichsten Wunsches, Ihre Hand zu gewinnen, erschien. Aber nicht durch mich sind die Herren in die schlimme Lage geraten; von mir haben sie weder einen direkten noch indirekten Auftrag erhalten, sondern ganz allein und auf eigne Hand die schlimmsten Pläne entworfen, dabei aber meinen Namen vorgeschoben; sie wollten mich verderben und sich große Reichtümern sichern. Sie waren mir bei früheren, sehr gewagten Unternehmungen dienlich gewesen und von mir reichlich belohnt worden; das genügte ihnen nicht; sie dachten solche Unternehmungen auf eigne Gefahr ohne meine Anweisung und Unterstützung auszuführen und dennoch meinen Namen zu benutzen, und fast war es ihnen gelungen; die Leute, mit denen sie verhandelten, glaubten eine Zeitlang nicht anders, als daß sie in meinem Auftrage kamen. Ja, die Herren hatten ihre Pläne vortrefflich angelegt und mochten um so sicherer auf Gelingen rechnen, als ein teuflisches Weib, das sich an mir rächen will, sie unterstützte. Nur noch wenige Tage, und ihr Ziel war erreicht; sie gingen mit ihrem Gewinn nach Deutschland, mich allein hätte bei der Entdeckung die Verantwortlichkeit getroffen und, da meine Unschuld nicht zu beweisen war, wäre ich nach Sibirien gewandert. Meine Vorsicht und ein besonders glücklicher Zufall haben mich gerettet. Ich habe Ihnen hier die Korrespondenz meines Vertrauten und andre Briefe mitgebracht, die unwiderleglich beweisen, was die Herren gegen mich, dem sie alles verdanken,

geplant haben. Jetzt sind sie allerdings ruiniert, haben alles, was sie in früherer Zeit durch mich gewonnen, aufs Spiel gesetzt und unwiederbringlich verloren. Der leiseste Versuch einer Wiedererlangung dürfte ihnen schlecht bekommen; sie würden von den russischen Beamten, die sie unter Mißbrauch meines Namens bestochen haben, den Gerichten überliefert werden und höchst wahrscheinlich den Weg wandeln, auf den sie mich zu schicken gedachten. Urteilen Sie nun selbst, Leontine, habe ich gegen die Herren besondere Rücksicht zu hegen?"

„Ich zerfloß in Thränen und vermochte nicht zu sprechen. Er ergriff meine Hand und sagte: „Armes Kind, was ich vor zwei Jahren verkündigte, ist eingetroffen. Sie haben die Menschen kennen, ihren Wert taxieren gelernt! Und was ich schon vor zwei Jahren gedacht, aber nicht ausgesprochen habe, soll jetzt in Erfüllung gehen. Sie müssen mein Weib werden, nicht allein, weil Sie mir gefallen und ich Ihnen wahrhaft gut bin, sondern auch, weil Sie meiner Leitung bedürfen, um Ihre eigentliche Bestimmung zu erfüllen, um die Menschen zu beherrschen, der Mittelpunkt eines glänzenden Kreises zu werden, als reiche und geniale Frau ein tonangebendes Haus zu führen. Hören Sie mich an! Seit meinen Knabenjahren beherrschen mich zwei Leidenschaften gleichzeitig: die Sucht nach großem Reichtum und die Liebe zur Kunst. Ich habe zuerst versucht, jenen auf dem ruhigen Wege der Arbeit zu erwerben, dabei mein kleines väterliches Vermögen verloren, den Kunstgenüssen entsagen und noch Spott und Verachtung ertragen müssen. Nachher ging ich allerdings weniger gewissenhaft zu Werke und bin reich geworden und kunstfreudig. Mit Kaufleuten der schlimmsten Sorte, mit Schleichhändlern und andern argen Gesellen habe ich viel verkehrt und sie benutzt, doch niemals habe ich die Manipulationen mancher reichen Bankiers nachgeahmt, nie jemand betrogen, der mir Vertrauen schenkte, oder auch nur durch Vorspiegelungen für meine Zwecke zu stimmen gesucht. Meine Unternehmen waren mit großen Gefahren verbunden, deren Hauptteil ich allein trug. Und wenn ich einen recht gefährlichen Plan ausgeführt und eine große Summe erlangt hatte, dann trieb es mich sofort nach Leipzig, nach Berlin, nach Wien, um schöne Musik zu hören, oder nach Italien und Frankreich, um die Galerien zu besuchen und in den Meisterwerken der großen Maler zu schwelgen. So lebte ich in immerwährender Aufregung, aber nicht unvergnügt, und so

zufrieden, als ein Mann meines Schlages sein kann. Alle meine Wünsche gingen in Erfüllung, nur einer nicht: das weibliche Wesen fehlte mir, das mich erkannte, das ihr Los an das meine mit voller Ueberzeugung band, ein Weib, das meine Ansichten vom Leben und von den Menschen und meine Liebe zur Kunst teilte, das gleich mir ihr Auge auf hohe Zwecke richtete und lachend auf das Alltagsgewimmel und das Jagen und Kriechen nach Trank und Speise und schönen Kleidern herabsah. Mit einer solchen wollte ich vor den Altar treten — weil die Weltformen es so verlangten — dann alle gefährlichen Unternehmungen aufgeben und als sehr reicher Mann nach Paris ziehen. Dort sollte sie als die Herrin meines von den ersten Künstlern und Gelehrten gesuchten Hauses glänzen und mich auch in meinen politischen Plänen unterstützen; sie sollte mit mir dem russischen Vaterlande dienen und seine diplomatischen Siege über die hohlen Schönredner und tugendprahlenden Deutschen und Franzosen mit erfechten helfen. Ich wollte beweisen, wie ich Welt und Menschen besser kenne und schärferen Blick besitze, als mancher Gesandter; die großen Herren, welche bisher so vornehm auf mich herabgeblickt hatten, mußten dann anerkennen, daß ich meinen Reichtum, wenn auch auf gefährlichem Wege, doch nicht wie so manche unter ihnen, auf dem leichten, aber wenig ehrenhaften des Handels mit meinem Einflusse, durch Bestechlichkeit, erworben habe. Die Dienste, die ich dem Vaterlande leisten kann, blieben gewiß nicht unbelohnt, — ich und meine Familie würden zu Ehren erhoben. Aber vergebens habe ich ein Weib nach meinem Sinne gesucht. Eine Zeitlang dachte ich ein solches in jener schönen Dame gefunden zu haben, die Sie in Baden an meiner Seite sahen und die Ihnen den schlimmen Blick zuwarf. Sie ist schön, talentvoll und kühnen, rücksichtslosen Geistes, wie ich es wünschte. Aber sie hängt zu sehr am Taumel des eleganten Lebens und ach! sie hat keinen Sinn für die Kunst! Wir haben uns getrennt. Sie, Leontine, können mein Ideal verwirklichen. Seit den ersten Tagen, als ich Sie in der kleinen Stadt sah, war mein Auge und mein Geist für Sie eingenommen. Ihre Erziehung, Ihre Bildung ist mein Werk. Sie sollen mein Weib, die Herrin meines Hauses, die Genossin, die Beförderin meiner Pläne, meiner Ehren werden. Doch fern von mir, den Ehebund zu erzwingen; nur in voller Ueberzeugung sollen Sie mir die Hand reichen. Hören und erwägen Sie meinen Vorschlag. Noch ahnt niemand den Umschwung in

den Verhältnissen Ihres Vaters. Er kann seinen Wohnort unter jedem beliebigen Vorwand ändern; ich werde, um seiner Tochter willen, sorgen, daß er alle seine Verpflichtungen erfülle und daß sein Name makellos bleibe. Von meiner Anwesenheit weiß niemand in der Stadt. Ich bin aus dem nächstgelegenen Orte mit der Bahn hierhergekommen und fahre sofort wieder zurück nach Rußland. Was zwischen uns verabredet wird, bleibt ein undurchdringliches Geheimnis. Sie fahren heute in der Mittagsstunde mit der Mutter in Ihrer Equipage bei allen Bekannten vor und statten Abschiedsbesuche ab, erzählen, daß die Mutter sich unwohl fühle, einer schnellen Luftveränderung bedürfe, und daß Sie eine längere Reise vorläufig über Wien nach Italien unternehmen. Die Leute werden sich wundern, fragen, glossieren. Sie bleiben ruhig, freundlich und gleichgültig. In zwei bis drei Tagen sind Ihre Vorbeitungen zur Reise beendet, dann gehen Sie nach Wien; dorthin sende ich einen Brief, der Ihnen den weiteren Weg vorzeichnet. Sehr wichtige Gründe verlangen, daß man Ihre Spur verliere; es gibt Personen, die überall nachforschen dürften, wohin Sie sich begeben haben; diese müssen irre geführt und zu dem Glauben verleitet werden, daß Sie in Italien weilen. Die Frau und Nichte meines Vertrauten wird unter Ihrem Namen von Mailand nach Rom und Sizilien reisen, während Sie mit den Pässen jener Damen sich nach Frankreich begeben. In der Nähe von Paris habe ich vor zwei Jahren auf den Namen meines Vertrauten eine Villa gekauft, welche von allen andern Wohnhäusern ziemlich weit entfernt und ziemlich einsam liegt, von parkartigen Anlagen umgeben. Ein alter, ausgedienter Militär mit seiner Frau versieht die Pförtnersdienste, ein verheirateter Gärtner, der mit einem Burschen einen Pavillon bewohnt, besorgt die Treibhäuser und Blumenbeete. Alle kennen mich nur unter dem angenommenen Namen. In jener Villa sollen Sie, Leontine, mit Ihrer Mutter ein sicheres Asyl finden. Bald nach Ihrer Ankunft werde ich eintreffen, in dem Pavillon wohnen. Sie werde ich nur im Beisein Ihrer Mutter besuchen und sprechen und von meinen Anschauungen der Welt, der Menschen und von meinen Erfahrungen genauer unterrichten. Sie sollen mich ganz kennen lernen. Nach einigen Monaten möge dann Ihr Herz und Ihr Geist entscheiden. Wollen Sie die Meine werden, so schließen wir unsern Ehebund in aller Stille in der russischen Gesandtschaftskapelle in Paris; es ist dies für unsre Zwecke not-

wendig, Sie müssen pro forma den russischen Glauben annehmen; dann verhalten wir uns erst eine Weile recht still, wie zufriedene Menschen, die nicht gestört sein wollen, besuchen Italien und seine Kunschätze, die Schweiz und ihre herrliche Natur. Hierauf beginne ich die Vorbereitung unsrer Niederlassung in Paris, gehe auf kurze Zeit nach Rußland, um der Regierung meine Pläne darzulegen, zuletzt aber treten wir in Paris hervor mit voller Entschiedenheit. Binnen kurzer Zeit erlangen wir den uns gebührenden Rang in der Gesellschaft und nach drei Jahren führe ich Leontine nach Petersburg, wo sie als glänzendste Erscheinung gefeiert wird. Alles das kann jedoch nur geschehen, wenn Leontine mir mit voller Ueberzeugung ihre Hand reicht, in der Verbindung ihres Loses mit dem meinigen die Erfüllung des Lebenszweckes erblickt. Vermag sie das nicht, dann gehe ich wieder auf die Suche, wie Richard Wagners fliegender Holländer. Doch werde ich ihr immer eine sorgenfreie Stellung sichern. Nun, was sagt Leontine zu meinem Vorschlage?"

„Was sollte ich antworten? Wie edel, wie erhaben stand der Mann vor mir, den ich als einen Ruchlosen verdammt hatte! Wie hoch überragte er jenen Künstler, der mit poetischen Schilderungen und mit Schmeichelworten mein Herz gewonnen und mich dann so schnöde verlassen hatte, weil meine Vermögensverhältnisse seinen Erwartungen nicht entsprachen? Während dieser deutsche idealistische Künstler seine hohen Zwecke mit der Spekulation auf reiche Mitgift vereinigte, fand der spekulierende, die Menschen verachtende Russe seine höchste Befriedigung in den Genüssen der Kunst und der Natur! Zu seinen Füßen meinen Argwohn und die heftigen Worte abzubitten, mich bereit zu erklären, mein Los mit dem seinen zu vereinen, ihm als sein Weib durch das Leben zu folgen, war die erste Regung meines Herzens; wäre ich ihr gefolgt, wer weiß, ob nicht viel, viel Unheil abgewendet blieb. Aber ein andres Los war mir beschieden, meine Eitelkeit sträubte sich, die Regung des Herzens einzugestehen, sie flüsterte mir zu, daß der Mann, welcher den Ehebund mit mir schließen wollte, erst meinen Wert ganz erkennen müsse, um mich als die berechtigte Herrin seines Hauses anzuerkennen. Und so erklärte ich denn, daß ich seinen Vorschlag, die Villa zu beziehen, annähme und dann weitere Entschlüsse fassen würde. Er küßte mir erfreut und achtungsvoll die Hand und verließ mich mit den Worten: „Auf Wiedersehen in zwei Monaten."

„Zu meiner großen Verwunderung erklärte sich die gute Mutter anfangs sehr entschieden gegen alle die von mir angenommenen Vorschläge und Pläne. Ich hatte sicher gedacht, daß sie die Kunde von dem Umschwunge in den Verhältnissen des Vaters mit Schrecken, die edlen Erklärungen unsres Freundes mit Freude vernehmen würde; sie aber meinte, der unsichere Luxus, in welchem sie bisher gelebt, hätte immer drückend auf ihr gelastet, sie wäre froh, davon befreit zu sein, gern bereit, mit mir nach einer kleinen Stadt zu ziehen und, gleichviel in welchen Verhältnissen, ein neues Leben zu beginnen. Sie gedachte, ihren und meinen Schmuck zu verkaufen, mit dem Erlöse und unsern Ersparnissen eine Zeitlang bei recht einfachem Haushalt auszukommen. Ich sollte meine Talente als Lehrerin verwerten und sie wollte irgend eine Beschäftigung suchen, die ehrenhaften, wenn auch noch so kleinen Verdienst brächte — der Vater werde gewiß auch noch zu einigem Vermögen gelangen. Hegte mein so großmütiger Beschützer in der That so edle Absichten für unser Wohl, so möge er ihr oder dem Vater eine Summe vorstrecken, womit sie ein ehrliches Geschäft begönnen; er habe doch durch ihre Dienste, wenn diese auch noch so reichlich bezahlt waren, immerhin so große Reichtümer erworben, daß er ein kleines Opfer wohl bringen könnte. Und wäre er so fest entschlossen, mich zu ehelichen, so möchte er uns doch einige Selbständigkeit gewähren und nicht unsre Existenz ganz von seiner Gnade abhängig sein lassen. Ich fand die Ansichten der guten Mutter einseitig und unpraktisch. Den Luxus, der sie in jenem Augenblicke drückte, würde sie später nichtsdestoweniger schmerzlich vermißt haben; der Erlös unsres Schmuckes und die Ersparnisse konnten nur für sehr kurze Zeit reichen, denn wir waren beide seit lange nicht mehr an Sparsamkeit gewöhnt, sie fast noch weniger als ich, die in den letzten Jahren den Haushalt fast allein geführt hatte. Und daß unser Beschützer dem Vater, der ihn hatte zu Grunde richten wollen, eine Summe vorstrecken, womöglich zu neuen Reichtümern verhelfen sollte, erschien mir ein unmögliches Ansinnen. Es gelang mir, die Mutter für meine Ansichten zu gewinnen, allerdings nicht ohne Mühen und Zagen. Einerseits verabscheute sie die Handlungsweise ihres Mannes und des Sohnes, deren schmählichen Undank und unbezeichenbaren Pläne gegen den Mann, der uns aus niedriger Stellung zu Reichtum verholfen hatte, sah klar, daß sie mit solchen Menschen nicht weiter leben könne, und doch fiel ihr die Tren-

nung sehr hart! Anderseits leuchtete ihr ein, daß unser Freund es aufrichtig meinte; sie war sehr froh, daß sich mir so freundliche Aussichten für die Zukunft boten, und konnte sich dennoch nicht bängster Gedanken und Ahnungen von Unheil erwehren. In den geheimnisvollen Weisungen für unsre Reise erblickte sie ein sicheres Zeichen, daß große Gefahren drohten; denn warum sollten wir den Namen ändern und solche Kreuz- und Querfahrten unternehmen, wenn nicht geheime Feinde uns verfolgten?

„Und allerdings war die Fahrt nach Italien und Frankreich eine recht abenteuerliche, die mich anfangs höchlich amüsierte, aber die gute Mutter mit Angst erfüllte. Sie, die an ein ruhiges, behagliches Dasein, an recht bequeme Sommer-Badereisen gewohnt war, die gern mit allen Leuten plauderte, welche in demselben Wagen saßen, mußte nun durch kalte Frühjahrsnächte fahren und sich schweigsam verhalten, um sich ja kein verräterisches Wort entschlüpfen zu lassen. Anstatt sich in Wien aufzuhalten und dessen lustige Theater zu besuchen, für die sie aus früherer Zeit besondere Vorliebe hegte, mußte sie den Tag über zu Hause versteckt bleiben und dann in der folgenden Nacht nach München fahren, wo uns die Weisung traf, auf einem Umweg nach Wien zurückzukehren und ohne Aufenthalt nach Venedig und Mailand zu reisen. Hier erwarteten uns die Damen, mit welchen wir die Pässe zu tauschen hatten; diese übergaben mir einen Brief meines Beschützers und reisten sofort weiter. Wir, kaum in Italien angekommen, mußten uns in neuen Kreuz- und Querfahrten nach Frankreich begeben. Die arme Mutter jammerte über dieses unaufhörliche und für sie höchst mühsame Wandern; sie meinte, nicht die Notwendigkeit, nur eine despotische Laune trüge die Schuld. Ich aber dachte anders. Auch mir waren anfangs die mancherlei schriftlichen Anweisungen und Vorschriften des Freundes über mein Verhalten während der Reise, so z. B., daß ich als die Kammerjungfer der Mutter gelten sollte, etwas gar zu phantastisch erschienen, aber manche Anzeichen bewiesen mir bald, daß die Vorsicht eine nur zu begründete war, daß mein Bruder uns überall hin verfolgte — und die späteren Ereignisse lehrten, daß ich die Gefahren nicht einmal in ihrer ganzen Furchtbarkeit geahnt hatte!

„Fast fünf Wochen dauerten diese Fahrten; selbst mir, der anfangs so Abenteuerlustigen, erschien die Villa, die wir in finsterer stürmischer Nacht erreichten, als ersehnter Ruhe-

ort nach so vielen Mühseligkeiten. Wir wurden von einem alten Militär, dem „Kastellan“, wie er sich nannte, und seiner Frau empfangen. Die letztere, einst Kammerjungfer eines großen Hauses, besorgte die Küche und unsre Bedienung ganz vorzüglich. Die Villa war herrlich gelegen, die Einrichtung übertraf alle meine Erwartungen. Im Salon befand sich ein schöner Flügel und eine ausgewählte musikalische und litterarische Bibliothek. Schon am dritten Tage fühlte ich mich ganz heimisch und behaglich. Bald nach unsrer Ankunft traf auch er ein, den ich und die Mutter als meinen zukünftigen Gemahl betrachteten. Er war sehr ernst, befragte uns über jede Einzelheit der Reise, bedauerte die Mutter, daß sie soviel Unruhe und Angst hatte erdulden müssen und bewies, wie bei seinen Unterweisungen nur die Sorge für unser Wohl gewaltet, nicht etwa Laune von seiner Seite. Er hatte vorausgesehen, daß vom Momente seiner Entfernung aus unsrer Nähe mein Vater, besonders aber der Bruder, alles aufbieten würden, mich in ihre Gewalt zu bekommen, um dann ihre Forderungen an ihn zu stellen. Und in solchem Falle mußte er alles erdulden; denn wie sollte er den Vater, den Bruder des Mädchens, um dessen Hand er sich bewarb, in Schande bringen? Vielleicht wäre es ihm gelungen, durch Ueberredung und große Summen die beiden zum Aufgeben der bösen Pläne zu bewegen, aber hinter ihnen stand ein schreckliches Weib, das nach Rache dürstete, weil es nicht ganz Herrin über ihn hatte werden können und weil ihr Argwohn, daß er mit mir den Ehebund schließen wollte, zur Gewißheit geworden war; diese vereitelte alle Versuche freundlicherer Lösung. Mein Bruder hatte eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt und ließ sich als Werkzeug gegen mich gebrauchen; den Vater, der vielleicht Bedenken trug, seine unschuldige Tochter einem so schrecklichen Lose zu weihen, reizte sie durch die Vorstellungen, daß er vor allem das Recht über sein Kind wahren und es nicht von Dem entreißen lassen dürfe, der ihn so lange in Abhängigkeit erhalten, zuletzt um sein ganzes Vermögen gebracht hatte. Mein Beschützer erfuhr das alles von seinem Vertrauten, dessen genaue Beziehungen zu ihm die andern nicht ahnten, er mußte also vor allem für meine Sicherheit sorgen. Nur wenn die Verfolger jede Spur von mir verloren, konnte er gegen sie mit Energie vorgehen, um den Frieden zu erzwingen. Das Eine hatte er insofern erreicht, als jenes Weib wirklich glaubte, ich sei mit der Mutter in Italien; das andre war nunmehr viel

leichter. Vorerst wollte er jedoch eine kurze Zeit bei uns in Ruhe und Abgeschiedenheit leben, dann auf eine kurze Zeit verreisen. In drei Monaten spätestens hoffte er alle Angelegenheiten vollkommen geordnet zu haben und seine liebste Hoffnung, unsre eheliche Verbindung, verwirklicht zu sehen. Die gute Mutter versicherte, daß seine Darlegungen sie vollkommen beruhigt hätten, war aber in der That fast noch ängstlicher als zuvor. Und seine Unterhaltungen mit mir — er hielt sein Wort und sah mich nur in ihrer Gegenwart — seine Erzählungen, seine Ansichten vom Leben und von den Menschen erfüllten sie mit Besorgnis, ja mit Schauder, während sie mich bezauberten. Durch ihn wurde mir erst vieles klar, was ich bisher nur dunkel geahnt hatte. Ich lernte begreifen, wie die Ideen, denen wir die Bedeutung von Glauben und Religion beilegen, nur je nach der Natur der Menschen aus Furcht, Hoffnung, oder aus dem Bedürfnisse entspringen, den eignen Gedanken als etwas Höheres zu betrachten, und wie auch die Liebe zur Kunst nur ein geistiger Luxus sei, dessen Bedürfnis in dem feineren Nerven-Komplexe liegt. — — —"

Hier zuckte Gramberg, der bisher ruhig, den Blick auf den Boden geheftet, zugehört hatte, heftig auf. Leontine bemerkte das, schwieg einen Augenblick und begann dann wieder:

„Unser Beschützer verweilte etwa sechs Wochen in unsrer Nähe; er wohnte in dem Pavillon, am äußersten und der Villa entferntest liegenden Ende des Parkes. Jeden Morgen nach elf Uhr ließ er sich bei der Mutter melden und blieb bis zum Abend mit uns zusammen. In Benehmen, Haltung und Reden bewies er uns soviel zarteste Rücksicht und Hochachtung, daß selbst die Mutter ihm aufrichtig gewogen wurde, wenn sie auch eine gewisse Scheu vor dem „Glaubenlosen", wie sie ihn nannte, nie ganz zu überwinden vermochte. Während der sechs Wochen verließ er die Villa nur dreimal auf einige Stunden, um in dem benachbarten Städtchen Briefe in Empfang zu nehmen. Sie schienen ihn zu befriedigen. Daß er jedoch alle Gefahren noch nicht für beseitigt hielt, bewiesen manche seiner Anordnungen. Die Fenster im Erdgeschosse der Villa wurden stark vergittert, den Platz vor demselben im Garten, in welchem wir uns bei schönem Wetter aufhielten, ließ er mit einem Drahtzaune versehen, unter dem Vorwande, daß der Gärtnersbursche nie zur Unzeit stören sollte. Bei seinem letzten Ausgange nach Briefen brachte er

zwei große Hunde mit, die während der kurzen Zeit seiner bevorstehenden Reise bei Tage meine Begleiter, des Nachts meine Wächter sein sollten. Zum Zeitvertreib lehrte er mich mit einer Zimmerpistole nach der Scheibe schießen, und da ich ziemliche Gewandtheit und Mut zeigte, schenkte er mir eines Tages zwei sehr schön in Elfenbein und feinstem Stahle gearbeitete Terzerolen mit der scherzhaften Bemerkung, sie träfen sicher auf zwanzig Schritte, ich möge, während seiner Abwesenheit, sie immer bei mir tragen und ohne Bedenken gegen jeden Unbekannten abfeuern, der sich über zwanzig Schritte mir näherte. Die Verantwortlichkeit würde er schon tragen. Als er abreiste, trug er der Mutter gegenüber Sorglosigkeit zur Schau, nahm mit lächelndem Munde Abschied und mit der Versicherung, er werde in zwanzig Tagen wiederkehren und dann sich nicht mehr von uns trennen; mir aber übergab er eine verschlossene Mappe zur Aufbewahrung und flüsterte rasch, wenn er am zwanzigsten Tage nicht wiederkäme und keine sichere Kunde von sich gebe, möge ich die Mappe öffnen, sie enthalte wichtige Papiere und Anweisungen für mein Verhalten; doch hoffe er bestimmt, die letzten Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden. Dann sprach er wieder laut: ich solle während meines Alleinseins mit der Mutter und mir genau zu Rate gehen und ihm bei seiner Wiederkunft meine Entschlüsse mitteilen, nur meiner vollen Ueberzeugung folgen, nicht etwa Dankgefühlen oder ähnlichen empfindsamen Regungen; erwägen, daß eine Verbindung mit ihm nicht sogleich Freuden bringe, sondern vielleicht noch manche Gefahr. Keinen Kampf fürchte er, sein Geist und Körper seien gestählt seit Jahren, aber die Feindschaft eines Weibes erfände Waffen, gegen welche die beste Manneskraft oft wehrlos ist. Also möge ich wohl überlegen. Mit diesen Worten verließ er mich.

„Wie einsam, wie trübe vergingen mir nun die Tage, in welcher Angst lebte ich um ihn! Wie tief fühlte ich, daß mein Los unzertrennlich an das seine gebunden war! Mein Entschluß, sein Weib zu werden und alle Gefahren mit ihm zu teilen, stand fest. Daß solche uns noch drohend umgaben, ja, daß sie nahe waren, konnte ich mir nicht aus dem Sinne schlagen. Das mindeste Anzeichen flößte mir Besorgnis ein. So bemerkte ich, daß der Gärtnersgehilfe die Hunde, welche mir der Freund zurückgelassen, immer an sich lockte und ihnen schmeichelte. Und eines Abends, als ich in der Dunkelheit von dem flachen Dache der Villa in die Ferne schaute, war

es mir, als ob draußen auf dem nahen Felde zwei Menschen im eifrigen Gespräche standen; nachdem sie sich trennten, nahm der eine seinen Weg gegen den Teil des Gartens, wo der Pavillon stand — dort verschwand er meinen Blicken. Die Hunde schlugen an und rannten gegen die Gartenmauer, schienen sich indes bald wieder zu beruhigen. Der alte Kastellan, dem ich den Vorfall mitteilte, meinte, auch er traue dem Gehilfen schon seit einiger Zeit nicht mehr. Dieser werde öfters nach dem benachbarten Städtchen gesendet, um Provisionen einzuholen, und habe dabei wohl allerlei Bekanntschaften angeknüpft, man müsse ihn jedoch vorderhand nur beobachten und nicht den leisesten Argwohn merken lassen; gleich nach des Herrn Ankunft sollten umfassende Anordnungen vorgenommen und nur ganz verläßliche Leute im Hause belassen werden.

„Am zwanzigsten Tage, pünktlich zur Mittagszeit, wie er versprochen, kam der Freund zurück und in heiterster Stimmung. Rascher und leichter, als er gedacht, war ihm die Ueberwindung aller Schwierigkeiten gewesen. Er hatte nicht nur sein ganzes Vermögen flüssig gemacht und aus Rußland ziehen können, sondern auch die einzige Gefahr, die er wahrhaft fürchtete, beseitigt und eine Versöhnung mit jener rachgierigen Frau erzielt. Sie selbst hatte den ersten Schritt gethan und eine Zusammenkunft zur gegenseitigen Erklärung und Vergebung verlangt. Mein Vater, den er aufgesucht und sehr gealtert und leidend gefunden hatte, wünschte nichts sehnlicher, als die Mutter und mich wiederzusehen, und erwartete uns in Paris. Schwer bedrückte es ihn, daß er sich von jenem Weibe und von dem Sohne zu bösen Plänen hatte bereden lassen — in unsrer Vergebung hoffte er Ruhe und Friede für sein Alter wieder zu gewinnen. Nur der Bruder war unversöhnlich geblieben. Der Vater selbst hatte sich mit dem Freunde zu ihm begeben, eindringlich gesprochen, ihn beschworen, den Haß gegen uns aus dem Herzen zu bannen, und es schien einen Augenblick, als ob die Ermahnungen und Bitten nicht fruchtlos bleiben sollten; er verlangte Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen. Aber während der Nacht war er spurlos verschwunden. Bei dieser Mitteilung erinnerte ich mich mit einemmal jenes rätselhaften Vorfalls an der Gartenmauer, und meine aufgeregte Phantasie ahnte einen Zusammenhang zwischen diesem Vorfalle und jenem Verschwinden meines Bruders. Der Freund beruhigte und beschwichtigte mich und die aufs höchste erschreckte

Mutter durch gewichtige Gründe, zeigte, wie es unmöglich wäre, daß jener eine Ahnung von unserm Aufenthalte haben könne und wie er auch, seit jene Frau ihre Rachepläne aufgegeben hatte, nicht mehr zu fürchten sei. Die Hauptursache seiner Feindschaft läge doch nur im Verluste des Vermögens; würde ihm dieses ersetzt und gelangte er zur Ueberzeugung, daß der Vater wieder mit uns vereinigt sei, so müsse er einsehen, daß sein größter Vorteil im guten Einvernehmen mit uns liege. Um jedoch allen Gefahren und Störungen vorzubeugen, sollten wir binnen zwei Tagen nach Paris übersiedeln. Dort, wo der Vater zu derselben Zeit eintreffen wollte, wären wir fernerhin vor eingebildeten und wirklichen Gefahren mehr geborgen, als in der einsamen Villa, dort würde sich unser Geist wieder erheitern und alle dunklen Bilder schwinden. Am nächsten Morgen wolle er — der Freund — die Entscheidung über sein Los aus meinem Munde vernehmen. Wäre ich geneigt, ihm mit voller Ueberzeugung die Hand zum Ehebund zu reichen, so würde er mit uns nach Paris fahren und sofort alle Anstalten treffen, daß wir in einer Woche vor den Altar treten könnten. Wäre ihm jedoch dies Glück nicht beschieden, so würde er nur in demselben Zuge, der mich und die Mutter nach Paris brächte, einen Platz nehmen, um sicher zu sein, daß wir wohlbehalten ankämen, dann aber uns nicht mehr stören und auf längerer, weiter Reise zu vergessen trachten, daß er jahrelang eine schöne Hoffnung mit sich getragen. Nach diesen Worten wollte er sich entfernen. Ich hielt ihn zurück; für mich bedurfte es ja keines Verzuges bis zum nächsten Morgen, keines weiteren Ueberlegens, um ihm zu sagen, daß kein andrer Wunsch in meinem Herzen lebte, als mit ihm durch das Leben zu wandeln. Er schloß mich in seine Arme und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Im nächsten Moment aber ließ er die Arme sinken, seine Augen blickten gerade so, wie an jenem Abend, als er mich in Balltoilette gesehen, und ein Lachen zuckte um seinen Mund, so teuflisch-höhnisch, daß die Mutter aufschrie und ich selbst erschrak. Er trat zu ihr, ergriff ihre Hand und meinte freundlich, nicht uns hätten die Gedanken gegolten, die ihn überkommen, als er so eigentümlich geblickt und gelacht — im Gegenteil, für uns wäre dies nur eine Bürgschaft seiner Empfindungen; denn als er mich, für die er mehr fühlte als irgend je für ein Weib, umarmte, da hätte er plötzlich gedacht, wie es mit der vernünftigen Weltordnung übereinstimme, daß ein Mann, der wie

er an nichts glaubt, als an die Macht der Energie und der Ausdauer, doch so vieles und jetzt sogar ein Glück erreicht, dessen er gar nicht würdig sei, während so viele gute Menschen, die er gekannt und die moralische Prinzipien hegten, durch einen oft wenig bedeutenden Fehltritt zu Grunde gingen. Und dann setzte er sich zu uns und entwarf ein Bild von dem freundlich-häuslichen Leben, das wir eine Zeitlang führen würden, bevor wir unsern Salon in Paris eröffneten. Zuerst sollten wir sechs Wochen ganz heimlich in einem kleinen Orte am schönen Luganer See weilen, dann seinen vertrauten Freund besuchen, der eine Villa am Comer See erworben hatte. Mit ihm und seiner Familie würden wir Florenz, Rom und Neapel besuchen, zuletzt die Schweiz und endlich im nächsten Winter nach Paris gehen. Er sprach so schön, so begeistert von Italien, seinen Natur- und Kunstschätzen, von den Schweizer Alpen, daß die gute Mutter wieder ganz beruhigt und zutraulich wurde und sich auf die schönen Reisen freute. Die Zeit verflog uns rasch im Gespräche. Es war nahe um Mitternacht, als er von uns Abschied nahm, um sich nach dem Pavillon zu begeben. Auf meine flehentliche Bitte, nicht ganz allein durch den finsteren Garten zu gehen, ließ er sich von dem Kastellan mit einer Lampe begleiten und nahm die beiden Hunde mit. Ich begab mich auf die obere Altane der Villa, von welcher aus der eine Teil des Pavillons sichtbar war, und harrte, bis er sich am offenen Fenster zeigte; er winkte grüßend mit der Hand, nahm die Lampe und verschwand. Ich sah, wie hier und da Lichtblitze durch eine Thür drangen, wie ein Schatten sich hin und her bewegte; nach einer Weile war alles still. Meine Brust atmete in vollen Zügen die weiche Luft der sternhellen Nacht. Eben wollte ich hinab, um an der Mutter Seite nach dem bewegten Tage Ruhe und Schlaf zu suchen, mein Auge schweifte noch einmal über das kornbepflanzte Feld nach dem Wäldchen, das gleich einer schwarzen Mauer den Gesichtskreis begrenzte — da mit einemmal war es mir, als ob von dorther eine dunkle Masse sich in der Richtung der Villa bewegte. Unwillkürlich kniete ich nieder, daß nur mein Kopf über der Altane ragte, mein Blick haftete unverwandt auf jenem dunklen Punkte, und bald erkannte ich, daß es ein Wagen war; etwa tausend Schritte vor der Villa hielt er mitten im Felde, und nach einer kleinen Weile bewegte sich eine kaum zu unterscheidende Gestalt raschen Schrittes gegen die Gartenmauer und verschwand in der Gegend des Pavil-

lons. Mich überkam namenlose Angst; ich stürzte hinab und weckte den Kastellan. Der Alte war ärgerlich und meinte, mich schreckten böse Träume; erst auf meine Erklärung, daß ich allein nach dem Pavillon eilen würde und jede Verantwortlichkeit auf sein Haupt ladete, schickte er sich murrend an, mich zu begleiten. Wir riefen die Hunde, sie kamen nicht; wir traten hinaus; da lagen die treuen Tiere tot an den Stufen des Hauses, offenbar vergiftet. Jetzt erschrak auch der Alte, lief in die Stube und holte seinen Säbel; ich eilte wie eine Wahnsinnige hinauf und nahm die Pistolen, die der Freund mir zu meinem Schutze gegeben hatte; dann lief ich durch den Garten, der Alte keuchte hinter mir her. Als wir an den Pavillon gelangten, stand die Thür offen, auf der Treppe befand sich eine Blendlaterne, von oben schallten matte Hilferufe. Ich stürzte über die Treppe nach der Richtung des Rufes. Der Freund lag blutend am Boden, im Kampfe mit zwei Mördern. Der eine holte eben mit dem Messer aus — der verruchte Gärtnerbursche! ich schoß ihn nieder — fluchend brach er zusammen. Jetzt sprang der andre auf und drang auf mich ein — mein Bruder! Einen Augenblick stand er wie versteinert vor mir, dann hob er die Waffe — ich sank bewußtlos zu Boden.

„Als ich erwachte, stand die Frau des Gärtners geschäftig neben mir.

„Meine erste Frage galt ihm, — ich war unverwundet, nur die Aufregung und der Schreck hatten meine Sinne umnachtet — er lag von einem Dolchstich schwer getroffen im anstoßenden Zimmer; der Kastellan wartete seiner. Der Gärtner war nach dem nächsten Orte geeilt, um einen Arzt zu holen, seine Frau rannte ratlos ab und zu, meine arme Mutter, welche inzwischen herbeigekommen war, saß zitternd und weinend in einer Ecke — alle jammerten, nur er behielt heroische Ruhe, tröstete uns und erteilte mir Anweisungen für den Fall, daß ihn der Tod vor dem nächsten Nachmittage ereilte. Als der Arzt mit dem Gärtner erschienen war, sandte er letzteren sofort nach dem Telegraphenbüreau des nächsten Ortes, um zwei befreundete Mitglieder der russischen Gesandtschaft, auch den russischen Geistlichen und einen Notar herbeizurufen und eine Depesche nach dem Gasthofe zu richten, in welchem mein Vater der Verabredung gemäß eintreffen sollte. Und erst nachdem er diese Aufträge gegeben, ließ er sich vom Arzte untersuchen und meinte scherzend: „Doktor, viel werden Sie nicht mit mir ausrichten, das spüre ich —

aber jetzt ist's zwei Uhr morgens, können Sie mich für 5000 Franken noch bis zum Abend am Leben erhalten?" Der Gefragte bejahte. — „Nun," sagte der Freund, „das ist die Hauptsache, jetzt werde ich vielleicht ein wenig schlafen." — Sein Atem war ruhig, über seinem Gesichte lag ein heiterer Zug; wir alle wollten nicht glauben, daß die Gefahr so groß sei, als seine Worte andeuteten, selbst der Arzt schöpfte Hoffnung und meinte, vielleicht wären trotz der Tiefe der Wunde edle Teile nicht verletzt, und dann stände gänzliche Heilung zu hoffen.

„Am Morgen um acht Uhr erschienen die beiden Herren von der Gesandtschaft mit dem Geistlichen, bald nach ihnen der Notar. Der Freund wies alle Fragen über den Mordanfall mit dem Bemerken zurück, er müsse Kräfte und Atem für die deutliche Erklärung seines letzten Willens sparen: sie mögen Zeugen sein, daß er mich zur Alleinerbin seines Vermögens ernenne. Aus dem verschlossenen Mauerschranke neben seinem Bette ließ er eine Mappe herausnehmen, welche Barsummen und Wertpapiere samt einem Briefe an seinen Vertrauten enthielt, und übergab sie mir in Gegenwart der Zeugen zur unbeschränkten Verfügung. Dem Notar bestimmte er eine große Summe, auf daß er nach seinem Verscheiden mich mit Rat und That unterstütze. Dieser mußte auch alle Erklärungen zu Papier bringen. Der Freund hörte die Lesung mit gespannter Aufmerksamkeit an; mit fester Hand unterzeichnete er das Schriftstück und bat die andern, ihre Namen als Zeugen beizusetzen. Als das vollbracht war, sank er mit einemmal zurück, Leichenblässe bedeckte seine Züge, — der Todeskampf begann. Wilde Worte entfuhren den Lippen und enthüllten manches Geheimnis seines vielbewegten Lebens; wie er mit Schleichhändlern im Bunde war, mit Räubern im Kaukasus, wie er ihren Hauptmann erschlagen hatte, der ihm seine Beute streitig machte, wie er den Gouverneur, der ihn richten sollte, bestach und dessen Weib entführte, wie er alle Gegner besiegt hatte, nur dies böse Weib nicht — wie er an nichts glaubte und nun ins Nichts wandern müsse. Er wollte noch nicht sterben, wollte jetzt erst das Leben genießen; er wand sich in Schmerzen — es war fürchterlich anzusehen. Sechs Stunden wehrte sich das Leben gegen den Tod — bis es unterlag. Als der Abend nahte, wurde er ruhiger, atmete schwächer, die Lippen bewegten sich nicht mehr — plötzlich lispelte er leise: Adieu, Leontine! — ein Seufzer — er war tot.

„Die beiden Herren von der Gesandtschaft hatten sich fast unmittelbar nach der Unterschreibung des Aktes entfernt, nur der Priester und der Notar waren geblieben — jener, der Mann der Religion, um dem Sterbenden beizustehen, dieser, der Mann der Gesetzlichkeit, um genaueste Untersuchung über den Mordanfall anzustellen und vielleicht in einer cause célèbre als großer Mann zu glänzen. Bereits hatte er festgestellt, daß der eine Mörder über die Gartenmauer neben dem Pavillon und vermittelst einer bereit gehaltenen Leiter durch ein Fenster eingedrungen war und die Thüren von innen geöffnet hatte, während der Gärtnerbursche über die Treppe heraufgekommen; die beiden hatten dann den Gemordeten überfallen. Dieser mußte wohl durch das Geräusch wach geworden sein, sonst war ein so verzweifelter Kampf nicht denkbar. Der Kastellan, der fast unmittelbar nach mir das Zimmer betrat, hatte einen Säbelstich gegen den Verruchten geführt, der ihn mitten in die Brust traf — doch gelang es ihm, durch das Fenster zu entkommen; weder der Alte, noch der Gärtner konnten an Verfolgung denken, da ihr Herr zum Tode verwundet am Boden lag. Dem scharfblickenden Notar lag es klar, daß der Gärtnerbursche nur das Werkzeug, der Entflohene aber Anstifter und Hauptvollführer des Mordes war; seine Spuren mußten sofort verfolgt werden. Vergeblich waren meine Bitten, Aufsehen zu vermeiden, mich vor gerichtlichen Fragen zu bewahren, vergebens meine Andeutung, daß ich in dem Mörder einen Verwandten vermutete. Der Mann der Gesetzlichkeit warnte mich vor jedem Schritte und jedem Worte, das den Verdacht einer Mitwissenschaft auf mich laden könnte. Mit großer Kälte ertrug er den Ausbruch meiner Entrüstung über solch niedrige Gesinnung, ja er wagte anzudeuten, als Richter würde er vielleicht nicht ganz von meiner Unschuld überzeugt sein; es wäre nicht der erste Fall, daß eine sichere Erbschaft in solcher Weise beschleunigt worden! Meine Lage war unbeschreiblich, jammervoll; ich sah mich schon im Geiste in gerichtlichen Verhören den beschämendsten Fragen ausgesetzt; jeder Versuch zur Vermeidung solcher Schmach lud auf mich und bestärkte jenen schrecklichen Verdacht! Und jubeln mußte ich — wie schrecklich! — als ein Zufall, der die Eltern auf das tiefste niederbeugte, mir Rettung brachte. Reitende Landjäger entdeckten Blutspuren neben der Gartenmauer, folgten ihnen und fanden im Waldesdickicht eine Leiche mit einem Säbelstiche in der Brust. Der eine eilte nach dem nächstgelegenen Orte, um

Anzeige zu erstatten, der andre blieb zurück. Der herbeigerufene Dorfschulze, der sich gar nicht zu helfen wußte, ließ den Toten nach der Villa bringen, weil die Blutspuren von dort ausgingen. Der Notar bemerkte sofort, wie unfähig diese Gerichtsperson war, welch ein weites Feld der Entdeckungen sich ihm eröffnete, und nahm die Angelegenheit auf seine Verantwortlichkeit in die Hand. Er ließ vor allem von den Landjägern in den Kleidern des Toten nach Papieren suchen, um die Persönlichkeit festzustellen. Sie fanden einen von Frauenhand in französischer Sprache geschriebenen Brief, der, wenn auch ohne Umschlag und Aufschrift, doch offenbar nur an den Getöteten gerichtet war und helles Licht auf die finstere Unthat warf. Jenes schreckliche, gefürchtete Weib schrieb an meinen Bruder, der ihr in blinder Leidenschaft ergeben war, endlich sei der Zeitpunkt gekommen, da er sie rächen, ihre Gunst und ein großes Vermögen erwerben könnte. Sie habe sich mit dem Manne, den sie beide tödlich haßten, scheinbar versöhnt, um seine Pläne und meinen Aufenthalt zu erfahren. Zwar war ihr das nicht ganz gelungen, aber sie wußte nunmehr, daß er unter fremdem Namen eine Villa in der Nähe von Paris erworben hatte — dort wohnte ich unzweifelhaft, dort müsse ich aufgespürt werden. Und da der Verhaßte schon in früherer Zeit sehr gern nach * fuhr, so ließe sich voraussetzen, daß die Villa in der oft besuchten Gegend liege. Auch hatte er fast sein ganzes Vermögen aus Rußland gezogen und führte dessen größten Teil mit sich. Schnelligkeit und rascher Entschluß wäre nun die Hauptbedingung, um das lang ersehnte Ziel zu erreichen. Er — mein Bruder — müsse sich daher sofort in die Gegend bei Paris begeben, um meinen Aufenthalt auszukundschaften, noch bevor der Verhaßte zurückkäme, zuerst einen Diener zu gewinnen suchen, diesem vorstellen, die gesuchte Dame wäre seine entflohene Frau, auf diese Weise erst Sicherheit erlangen und einen verläßlichen Vertrauten finden, dann — das Rachewerk ausführen. Sicher würde der Verhaßte in verliebter Eile sich nicht in Paris aufhalten, sondern mit den großen Summen nach der Villa kommen, um mich zu sehen, nach einer Weile vielleicht mit mir nach Paris zurückkehren und die Geschäfte ordnen. Das dürfe nicht geschehen! Die Hand des Rächers müsse ihn ereilen — und wenn dieser nur geschickt zu Werke ginge, wenn er einen tüchtigen Helfer gewänne, der die Oertlichkeiten genau kenne, so sei der Erfolg sicher. Gefahr dürfe ein Liebender und

Mutiger nicht fürchten, wenn er den Gewinn der Geliebten und eines großen Vermögens anstrebe. Jede Zeile des Schreibens stachelte die Liebe, den Haß und die Gewinnsucht des armen zum Werkzeuge Auserseheneu, und der Plan der Ausführung der ruchlosen That war mit schrecklicher, von teuflischer Klugheit zeugender Genauigkeit angegeben. Der Notar ersah aus diesem Schreiben, daß jenes Weib allein die Anstifterin des Mordes, daß mein Bruder nur das Messer in ihrer Hand war, das sie nach geschehener That als nutzlos weggeworfen hätte, und daß die gerichtliche Untersuchung des Falles, in welchem er zuerst eine cause célèbre und glänzende Ruhmesaussichten erblickt hatte, nur weitläufige Untersuchungen ohne Resultate herbeiführen mußten. Der Mörder war der irdischen Gerechtigkeit entzogen, die Anstifterin des Verbrechens konnte nur schwer ermittelt und vielleicht gar nicht vor die französischen Gerichte gebracht werden, und mein Erbrecht lag außer aller Frage. Der edle Mann des Gesetzes erwies sich nun meinem Wunsche, vor allen Berührungen mit den Gerichten gewahrt zu werden, viel zugänglicher, und als ich erklärte, ihm die Villa schenken zu wollen, wenn er mir und den Eltern die Sicherheit verschaffte, Frankreich sofort zu verlassen, ohne daß uns der geringste Verdacht treffen könne, ließ er sich sofort bereit finden, rief den Dorfschulzen, die Landjäger, den Kastellan und den Gärtner zu Zeugen meiner Schenkung herbei, erklärte ihnen dann aufs genaueste, wie ich ganz unschuldig wäre und meiner und meiner Eltern Abreise nichts im Wege stände. Im selben Augenblick vernahmen wir einen jammervollen Schrei im unteren Flur, wir stürzten hinab — mein Vater lag neben der Leiche des Sohnes, vom Schlage gerührt, die Mutter kniete händeringend vor ihm. Er war vor kaum einer Stunde in Paris angekommen, hatte dort die Depesche gefunden und war sofort herbeigeeilt. Als er in das Haus trat, fiel sein erster Blick auf den Leichnam des Sohnes. — — — — — — — — — — — — — —

„Was nun weiter geschah, läßt sich kurz fassen. Der Vater starb nach wenigen Tagen. Ich ging mit der Mutter nach Deutschland und sandte den Brief meines gemordeten Bräutigams an seinen Vertrauten nach der Villa am Comer See. Er kam auf kurze Zeit und zeigte sich treu und verläßlich. Auf seinen Rat zogen wir in eine kleine mitteldeutsche Residenz. Dort kaufte die Mutter mit meinem Gelde ein großes Gut; wir machten ein Haus, bewiesen uns sehr

freigebig, gastfreundlich und monarchisch gesinnt. Der Hof wandte uns seine Gnade zu und wir wurden geadelt. Hierauf unternahmen wir Reisen in die größeren Hauptstädte. Es gefiel mir hier und ich kehrte öfters wieder. Daß es an Heiratsanträgen von den verschiedensten Seiten nicht fehlte, wird Ihnen wohl glaublich erscheinen. Aber nicht einer der Herren vermochte mir das mindeste Interesse abzugewinnen. Ich fühlte mich wenig disponiert, als Gattin eines Bankiers die Luxusdame zu spielen oder einem altadeligen verschuldeten Kavalier mit meinem Gelde zu einem standesgemäßen Haushalte zu verhelfen. Und dann waren alle die Herren gar so optimistisch; die Welt gefiel ihnen so sehr, schon weil sie eine angenehme Rolle darin spielten — weiter zu denken war ihnen wohl zu mühsam. Wie oft, wenn sie mich alle umschwärmten, tauchte plötzlich sein Bild vor mir auf — wie war er so ganz anders gewesen! wie wenig glichen ihm diese Schönredner, die entweder über jeden Gedanken Glaceehandschuhe zogen oder den schillernden Pfauenschweif witzelnder Blasiertheit so recht selbstgefällig um sich schlugen! Ja, einem Manne, der mir zu imponieren verstand, hätte ich wohl meine Hand gereicht und wäre ihm eine treue und folgsame Gattin gewesen; aber alle die Herren suchten ja nur mir zu gefallen, und darum gefiel mir keiner. So reifte denn ein sonderbarer Entschluß in mir: ich wollte einen Mann finden, der über die Welt und ihre eleganten Miseren gerade so dachte, wie ich, der seine Gedanken mir gegenüber frei und offen aussprach, ohne die meinen zu kennen; einen Mann, dem ich nützlich sein konnte, der meiner Hilfe bedurfte und mir dennoch imponierte, einen Mann von Talent und Geist, einen mutigen Kämpfer gegen hergebrachte Salonmoral, den man aus diesem Grunde anfeindet, der die verdiente Anerkennung nicht findet und dem eine energische Lebensgefährtin zu Ruf und Ansehen verhelfen konnte. Hatte ich einen solchen Mann gefunden und gefiel ich ihm einigermaßen — nun dann sollten die gewöhnlichen Rücksichten, all' die Rezepte für das Freien und Gefreitwerden, wie sie der göttliche Goethe schon von dem Apotheker in Hermann und Dorothea citieren läßt und die noch heute, nur in veränderter Gestalt, gelten, mich nicht hindern, solch einem Manne meine Gefühle offen kundzugeben. Begreifen Sie nun, Herr Gramberg, warum ich Sie zurückhielt, als Sie Abschied nehmen wollten? Ich weiß, Sie sind mir gut, und ich — — glaube Ihnen gut, Ihnen nützlich sein zu können. Ihr

großes Talent, Ihr freier, unabhängiger, dem Gewöhnlichen abholder Sinn kann sich nur entfalten, wenn Sie in Ihrem Schaffen, in Ihrem Denken nicht mehr von den täglichen kleinen Miseren eingeengt werden. Alle die Menschen, die jetzt noch ein besonderes Vergnügen darin finden, Sie für Ihre Ueberlegenheit zu strafen, dem Künstler den Weg zu versperren, dem Menschen wehe zu thun, werden die ersten sein, Ihre Kompositionen zu preisen und Ihre Person mit Höflichkeiten zu überhäufen, sobald sie wissen, daß die Meinung der Welt Einfluß auf Ihre Verhältnisse nicht auszuüben vermag. Und daß Ihr herrliches Talent in Bälde die gebührende allgemeine Anerkennung finde, soll meine schönste Aufgabe sein. Nicht das kleinliche Treiben der Koterie, nicht die Protektion der einflußreichen Journalisten werde ich für Sie in Bewegung setzen — was nützte das einem Geiste wie Ihrem? Nein, große Zwecke wollen wir mit großen Mitteln anstreben. Ich werde einen glänzenden Kreis um uns versammeln, in welchem nur diejenigen freundliche Aufnahme finden, die für Ihren Ruhm thätig sind. Sie sollen große Werke schaffen, in vollendeter Ausführung vor die Oeffentlichkeit bringen, dem Althergebrachten trotzen, die Anerkennung erzwingen. Sie sollen Ihren glänzenden Geist, anstatt in geistreichen, aber verletzenden Reden zu zersplittern, auf bedeutende Arbeiten konzentrieren und den Leuten zeigen, daß Sie Ihre Ansichten in jeder Weise zu vertreten wissen. So werden Sie der Welt imponieren, sie vor Ihrem Willen beugen und Großes erlangen. Ich aber werde meinen Stolz darin suchen, die Gattin eines großen und berühmten Künstlers zu sein und ihm mit Rat und That beizustehen auf seiner Künstler-Wanderschaft zum glänzenden Ziele. Nun, Herr Gramberg, wie gefällt Ihnen mein Plan; sind Sie geneigt, mich zur Frau zu nehmen?"

Grambergs Antlitz glühte, seine Stirnadern schwollen an, seine Brust hob und senkte sich, er atmete schwer und heftig, wie einer, der auf steilem Wege mühsam emporklimmt; so stand er sprachlos.

Verwundert blickte Leontine auf ihn; sie hielt diese Aufregung für ein Zeichen des Uebermaßes glücklicher Empfindungen und das gefiel ihr nicht, sie wünschte ihn stolzer, selbstbewußter — trat auf ihn zu und sprach: „Nun — antworten Sie mir ruhig und fest, wie's einem Manne Ihres Schlages ansteht —"

Noch einmal atmete er schwer auf — — dann sprach er fest und entschieden — — — „Nein!“

Sie zuckte heftig zusammen; Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz. Gramberg trat zu ihr und sprach ernst und traurig: „Lassen Sie mich Ihnen erklären, warum ich ein so großes Glück abweisen muß; zürnen Sie nicht, wenn irgend eines meiner Worte hart erscheint; ich bin Ihnen und mir zur Offenheit verpflichtet. — Ihnen gleich mir ward vom Leben viel Bitteres geboten, Sie haben die Menschen in ihrer Schwäche kennen lernen. Aber mein Mißgeschick hat nur meine Ueberzeugungen gefestigt, Sie sind durch Mißgeschick in Ihren Gefühlen und Anschauungen schwankend geworden. Ich verlange nichts von den Menschen, die ich nicht achte, Sie aber wollen sie verachten und beherrschen; das mag dem Manne gelingen, der in der Welt zu Thaten berufen ist, das Weib vermag das nur — durch Aufgeben seiner besseren Empfindungen. Jener Maler hat Sie betrogen, das war schlecht, und doch kann ich seine Handlungsweise nicht ganz verdammen. Er hat Ihre Neigungen für elegantes und glänzendes Leben wohl erkannt; ein solches muß vom Reichtume getragen werden, sonst ist es ein ganz elendes, und wenn Sie auch in einem Momente der Erregung zu allen Opfern bereit waren: Sie hätten die Armut nicht ertragen, am wenigsten als Frau eines Künstlers — und darum hat jener Mann Sie verlassen. Wäre in der That Ihr Entschluß, eine bescheidene Existenz zu führen, ein so fester gewesen, wie konnten Sie dann des Russen Anerbieten annehmen? Sie mußten versuchen, durch Ihre Talente Unabhängigkeit und — Ihre wahren, weiblichen Gefühle zu wahren. Sie vermochten es nicht! der Maler und der Russe, beide haben das vorausgesehen. Sie sind mir freundlich gesinnt, Sie achten mein Talent, meinen offenen Charakter und wollen mir die Anerkennung der Welt verschaffen, sind zu diesem Zwecke sogar bereit, meine Lebensgefährtin zu werden, mein Erdenlos zu teilen. Sie täuschen sich in mir; den Weg, auf welchem Sie mich zum Ruhme geleiten wollten, werde ich nie betreten; ja müßte ich eine Wahl treffen, ich ginge noch eher den Weg, vor welchem Sie mich wahren wollen: den Weg der Koterie und des Bewerbens um die Gunst der Journalisten. Es gibt unter diesen noch immer Ehrenhafte, die vom Künstler nur ein freundliches Wort verlangen, nicht Unterwürfigkeit; in der Koterie herrscht doch wenigstens ein gewisser Glaube an die bedeutende Kunst-

leistung dessen, dem sie folgt, nur daß dieser Glaube mit Intoleranz gegen jede andre Leistung verbunden ist. Mein Charakter paßt leider nicht zum gesellschaftlichen, angenehmen Umgange; doch ich sehe nichts den Künstler Entehrendes in der Protektion einflußreicher Journalisten. Aber mich von eleganten Leuten anerkennen und preisen zu lassen, weil sie sich in meinem glänzenden Salon vortrefflich amüsiert haben, weil meine Frau als die geistreichste und geschickteste Weltdame gilt und um Freunde für mich warb — — auf diese Weise zum Ruhme zu gelangen, das halte ich für eine Entehrung der Kunst und davor möge Gott mich bewahren. Und ich glaube an ein Göttliches im Leben wie in der Kunst! Der Glaube ist das unsichtbare Band, das die Menschheit zusammenhält; wo er fehlt, mag momentan Großartiges zu Tage treten, aber es vergeht, es wurzelt nicht im Herzen, den Samen verweht der Sturm neuer Leidenschaften und Gelüste der Menschen. Leontine, ich habe Sie geliebt, noch in diesem Augenblicke liebe ich Sie mit der ganzen Glut eines Künstlerherzens. Ihr glänzender Geist, Ihre herrlichen Talente, Ihr gutes Herz und die Teilnahme, die Sie mir armen, einsamen Künstler erwiesen, haben mich bezaubert und gefesselt — ich muß diese Bande sprengen, die Stadt verlassen, muß trübe Stunden und schlaflose Nächte verleben, bevor es mir gelingen mag, den Zauber zu bannen, bevor dies arme Herz wieder gesunden wird, aber ich darf nicht anders handeln. Ich könnte vielleicht — so sonderbar das klingen mag — eine reine Vernunftheirat schließen, um des Geldes willen, um so recht unabhängig zu sein, um in einem Winkel Italiens ungestört, unbekümmert um die Welt, der Kunst zu leben, große Werke zu komponieren und abzuwarten, ob mein Talent Anerkennung durch sich selbst findet, oder zu erkennen, daß ich es überschätzt habe — aber als eleganter Hausherr in meinem Salon den Ruf erkaufen, den ich als Künstler nicht erringen gekonnt — nimmermehr! Leben Sie wohl!" — Er wollte gehen — sie wandte sich zu ihm, mit thränendem Blicke und bittender Gebärde — nie war sie ihm schöner erschienen; er hielt die Hand vor die Augen und sprach: „Suchen Sie nicht, mich zurückzuhalten, ich muß scheiden; wir würden beide unglücklich und elend sein, wenn ich eine momentane Wallung Ihres Herzens, eine großmütige Regung, eine Exaltation Ihrer Phantasie benützte, um einen Bund für das ganze Leben mit Ihnen zu schließen; zwischen uns liegt die unüberbrückbare Kluft ganz

verschiedener Gefühle. Ich bedarf der Waldeinsamkeit und der Bergluft; Sie können nur im Treibhause exotischer Pflanzen und in der Salonluft behaglich existieren. Nochmals — leben Sie wohl auf immer.“ Er stürzte fort.

Leontine sank in einen Armstuhl und überließ sich dem Ausbruche wilden Schmerzes. Eine Stunde lang strömten die Thränen unaufhaltsam über ihr schönes Antlitz. Am Abend erschien sie wieder in Gesellschaft und bezauberte alle durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und Heiterkeit.

In derselben Nacht verließ Gramberg die Stadt; er nahm nur von seinem Freunde, dem Maler Georg Kranz, Abschied. Als Grund seiner schnellen Abreise schützte er dringende Familienverhältnisse vor, kein Wort von Leontine kam über seine Lippe. Er lebt in einer kleinen Residenz in bescheidenen, fast kümmerlichen Verhältnissen, ist aber ruhig, fast heiter, wie ein Mann, der sich bewußt ist, seine Pflicht zu erfüllen, arbeitet fleißig, klagt niemals und hat Freunde gefunden, die ihn in der Hoffnung bestärken, daß sein Talent noch allgemeine Anerkennung finden werde.

Leontine ist jetzt die Gemahlin des Grafen Wallau, eines der glänzendsten Kavaliere aus altadeligem Geschlechte, eine Zierde der Hofgesellschaft und liebenswürdigste Beschützerin der Künstler. Scharfe Beobachter wollen bemerkt haben, daß sie manchmal trüber gestimmt und reizbarer sei, als ehedem, und schreiben das der Uebermüdung des glänzenden Lebens zu. Keiner ahnt, daß in solchen Momenten das Bild des fernen, einsamen Künstlers, der sie verschmäht hat, vor ihrem inneren Auge erscheint — sie liebt ihn noch immer.

Der Gründer wider Willen.

I.

„Aber, mein Fräulein, Sie geben heute gar nicht acht, oder haben sehr wenig geübt! Ich sage Ihnen nun zum drittenmal, daß hier kein Kreuz vor dem F steht und daß das crescendo bis zum vierten Takte dauert, und Sie spielen immer Fis und fangen schon beim dritten Takte das piano an. Gefällt Ihnen diese Sonate nicht, dann sagen Sie es, damit wir uns nicht gegenseitig plagen!“

So sprach August Fromann, ein tüchtiger Klaviervirtuose und Lehrer, zu seiner Schülerin, Laura Bender, indem er sich alle Mühe gab, eine recht strenge Miene anzunehmen, während er sie von der Seite mit verliebten und zugleich besorgten Blicken ansah. Denn Laura, das denkbar heiterste und liebenswürdigste Kind von achtzehn Jahren, die, wo sie hinkam, sofort gute Laune unter die Leute brachte, da sie allen Menschen freundlich gesinnt war, — ihrem Klavierlehrer am freundlichsten, — sie, die ausgezeichnetes Talent zur Musik mit musterhaftem Fleiße und Aufmerksamkeit verband, war an jenem Tage ganz ungewöhnlich ernst, fast traurig, spielte unaufmerksam, fehlte oft und sah ihren Lehrer gar nicht an. Auf seine strenge Anrede antwortete sie nur mit einem Seufzer und wiederholte die Stelle, in der sie gefehlt hatte. Aber es ging wieder nicht; da hielt sie plötzlich inne und begann bitterlich zu weinen. Fromann war so erschrocken über diese ganz ungewohnte Aeußerung der Aufregung und des Schmerzes, daß er zuerst gar keine Worte fand und nur die Hand Lauras ergriff, welche diese ihm willig überließ. Endlich sprach er:

„Was ist Ihnen, mein verehrtes Fräulein? weshalb sind Sie in so hohem Grade erregt? Ich habe Ihnen doch heute nichts besonders Strenges gesagt und nur einige Fehler gerügt, wie das meine Lehrerpflicht erheischt.“

Als Laura noch immer nicht antwortete, meinte er in sanftestem Tone:

„Können Sie mir, Ihrem alten Lehrer, nicht sagen, was Sie bewegt? Sind meine Worte schuld oder ein andrer Anlaß?“

„Papa will mich verheiraten,“ meinte Laura schluchzend.

Fromann ließ die Hand des Mädchens los und wurde leichenblaß. Jetzt erst wurde ihm recht klar, was er bisher sich nicht eingestehen wollte. Er blieb ein paar Sekunden sprachlos; dann ergriff er wieder die Hand Lauras, blickte ihr zärtlich in die noch umflorten Augen und war nahe daran, sie zu umarmen — mit einemmal setzte er sich ganz steif auf seinen Stuhl, wie es einem ehrbaren Klavierlehrer ziemte, nahm eine sehr ernsthafte Miene an und sprach:

„Mein verehrtes Fräulein, wie ist es möglich, daß Ihr Herr Vater solche Gedanken faßte und Sie gar nicht vorbereitete? Hat er Ihnen denn gar keine Andeutung gemacht, hatten Sie keine Ahnung von seinen Absichten, daß Sie jetzt so plötzlich und schmerzlich überrascht wurden?“

„Nicht die leiseste! Papa ist jetzt mit seinen vielen großen Unternehmungen so sehr beschäftigt, daß er sich kaum Zeit zum Essen gönnt, immer ernste und nachdenkliche Mienen zeigt und gar wenig mit der Schwester und mir spricht, ausgenommen, wenn er ein großes Diner oder Souper veranstalten will, da erklärt er jede Kleinigkeit auf das genaueste, damit nur alles recht schön und vornehm ausfalle! Ja, früher war das anders! als Papa noch sein kleines, aber solides und von allen Leuten belobtes Warengeschäft betrieb, da war er immer so heiter; wenn er nach Hause kam, scherzte er mit der seligen Mutter, mit der Schwester und mir, fragte, was wir in der Schule gelernt hatten, prüfte uns manchmal und ließ sich öfters ein Stückchen auf dem Klavier vorspielen oder ein Liedchen singen; am Sonntage fuhren wir im Sommer über Land, im Winter gingen wir ins Theater oder besuchten Verwandte und Freunde und improvisierten auch ein Tänzchen. Das ist alles vorbei! Schon als die gute Mutter starb und Tante, Vaters Schwester, zu uns zog, wurde das Haus auf einen größeren Stil gesetzt, wie sie das nannte. Aber seitdem noch die reiche Zeit

eingebrochen ist, da erkennt man Papa nicht mehr. Zuerst verkaufte er das nette Häuschen, in welchem wir so lange und so angenehm gewohnt hatten, um einen außerordentlichen Preis; dann erwarb er dieses hier; kaum waren wir ein paar Monate drinnen, da gab er es wieder ab mit einem großen Gewinne und bleibt nur als Mieter noch ein halbes Jahr. Inzwischen hat er noch zwanzig andere Spekulationen angefangen, die ihm alle sehr viel Geld bringen mußten, da unser Hausstand immer größer eingerichtet wurde; wir haben Equipage, wir geben Gesellschaften, bei welchen die Tante im lächerlichsten Aufzug erscheint und eine Masse von Herren und Damen eingeladen sind, die uns gar nicht gefallen und uns so en bagatelle anzusehen scheinen, weil sie allerhand Titel haben, Kommerzienrat und Konsul und dergleichen, und Papa nicht. Meine Schwester Louise findet sich in dieses Leben, sie freut sich über den großen Reichtum und den Luxus und ihre schöne Toilette, obwohl auch sie eingesteht, daß es früher gemütlicher bei uns war. Mich aber beängstigt dieses Treiben. Die vielen Menschen, die jetzt alle Morgen beim Frühstücke schon kommen und dem Papa die ausgeheckten Unternehmungen unterbreiten, sind mir zuwider; es sind Gesichter darunter, die der Papa früher gewiß nicht über die Schwelle ließ. Und die Frau Tante redet mit ihrem Hofmeister vom guten Ton, wobei sie nicht merkt, daß jedermann sie auslacht. — Aber das alles wäre noch zu ertragen, doch daß Papa mir jetzt noch einen Freier aufdrängen will, das ist doch gar zu grausam!“

Und wieder strömten Thränen aus ihren Augen.

Der junge Künstler kam gegenüber diesem Herzens- und Thränenerguß in nicht geringe Verlegenheit, aus welcher er sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er wieder die Hand Lauras ergriff und diesmal mit Küssen bedeckte — wogegen das liebenswürdige Kind sich nicht zu sehr sträubte. Plötzlich sprang er vom Stuhle auf, legte sein Gesicht wieder in ernste Falten, nahm eine fast theatralische Stellung an und sprach mit poetischem Pathos:

„Mein verehrtes, gnädiges Fräulein, Ihr so gütiges Vertrauen, Ihre Mitteilungen haben einen Gedanken, gegen den ich nur bisher ankämpfte, plötzlich zum festen Entschlusse herangereift — ich muß das Glück, Ihnen Unterricht zu erteilen, von nun an aufgeben.“

„Wie?!“ rief Laura erschrocken und wurde ganz blaß.

„Ja, mein gnädiges Fräulein — meine teure Laura —

lassen Sie mich heute Sie zum ersten und letzten Mal so nennen — ich darf Ihr Lehrer nicht länger bleiben. Als vor dritthalb Jahren das Vertrauen Ihres Herrn Papa zu dem Ehrenamte mich berief, da waren Sie fast noch ein Kind, an dessen natürlich graziösem Wesen und lustigen Einfällen ich mich herzlich erfreute. Seither sind Sie herangewachsen und immer schöner geworden, Ihr herrliches Talent zur Musik hat sich immer mehr entfaltet — ich glaubte eine Zeitlang, daß nur dieses Talent, daß nur die vortreffliche Schülerin mich so sehr anzog — bis es mir in den letzten Wochen klar wurde, daß noch andre Gefühle für Sie in meinem Herzen weilten, als rein künstlerische. Nein, mein Fräulein, gerade, weil ich in Ihrem Hause vieles Vertrauen genieße, weil Ihre Tante und auch Ihre ältere Schwester in letzter Zeit der Unterrichtsstunde gar nicht mehr beiwohnen, sich also auf meine Ehrenhaftigkeit verlassen, muß ich fort, um —"

Laura unterbrach ihn:

„Tante kommt nicht etwa aus besonderem Vertrauen zu Ihnen nicht in das Zimmer, sondern weil sie sich jetzt am besten putzen kann und sich mit Heiratsgedanken trägt. Einer von Papas Agenten hat ihr ein paar schöne Redensarten gesagt und seither hat sie für nichts mehr Sinn, als für ihre Toilette; und Schwester Louise? die kommt nicht, weil sie jetzt am besten unbemerkt Briefe schreiben kann — denn sie ist ja auch verl —" sie stockte und wurde überrot.

Fromann seufzte und sprach wieder: „Ich muß fort!"

„Aber," meinte Laura zögernd, „wenn das, was Sie vorhin gesagt haben, wahr ist, warum sprechen Sie nicht mit Papa?"

„O, ich habe schon daran gedacht, mein Fräulein — aber wie darf ich hoffen, daß ein so reicher Mann, wie Ihr Herr Vater, einem armen Künstler, der nur einen bescheidenen Haushalt anständig bestreiten könnte, die Hand seiner Tochter gewähren wird, zumal da sich schon ein ihm anstehender Freier gemeldet hat, gewiß ein recht reicher, junger Bankier?! Nein, mir bleibt nichts, als ein hoffnungsloses Lieben — ich muß Sie meiden, und Sie, mein teures Fräulein, werden mich bald vergessen."

„Niemals!" wollte Laura, deren Thränen wieder reichlich flossen, eben sagen; aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen — der Vater stand vor ihr. Auch Fromann erschrak ein wenig, faßte sich aber sogleich und bewahrte eine ruhige

Haltung. Herr Bender war ein Mann, der im Vorgefühle der sehnlichst angestrebten und ihm im voraus sicher dünkenden Kommerzienratswürde sich stets befliß, einen ernsten und ruhigen Ton einzuhalten, wie das einem sehr reichen und zukünftigen vornehmen Manne geziemt. Aber in jenem Augenblicke, als er sehr übel gelaunt und viel früher als gewöhnlich nach Hause kam, seiner Tochter den bevorstehenden Besuch des Freiers ankündigen wollte und sie in so gefühlvoller Unterhaltung mit dem Klavierlehrer traf, da vergaß er alle bon-ton-Regeln und ließ seiner ursprünglich derben Natur derart die Zügel schießen, daß Fromann ihm sehr ernst und in entschiedener Weise bemerkte:

„Herr Bender, Sie haben durchaus kein Recht, in solchem Tone mit mir zu sprechen, vergessen Sie nicht, ich bin ein durchaus ehrenhafter Künstler und an den Umgang mit der gebildetsten Gesellschaft gewöhnt."

Laura erschrak heftig bei diesen Worten Fromanns und blickte besorgt auf ihren Vater; sie wußte, wie dieser als praktischer Geschäftsmann auf die „bettelstolzen Künstler" geringschätzend blickte, und daß die Anspielung auf die gebildetste Gesellschaft keine glückliche Verteidigung war, weil der Vater gar oft die Bemerkung fallen ließ, daß jetzt auch die Gebildetsten das Geld hernähmen, wo sie es bekämen. Aber zu ihrem Erstaunen ward Herr Bender ruhiger und schlug einen ganz höflichen Ton an. Diese so unerwartete Wendung hatte ihre besonderen Gründe. —

Unser Künstler verkehrte viel im Hause jenes vortragenden Rates im Handelsministerium, der auch über die Erteilung von Diplomen und Titeln zu berichten hatte. Aber auch die edleren Gründe für die plötzliche Sinnesänderung des Herrn Bender wollen wir nicht verschweigen: er hatte die Worte Fromanns gehört und erkannt, daß dieser wirklich edel dachte und handelte; er liebte seine Tochter und fühlte Mitleid mit dem blassen Gesichtchen und der leidenden Miene des sonst so ruhigen und heiteren Mädchens, endlich war er ja von Hause aus ein gutmütiger Mensch, und so sprach er denn und nahm dabei eine Stellung an, als wäre er schon geheimer Kommerzienrat mit drei Orden:

„Herr Fromann, ich will die etwas hochtrabenden Worte, die Sie eben gesprochen, nicht gehört haben, weil ich Sie für einen Ehrenmann halte; aber Sie werden mir eingestehen, es wäre vernünftiger gewesen, den Entschluß, den Sie erst heute gefaßt haben, schon früher auszuführen und den

Unterricht meiner Tochter aufzugeben, bevor solche Narreteien vorkamen."

Fromann schwieg verlegen auf diese nicht unrichtige Bemerkung, aber Laura meinte vorlaut:

„Es wäre nichts vorgefallen, Papa, wenn du mich nicht —"

„Ja richtig," unterbrach sie Herr Bender, „du erinnerst mich an den eigentlichen Zweck meines Kommens, gehe sofort auf dein Zimmer und mache Toilette, um wichtigen Besuch zu empfangen, ich habe noch einige Worte mit Herrn Fromann zu sprechen."

Als Laura zögerte, der Weisung nachzukommen, wiederholte er sie in strengerem Tone, fügte aber hinzu:

„Aengstige dich nicht, Herr Fromann wird mit unsrer Unterredung zufrieden sein; aber nun gehe."

Laura gehorchte. Bevor sie das Zimmer verließ, wandte sie sich um und warf Fromann einen Blick zu, welchen der Vater, der mit dem Rücken gegen die Thür stand, glücklicherweise nicht bemerkte, er wäre sonst nicht sehr erbaut und in seinen Gesinnungen gegen Fromann weniger wohlwollend gewesen.

Im nächsten Zimmer traf sie die ältere Schwester Luise, welche die letzte Szene belauscht hatte; beide gingen in das obere Stockwerk und klagten einander ihr Leid unter mannigfachen Seufzern; denn auch Luise war vom Vater einem jungen, reichen Börsenspekulanten versprochen worden. Im Anfange hatte sie dessen Bewerbung nicht unfreundlich aufgenommen, denn die Aussicht auf einen luxuriösen Hausstand schien ihr verlockend. Aber je mehr sie den vom Vater gewählten Freier kennen lernte, desto weniger verführerisch erschienen ihr alle jene Aussichten. Das glänzendste Los an der Seite eines gemütlosen und nur auf Goldgewinn bedachten Mannes dünkte ihr ein Elend. Und als sie nun gar auf mehreren Bällen mit einem jungen Gelehrten, einem Naturforscher, zusammentraf, der, aus einem angesehenen Kaufmannshause stammend, die schwere Wissenschaft dem damals so leicht zu erwerbenden Reichtume vorgezogen hatte, als dieser sich ihr überall näherte und ihr wahre Neigung zu erkennen gab, da faßte sie den unerschütterlichen Entschluß, die vom Vater beschlossene Verbindung nimmermehr einzugehen. Anfangs suchte sie den Bewerber selbst durch Kälte und launisches Betragen zum Aufgeben seines Vorhabens zu bewegen, doch diesem war es mehr darum zu thun, daß er

eine schöne und reiche Braut gewann, mit der er prunken konnte; was sie fühlte, schien ihn weniger zu kümmern. Luise mußte andre Mittel ersinnen, um die schwerfällige Aufdringlichkeit des Bewerbers, die Strenge des Vaters und die Hartnäckigkeit der Tante zu besiegen.

Wie sie es aber anstellen wollte, darüber konnte sie noch zu keinem rechten Plane gelangen.

II.

Nachdem Herr Bender sich vergewissert hatte, daß niemand im Nebenzimmer lauschte, begann er in sehr rascher, leiser Rede:

„Herr Fromann, ich habe zwar sehr wenig Zeit, will Ihnen aber wohl. Sie haben meiner Tochter sehr guten Unterricht gegeben, alle Welt sagt, sie hätte unter Ihrer Leitung große Fortschritte gemacht und spiele sehr schön; auch sind Sie ein ehrenhafter Mensch — ich will Ihr Glück machen. Gut Klavier spielen ist gewiß etwas recht Schönes, aber man kommt doch nicht weit vorwärts dabei. Den ganzen Tag Lektionen und höchstens einmal ein Konzert geben, ist doch eine sehr schwache Existenz. Warum wollen Sie nicht Kaufmann werden? Sie würden sich binnen ganz kurzer Zeit ein recht hübsches Vermögen erwerben, wenn ich Sie unterstütze."

Fromann wollte reden —

„Unterbrechen Sie mich nicht," meinte Herr Bender, „es kommt nicht bald wieder die Gelegenheit, daß wir uns so gemütlich unterhalten können. Ihr seliger Herr Vater war ein tüchtiger Kaufmann und hat mir öfter gesagt, Sie hätten sehr viel kaufmännisches Talent, rechneten sicher und leicht und wären auch sonst gewandt, er hätte sie zu manchem guten Geschäfte verwendet, jedesmal verläßlich befunden und bedauert, daß Sie durchaus Musiker bleiben wollten. Ich mache Ihnen nun einen brillanten Vorschlag. Ich habe da in der Provinz ein großes Unternehmen vor, für welches die Gutsbesitzer gewonnen werden müssen. Mit einem gewöhnlichen Agenten richte ich nichts aus, die Kerle wollen nur verdienen und haben auch keine Manieren. Ich bedarf eines Menschen, der wahres Interesse für mich hegt und sich in Gesellschaft zu bewegen weiß. Sie, mit Ihrem musikalischen Talente, mit Ihrem angenehmen Aeußeren und Ihren

feinen Manieren wären ganz mein Mann. Sie könnten sich von Ihren guten Freunden Empfehlungen geben lassen, von einem Gute auf das andre reisen und für meine Interessen wirken. Ich würde Ihnen so genaue Instruktionen mitgeben, daß ein Fehler von Ihrer Seite ganz unmöglich wäre. Es handelt sich auch gar nicht um ein Abschließen, sondern vor allem, die Leute für das Unternehmen zu gewinnen. Das rein Geschäftliche würde ich schon sehr bald in Ordnung bringen. Sie würden sehr gute Diäten erhalten, mehr, als Sie hier verdienen, würden von mir an dem Geschäfte beteiligt und dann noch weiter verwendet werden. Schlagen Sie ein, und Ihr Glück ist gemacht."

Herr Bender beabsichtigte bei diesem Vorschlage ebenso aufrichtig des jungen Mannes Glück zu gründen, als auch ihn für einige Monate aus der Stadt und aus Lauras Gesichtskreis zu entfernen. Er war der freudig dankbaren Annahme seines Vorschlages gewiß und daher nicht wenig überrascht, als Fromann ihm sehr ruhig antwortete:

„Herr Bender, Sie meinen es gewiß gut mit mir, aber ich bin und bleibe ein echter Musiker; der lernt und pflegt seine Kunst nicht um des Gewinnes willen, den sie ihm bringt, sondern um der höheren Weihe willen, die sie ihm verleiht. Und ich will nicht als Ihr Agent den Gutsbesitzern in der Provinz Sonaten von Beethoven vorspielen, um hintendrein die günstige Stimmung für ein Geschäft zu benutzen. Allerdings behauptete mein seliger Vater, ich verstände Geschäfte sehr gut zu führen, und noch gestern bemerkte der Ministerialrat Preßler, ich hätte einen merkwürdigen kaufmännischen Instinkt . . ."

Herr Bender, der bisher die Rede mit allen Zeichen unbehaglichster Laune ungeduldig angehört hatte, horchte mit einemmal hoch auf.

„Preßler," fragte er, „woher kennen Sie Den? Wie kommt er zu der Bemerkung über Sie?"

„O, er und seine Frau sind meine besonderen Gönner, weil ich trotz meiner Anlagen zum Kaufmanne so fest an meiner Kunst halte. Gestern war ich bei ihnen zu Tische, nachmittags fuhren wir aus. Der Herr Ministerialrat fragte mich, ob mir denn noch nie Gelüste nach schnellem Reichtum, nach Beteiligung an einer Gründung und großem Gewinste aufgestiegen wären? Ich antwortete, daß Gedanken an dergleichen Geschäfte mir ganz fern lägen. Das bißchen Vermögen, das der Vater hinterlassen, läge in sicheren Staats-

papieren und würde von mir nicht angerührt, damit die Mutter davon lebe; ich selbst aber verdiente gerade soviel, als ich brauchte. Gerade als ich so redete, fuhr der Wagen an dem neugeplanten Ufer vorbei, in dessen Nähe das hübsche kleine Wäldchen mit den alten traulichen Häusern steht; da überkam mich plötzlich ein Gelüste, dem ich Worte gab. ‚Sehen Sie, Herr Ministerialrat, dort das Häuschen mit dem Gärtchen möchte ich besitzen. Das wäre gar ein schönes, ruhiges Plätzchen zum Träumen, Phantasieren und Komponieren, da brächte ich meine Oper zur Hälfte früher zustande, als im Stadtlärm!‘ Da lachte der Ministerialrat und meinte: ‚Seht doch den kaufmännischen Instinkt. Also das Häuschen! Nun, Sie würden es nicht lange besitzen und sich bald ein großes, mit einem parkähnlichen Garten kaufen können, denn gestern ist das große Haus Kronenberg um die Konzession zu einer neuen Eisenbahn eingekommen, wird sie höchst wahrscheinlich erhalten, und dort, wo diese Häuschen stehen, wird dann der Bahnhof gebaut werden. Jede Quadratrute ist einen tüchtigen Haufen Gold wert!‘“

„Und das alles sagen Sie erst jetzt!“ unterbrach ihn Herr Bender in fieberhafter Aufregung. „Sie sind ja ein“ — Dummkopf, wollte er sagen, verschluckte aber das Wort und meinte: „durch und durch genialer Mensch, aber höchst unpraktischer Kaufmann.“

„Ja, Herr Bender,“ entgegnete Fromann, „erstens bin ich ja Musiker und kein Kaufmann, und dann waren die Geschäfte, welche ich meinem seligen Vater besorgte, durchaus solider Natur, Spekulationen hat er nie unternommen.“

Herr Bender hörte kein Wort von all diesen moralischen Betrachtungen; er war an den Glockenzug gegangen, hatte stark geklingelt und ließ durch den herbeieilenden Diener seine Schwester so rasch wie möglich zu sich berufen; diese stürzte zitternd herab mit einer geschminkten und einer ungeschminkten Wange; — sie glaubte nicht anders, als daß ihre Korrespondenz mit des Bruders Agenten entdeckt sei, welchem sie manches geschäftliche Geheimnis mitgeteilt hatte. Aber Herr Bender empfing sie mit freundlichster Miene, führte sie ein wenig beiseite und flüsterte rasch:

„Höre, Schwester, thue mir den Gefallen und beschäftige den Herrn Fromann wenigstens eine halbe Stunde, vielleicht gibst du ihm eine wichtige Kommission, so daß er sich nirgends aufhalten und mit niemand unterhalten kann, und wenn Herr Baumann, Luisens Freier, und Herr Direktor

Gödel kommen, dann empfange du sie und entschuldige meine Abwesenheit, höchst wichtige Geschäfte, die keinen Aufschub erleiden, zwingen mich, auszufahren und vielleicht einige Stunden wegzubleiben. Wenn die Mädchen sich nicht zeigen wollen, so dringe nicht in sie, die Herren werden wiederkommen. Ich habe mit dem Herrn Direktor Gödel überhaupt noch ein Wörtchen zu sprechen, er hat mir vor einer Stunde in der Aktionärversammlung einen sonderbaren Streich gespielt."

Darauf wandte er sich zu Fromann und meinte:

„Meine Schwester hat Ihnen manches zu sagen, bleiben Sie noch eine Zeitlang hier, Herr Fromann, ich muß fort, adieu!" und damit ging er. Während er die Treppe hinabeilte, dachte er:

„Den Gödel wünsche ich als Tochtermann, den Fromann wünscht meine Tochter zum Manne; jener hat mir in der Generalversammlung durch seine Bemerkungen und strenge Prüfung die Aktionäre stutzig gemacht und mich auf ein Haar um die 3000 Thaler gebracht, die ich durchaus nicht verpflichtet war, den Leuten vorzurechnen, aber um Aufsehen zu vermeiden, doch nicht behalten konnte. Dieser brave Musiker dagegen, den ich nicht einmal gut behandelte, verschafft mir durch seine Mitteilung höchst wahrscheinlich hohen Gewinn; dabei bleibt Gödel doch ein Genie und Fromann ein Dummkopf! Was hätte ein andrer, der ein solch wichtiges Geheimnis erfuhr, für Geld herausgeschlagen! Der Gödel wollte mir nur beweisen, daß ihm nichts entginge, der Schlaukopf!"

Herr Bender fuhr zuerst nach seinem Wäldchen in der Nähe des Ufers, an welchem der geplante Bahnhof gebaut werden mußte, er stieg aber schon eine Strecke vorher aus und begab sich zu Fuße dahin, stellte sich den Eigentümern jener einzelnen Häuser — Ackerbürger und Kleinhändler — als Agent eines Fabrikanten vor, der dort in der Nähe des Wassers eine Fabrik bauen wollte, bot ihnen gleich den doppelten Wert ihres Besitzes, zahlte ihnen einen Teil der Summe sofort aus und hatte die einfachen Leute bald zu einem schriftlichen Uebereinkommen beredet, daß sie niemand als ihm die Häuser überlassen würden. Nur ein alter pensionierter Subalternbeamter wollte sich von seinem Ruhesitze nicht sogleich trennen und verlangte Bedenkzeit. Bender drängte absichtlich nicht zu sehr und erklärte sich bereit, nächster Tage wiederzukommen. Dann fuhr er rasch zu dem

Chef des Hauses Kronenberg und verlangte Beteiligung an dem Eisenbahnunternehmen, dessen Konzession als sicher anzunehmen stand. Seine Forderung ward zugestanden, denn er konnte als sehr gefährlicher Konkurrent gegen die Erteilung der Konzession wirken und galt auch als ein Genie, das allen Unternehmungen, an denen er sich beteiligte, Glück brachte. Das Hauptgeheimnis seines Genies bestand darin, daß er jede Plangelegenheit selbst betrieb, daß, wo es Geschäfte galt, ihm kein Gang zu unbequem, keine Persönlichkeit zu gering erschien, und daß er sich nur im dringendsten Notfalle eines Agenten bediente.

Mittlerweile war Fromann mit Tantchen Bender allein geblieben. Nach den freundlichen Worten des Bankiers konnte er nichts andres denken, als daß dieser ihm doch einige Hoffnung auf Lauras Hand gewähren wollte; klopfenden Herzens erwartete er das alte Fräulein, die rasch nach ihrem Zimmer geeilt war, um die linke, noch ungeschminkte Wange herzurichten und noch einige falsche Locken anzusetzen. Nun kam sie mit ihrem süßesten Lächeln, sprach zuerst von ganz gleichgültigen Dingen und dann von der Sympathie, die alle liebenden Herzen einander schulden, und fragte zuletzt: „Ach, lieber Herr Fromann, kennen Sie den Herrn Zerrberger?"

„Den kleinen, schiefbeinigen Makler mit der braungelockten Perücke und der großen goldenen Kette?" wollte Fromann fragen, doch als er das verklärte Gesicht des alten Fräuleins sah, besann er sich rasch und antwortete einfach: „Ja!"

„Würden Sie wohl die große Gefälligkeit haben und ihm einen Brief von mir bringen? Doch nein, Sie würden mich zu noch mehr Dank verpflichten, wenn Sie eine mündliche Botschaft übernehmen wollten."

Dem in seinen Hoffnungen arg getäuschten Künstler schwebte eine ablehnende Antwort auf den Lippen, da meinte das Fräulein Bender:

„Ich will Ihnen sagen, warum ich Ihre Güte in Anspruch nehmen muß. Ich weiß, Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen! Sie lieben ja auch unglücklich," dabei drehte sie die Augen gen Himmel und seufzte jämmerlich, „und Gott ist mein Zeuge, ich gönne Ihnen Lauras Hand viel lieber, als diesem hochmütigen Gödel, und was ich vermag, möchte ich thun, um Ihre Liebe zu unterstützen; aber es geht leider nicht. Sie kennen meinen Bruder nicht, er ist seit zwei Jahren wie umgewechselt, will nur von reichen

Leuten reden hören, träumt nur vom Umgange mit Millionären und hohen Beamten, die ihm Ehren verschaffen können. Nun sehen Sie, Herr Zerrberger und ich lieben uns — wieder ein Seufzer — aber er besitzt noch nicht das Vermögen, das wir bei der jetzigen Zeit zu einem anständigen Haushalte brauchen — und da verhelfe ich ihm manchmal zu einem gewinnbringenden Geschäfte, indem ich ihm Mitteilungen über manche große Spekulationen zukommen lasse, die mein Bruder im Vereine mit andern Bankhäusern ins Werk setzt. Da ich nun bei Sendung von Briefen immer Entdeckung befürchten muß und Sie auch wissen — hier senkte Tante Bender die Augen verschämt zu Boden — welcher Gefahr sich eine junge Dame selbst bei der unschuldigsten Korrespondenz mit einem Manne aussetzt, so kam ich heute auf den Gedanken, Ihre Güte anzugehen; ein Liebender wird gewiß einer Liebenden solch kleine Gefälligkeit, durch welche er ihr Glück befördern kann, nicht verweigern! — Also — werden Sie Herrn Zerrberger meine Botschaft überbringen?"

Dem Appell an seine Gefühle konnte Fromann nicht widerstehen; er sagte zu und jene sprach:

„Nun gehen Sie nach dem großen Kaffeehause in der X-Straße, in welchem die sogenannte Nachmittagsbörse gehalten wird, dort werden Sie meinen Freund finden, Sie rufen ihn beiseite, sagen ihm, daß ich Ihre Güte in Anspruch genommen habe und ihm die Nachricht sende, er soll Köln-Mindener Bahn-Aktien kaufen! Eilen Sie, Gott mit Ihnen! seien Sie unsres Dankes versichert!"

Fromann schrieb den Auftrag in sein Notizbuch, um keinen Irrtum zu begehen, und ging. Als er auf der Straße so rasch vor sich hinschritt und die eben erlebten Szenen an seinem Gedächtnisse vorüberführte, — als er dachte, wie er, der ein schönes und liebenswürdiges Mädchen hoffnungslos liebte und von ihm ebenso geliebt ward, unmittelbar nach schmerzlicher Trennung zum Liebes- und Geschäftsboten des alten Fräulein Bender an den Makler Zerrberger angeworben ward, da erschien ihm der Fall so komisch, daß er trotz seiner trüben Stimmung auflachte. Im selben Augenblicke ertönte eine Stimme neben ihm:

„Was freut Sie denn so sehr, lieber Herr Fromann, Sie plagen sich den ganzen Tag und sind doch immer gut aufgelegt; unsereiner braucht nicht viel zu thun, verdient Erkleckliches und kommt doch aus den Sorgen und aus der Aufregung gar nicht heraus." Der Fragende war ein Herr

Forstheim, Schüler Fromanns, ein hübscher Mann von etwa dreißig Jahren, ehemaliger Buchhalter eines Bankgeschäftes, nunmehr selbst etablierter Bankier, leidenschaftlicher Musikfreund und seinem Lehrer aufrichtig zugethan. Fromann entschuldigte sich, daß er auf die Frage gar nicht Auskunft geben könne, ein wichtiger und rascher Gang erlaube ihm keinen Aufenthalt.

„Ei," meinte Forstheim. „Sie gehen in der Richtung der X=Straße, dahin führt auch mein Weg, ich muß in die Abendbörse und sehen, wie die Köln=Mindener stehen."

„Haben Sie gekauft?" fragte Fromann unwillkürlich.

„Nein, ich habe verkauft, der Kurs ist schon so hoch getrieben, daß ein Rückschlag erfolgen muß."

„Wie!" rief Fromann erschrocken und blieb stehen. „Sie haben verkauft?!"

„Ja, sehr bedeutend! Viele Leute sind meiner Ansicht und spekulieren auf das Fallen der Papiere —"

„Und ich sage Ihnen," meinte Fromann, indem er rascher als vorher schritt, um den momentanen Zeitaufenthalt zu ersetzen, „daß Sie kaufen sollen, daß Sie kaufen müssen, ich verstehe nichts von dieser Sache, aber ich weiß, daß sehr große Häuser, die immer Glück haben, gekauft haben."

Jetzt erbleichte Forstheim und zitterte fast — ergriff Fromanns Hand — die seine war eiskalt.

„Fromann, sind Sie sicher? Bedenken Sie sich genau! Mein Vermögen steht auf dem Spiele; wenn starkes Steigen eintritt, bin ich ein ruinierter Mensch!"

„Ich kann Ihnen nur ganz bestimmt wiederholen, was ich bereits gesagt habe, daß sehr große und sicher spekulierende Bankiers kaufen lassen."

„Gerechter Himmel!"

Mit diesen Worten sprang Forstheim in einen Mietswagen und rollte ohne ein Wort des Abschiedes von dannen. Fromann blickte ihm kopfschüttelnd nach. Als er in das Kaffeehaus trat, sah er jenen bereits mit Herrn Zerrberger, welchem Fräulein Benders Botschaft galt, im eifrigen Gespräche. Beide schienen zu beraten, ohne einen Entschluß zu fassen. Da trat unser Freund heran, rief den Makler abseits und brachte seinen Auftrag an. Dieser machte es nun gerade so, wie früher der junge Bankier; er rannte fort, ohne Fromann ein Wort zu sagen. Der Musiker, vom jähen Wechsel der Ereignisse, wie vom raschen Gehen ermüdet, setzte sich in einer Ecke nieder und ließ sich eine Tasse Kaffee reichen.

Bald vernahm er wirres Geschrei, das zuletzt in Toben ausartete. „Ich gebe“, „ich nehme“ tönte es von allen Seiten vom tiefsten Baß bis zum kreischendsten Falsett. Alles rannte zusammen. In der Mitte des Saales hatte sich ein unentwirrbarer Knäuel gebildet, aus welchem man nur Herrn Zerrbergers Stimme vernahm, welche die übrigen überschrie. Die Gesichter nahmen einen wilden Ausdruck an, das Toben wurde immer ärger.

„Lieber eine Folge von reinen Quinten auf einer verstimmten Geige hören, als diesen Spektakel,“ brummte Fromann und lief weg.

Er sollte noch zwei Unterrichtsstunden geben, ließ sich aber entschuldigen, begab sich nach Hause und suchte im Komponieren geistige Ruhe zu gewinnen. Nur langsam ging die Feder über das Papier, die Gedanken schweiften in allen andern Sphären, als in der musikalischen. Müde und abgespannt ging er zu Bette.

„Es ist doch ein elendes Leben, so den ganzen Tag nur den Lektionenkarren zu schieben, hier und da ein paar Kompositionen fertig zu kriegen und alle Jahr einmal ein Konzert zu geben, und das alles, um die Existenz einigermaßen anständig zu fristen. Darum jahrelang geplagt, sich an den Quellen der himmlischen Kunst begeistert, die höchsten Ideale angestrebt, um hinterdrein ärger zu leben, wie jener armselige Philister? Da haben es die Herren von der Börse doch besser! Ein glücklicher Tag und sie sind für das Leben geborgen. Könnte ich doch einmal eine solch große Summe gewinnen und diesen Göbel ausstechen, um das schöne Mädchen freien und wieder von den Eltern mit offenen Armen empfangen werden. O Laura! Doch nein, nach dem, was ich heute gesehen, will ich selbst den Besitz der Geliebten nicht durch Börsengeschäfte erlangen. Ich bleibe ein armer, hoffnungslos liebender Künstler, aber meiner Kunst getreu!“

Mit diesen Gedanken schlief er ein; wirre Träume umgaukelten ihn. Er sah eine Partitur mit beziffertem Basse; aber die Ziffern zeigten nicht Akkorde an, sondern Aktienkurse mit Bruchteilen, z. B. 17½. Er vernahm Lauras Stimme, die ein Lied sang, dazwischen das Geschrei der Makler im Kaffeehause, er erblickte das Häuschen am Waldessaume, das er so gern gekauft hätte, um ruhig zu komponieren; über demselben schwebte eine Eisenbahnbrücke, auf dieser brauste eine Lokomotive, der Heizer war Herr Bender. Endlich vernahm der Träumende gar Tanzmusik, er befand sich auf einer

Hochzeit und walzte in Balltoilette mit der Braut — die aber trug die Züge der Tante Bender — das war ein zu arger Alp — mit einem Schrei erwachte Fromann — und brauchte lange, bevor er diesen Traum überwand.

III.

Gar blaß und abgehärmt schlich der gute Fromann in den folgenden Tagen umher. So oft es nur anging, nahm er den Weg an Lauras Hause vorüber, blickte sehnsüchtig hinauf, „ob das Fenster klang“, ob „die Liebliche sich zeigte“. Aber — „vergebens, es regte sich keine Gardine“; so mußte er das traurige Los tragen, Laura nicht wiederzusehen. Er grollte gegen die ganze Weltordnung, gegen Vorsehung und Menschen, besonders aber gegen die Gründer und am meisten gegen den Direktor Göbel, den von Herrn Bender begünstigten Werber um Lauras Hand. So saß er am vierten Morgen nach jenem verhängnisvollen Tage vor seinem Schreibtische und kaute an der Feder. Tief-leidenschaftliche und schmerzliche Melodien, die ihm beim Phantasieren am Klavier in die Finger gekommen waren, wollte er zu Papier bringen, eine Sonate komponieren, vermochte aber nicht die Gedanken auf einem Punkte zusammenzuhalten. Kaum waren zwei Takte mühsam niedergeschrieben, da tauchte zwischen den Notenköpfen ein liebliches blondes Lockenköpfchen mit blauen Augen hervor und verwirrte seine Sinne, da er nichts weiter vor sich sah, als die Züge der Geliebten, und nichts andres hörte, als ihre Stimme. Mit dem inneren Klingen — unerläßliche Bedingung des richtigen Tonsetzens — war es vorbei. So ging das nun seit drei Stunden; er, der sonst rasch arbeitete, hatte noch nicht eine Seite fertig gebracht; da warf er denn die Feder weg und sprang vom Tische auf.

„Es geht nicht, es geht nicht, und es wird nicht gehen!“ rief er. „Der Künstler, der da behauptet, daß man mit einer Leidenschaft im Herzen am besten komponierte, dichtete oder malte, der war nie verliebt, oder hat wissentlich gelogen. Zu jeder Kunstschöpfung bedarf der Geist völligen Aufgehens in seine Aufgabe, wie soll er diese erste Bedingung erfüllen, wenn hundert Gedanken und Gebilde ihn zu gleicher Zeit bewegen? Eher noch im Weinrausch, — denn an den Wein braucht man nicht zu denken — als im Liebesrausch! Nein

und dreimal nein! Nur wenn die Leidenschaft geklärt ist und die künstlerische Phantasie allein beschäftigt, kann ein richtiges Kunstwerk zustandekommen — aber so lange die Flamme brennt, verzehrt sie jeden Stoff, der ihr nahe kommt. — Ach Laura! Hole der — alle Gründer und besonders diesen —"

Gödel, wollte er eben sagen, da klopfte es an die Thür und herein trat ein kleines, feistes Männchen mit einem freundlichen, runden und roten Gesichte und kleinen, funkelnden, schlaublickenden Augen: der Musikverleger Porfik.

„Ei, mein Verehrtester," begann er, „Sie monologisieren ja ganz heftig — ich habe draußen so etwas von einem frommen Wunsche für die Gründer vernommen. Warum sind Sie gerade gegen diese so aufgebracht? Sie mögen ja hier und da gerade nicht sehr angenehme Manieren haben, aber sie bringen höllisch viel Geld unter die Leute und befördern Handel und Wandel. Ich selbst habe vor ein paar Tagen ein ganz gutes Geschäftchen durch die Freundschaft eines dieser Herren gemacht, mich auf seinen Rat an einer neuen Bank beteiligt und gleich nach acht Tagen meine Aktien mit großem Gewinne losgeschlagen; zu gleicher Zeit teilte mein Buchhalter mir mit, daß Ihre Kompositionen in letzter Zeit ganz ungewöhnlich viel gekauft wurden — sehen Sie, das ist auch eine Folge der gesteigerten Geldzirkulation. Es beschäftigen sich jetzt gar viele Leute mit Musik, gehen in Konzerte, kaufen Noten, welche vor wenigen Jahren nur an den Erwerb des Allernötigsten denken konnten; und weil ich dadurch jetzt gute Geschäfte gemacht habe, dachte ich denn, da soll auch mein lieber Freund Fromann sich mit mir freuen, ich komme, bei Ihnen sechs leichte und gangbare Piecen zu bestellen und biete Ihnen gleich das Doppelte des Honorars an, welches Sie für die letzten sechs vor zwei Jahren erhalten haben, he? bin ich nicht ein kulanter Mann? Aber die Sachen müssen sehr rasch fertig sein, Ihr Name ist jetzt beliebt, das Eisen muß geschmiedet werden!"

„Rasch, nur immer rasch!" entgegnete Fromann mit einiger Bitterkeit. „Komponieren geht nicht so schnell, wie jetzt das Reichwerden; zu jenem gehören Gedanken, zu diesem nur Glück!"

„Und zum Glück," meinte der Verleger, „gehört, daß man nicht zaudere, wenn es sich bietet. Ich bestelle Kompositionen bei Ihnen, will, ohne sie zu prüfen, ein bedeutendes Honorar dafür bezahlen und Sie beklagen sich, weil ich

verlange, daß Sie meine Bestellung unverzüglich ausführen? Wollen Sie auch streiken?"

„Nein, Herr Porfik, aber ich glaube, daß meine früheren Kompositionen gekauft werden, weil sie doch einigen künstlerischen Wert enthalten, und ich möchte mir Ihre freundlichen Gesinnungen nicht verlieren, indem ich Ihnen schlechtes Zeug hinschmiere."

„Schmieren Sie immer zu, mein Verehrtester!" bemerkte der Verleger, „wenn ich's zufrieden bin, brauchen Sie sich keine Skrupel zu machen. Alle Welt schmiert jetzt, was glauben Sie, thun die Maler, selbst die besten? Sie haben mehr Bestellungen, als sie ausführen können, da nehmen sie die bestbezahlten heraus und malen so schnell als möglich."

„Ich glaube nicht, daß ein wahrer Künstler ungewissenhaft rasch arbeitet, nur um viel Geld zu verdienen," meinte Fromann.

„Und doch ist es so, Verehrtester! die Leute von Ruf wollen jetzt zu ihrem Rufe auch noch Reichtum sammeln; also arbeiten Sie mit Dampfkraft."

„Aber flüchtige Arbeit schadet dem Rufe — und doch auch zuletzt dem Erwerbe — ein echtes Kunstwerk verlangt Vorbereitung und Sammlung —"

„Ja, Sie mögen in der Theorie recht haben," unterbrach der Verleger den Künstler, „aber in der Praxis ist es anders; die meisten reichen Leute wollen Gemälde von Malern von Ruf haben — der innere Wert ist gleichgültig, wenn nur der Name des Künstlers über dem Rahmen und dessen Zeichen auf dem Bilde steht. Also müssen die berühmten Maler ohne geistige Sammlung Reichtümer sammeln. Wenn einmal die Herren weniger Geld verdienen, dann werden sie geistige Sammlung gewinnen. Uebrigens verlange ich von Ihnen gar kein großes Werk, lieber Herr Fromann, nur sechs kleine Stücke mit recht hübschen Ueberschriften, „fleur d'orange" oder ‚Sternenloser Himmel', oder ‚Munteres Kätzchen', wie Sie wollen, nur daß es hübsch klingt."

„Aber Herr Porfik, glauben Sie denn, daß kleine Stücke wertlos sein können, und halten Sie Ueberschriften für durchaus notwendig?"

„Lieber ohne Wert, als ohne Ueberschrift. So gut Schumann über ein Stück geschrieben hat: ‚Warum?' — kein Mensch weiß warum — oder ‚Traumeswirren' mit einem Fortissimo, mit welchem ich die festest schnarchenden Soldaten

aufwecken will, können Sie doch auch Stücke mit Ueberschriften machen."

„Aber gerade diese beiden Kompositionen Schumanns sind auch ohne Ueberschrift herrlich!" meinte Fromann.

„Ganz richtig! Aber hätte er sie nur unter dem allgemeinen Titel Phantasiestücke veröffentlicht, so wäre deren Absatz ein zur Hälfte geringerer. Gerade ‚Warum' erscheint vielen Leuten noch viel schöner, weil der Titel gar nicht zu verstehen ist. Also machen Sie!"

Unsern verliebten und weltschmerzlich gestimmten Künstler verdüsterten die praktischen Darlegungen des freundlichen Verlegers noch mehr.

„Ich kann Ihnen jetzt nichts versprechen," meinte er. „Sie wissen, ich bin sehr gewissenhaft; gelingt es mir, sechs Stücke zu erfinden, welche meiner Ueberzeugung nach etwas künstlerischen Wert besitzen, so stehen sie zu Diensten; aber im vorhinein mich verpflichten —"

„Ganz nach Belieben," entgegnete Herr Porfik in gemütlichstem Tone, „ich will Ihren künstlerischen Ueberzeugungen keinen Zwang anthun. — Gestatten Sie mir, nur noch ein wenig bei Ihnen zu verweilen. Ich habe einen alten Verwandten und Freund, den Registrator Porfik hierher bestellt; er hatte mir gestern geschrieben, er wolle heute um Zehn zu mir kommen, um in einer wichtigen Angelegenheit meinen Rat zu vernehmen, ich mußte aber schon vor dieser Stunde meine Wohnung verlassen und das Geld für meine Aktien einkassieren; so habe ich beim Weggehen hinterlassen, der Kousin möge hierherkommen, damit wir uns sicher träfen; da höre ich auch schon seinen schleppenden Schritt. Sie haben doch nichts dagegen, daß er ein wenig bei Ihnen ausruht? der gute Alte leidet an Asthma, und das Gehen und Steigen wird ihm manchmal schwer."

Fromann nickte verbindlichst zusagend.

Der Registrator Porfik war ebenso hager und mager, als der Verleger untersetzt und rund. Aus seinem gutmütigen, ehrlichen Gesichte blickten ein paar matte blaue Augen treuherzig und traurig in die Welt.

Er entschuldigte sich bei Fromann in redseligen Phrasen, daß er störe, und sprach dann, indem er öfers nach Luft schnappte:

„Meine Tochter ist eine große Verehrerin Ihrer Kompositionen; gar oft äußerte sie, wie glücklich sie wäre, ein paar Unterrichtsstunden von Ihnen erhalten zu können, aber

ich bin ein armer pensionierter Subalternbeamter, der nach jahrelangem Sparen kaum so viel hat, daß er in seinem Häuschen am ** Ufer ein wenig frische Luft genießen kann.“

Fromann horchte auf.

„An andre Genüsse,“ fuhr der andre fort, „darf ich nicht denken, bei der jetzigen Teuerung kann man kaum das Notwendigste erschwingen. Meine arme rheumatische Frau sollte in ein Bad gehen, mir raten die Aerzte zu einem Aufenthalte an der See. — Du lieber Himmel! Minchen möchte endlich ihren Assessor heiraten; wovon sollen die Leutchen jetzt leben? Wohnen könnten sie allenfalls bei mir und auch das ist zweifelhaft; denke dir, Kousin, ich stehe in Unterhandlung um Pacht oder Ankauf eines Stückes ganz öden Landes neben meinem Häuschen; der Eigentümer wohnt weit und kann sich gar nicht damit befassen; mir wäre es zum Anbau von Gemüse für den Haushalt sehr passend. Aber selbst die geringe Summe, die er verlangt, wäre mir unerschwinglich, wenn du sie mir nicht vorstrecken kannst. — Nun kam vor ein paar Tagen ein Herr zu mir, der sich als Agent eines Fabrikanten bezeichnet, und bot mir einen ziemlich bedeutenden Preis für mein Häuschen, ich habe ihm nicht gleich zugesagt, denn erstens fiele es mir schwer, mich von dem altgewohnten Aufenthaltsorte zu trennen, zweitens, wohin soll man bei den teuren Zeiten ziehen? und drittens, wo sollte Minchen mit ihrem Assessor wohnen? Da kam der Mann denn gestern wieder und drang in mich um eine Entscheidung, bot mir noch mehr als das erste Mal, — zu gleicher Zeit vernahm ich aber, daß er bereits alle Nachbarhäuser angekauft hatte; da wollte ich denn deinen Rat vernehmen; denn wenn wirklich eine Fabrik am Ufer gebaut werden sollte, dann ist es mit Ruhe und guter Luft vorbei und es ist besser —“

Jetzt unterbrach ihn Fromann, der die Erzählung mit immer größerer Spannung vernommen hatte.

„Sagen Sie mir,“ fragte er, „sah der Agent so aus?“

Und er beschrieb Herrn Benders Gesicht, Gestalt und Anzug.

„Ja, so war's,“ antwortete der Registrator, „kennen Sie den Mann? was ist's mit ihm?“

„Daß Sie ihm Ihr Haus nicht verkaufen, sondern es behalten und abwarten sollen, denn nicht eine Fabrik, sondern ein Eisenbahnhof wird an jener Stelle gebaut — und Sie können wahrscheinlich eine sehr große Summe für Ihr Haus erhalten.“

Der alte Registrator sprang vom Stuhle auf und machte einen Satz rückwärts, gegen die Thür, daß diese vom Anpralle in den Fugen knarrte — starrte Fromann mit weit aufgerissenen Augen an und lallte:

„Mensch! Künstler! Engel! Teufel! Ist es wahr, was Sie sagen? oder wollen Sie mich alten Mann verhöhnen? das wäre nicht recht!"

„Ich kann nur wiederholen," antwortete Fromann, „was mir gesagt wurde."

Der Alte schnappte nach Luft.

„Also würde ich noch ein reicher Mann?! Meine arme Frau könnte nach Wiesbaden und ich an den See gehen — und Minchen würde den Assessor heiraten und eine eigne Wohnung haben und Dienstboten halten? Und das alles würden wir Ihnen verdanken! Herr, Gott wird Sie segnen. Jetzt aber will ich gleich nach Hause und die glückliche Nachricht bringen."

Und fort rannte er. Gerührt blickte ihm der Künstler nach. Der Verleger aber dachte:

„Was für ein Schlaukopf dieser Fromann ist. Der kann jetzt von künstlerischen Prinzipien und Bedenken reden und mein Anerbieten ausschlagen, wenn er solche Geschäfte macht. Warum haben Sie mir nichts von den großen Spekulationen mitgeteilt," fragte er, „ich hätte Ihnen einen ebenso großen Anteil zugesichert, wie jener Agent; von meinem Vetter können Sie nicht viel erwarten!"

Der Künstler bewies, wie er der Angelegenheit ganz fern stehe, sie durch einen Zufall erfahren, einem Bankier absichtslos mitgeteilt und wie dieser sie nun im eignen Interesse ausbeutete.

„Erst als Ihr Vetter von dem Antrage erzählte," redete er, „und daß derselbe Mann die andern Häuser gekauft habe, kam mir plötzlich ins Gedächtnis, wie schnell jener Bankier sich nach einer Mitteilung von mir entfernt hatte und daß er der Käufer sein mußte, da wollte ich doch wenigstens Ihrem armen Vetter den möglichen Gewinst sichern!"

Der Verleger ergriff des Künstlers Hand und meinte:

„Sie sind ein braver Mann, Herr Fromann, aber bei der jetzigen Zeit werden Sie zu nichts kommen."

IV.

Eine Viertelstunde später wollte Fromann seine Wohnung verlassen, um das Tagewerk des Unterrichtgebens zu beginnen, als ein Jugendfreund und Kunstgenosse, der Geigenvirtuose Hoberg, eintrat.

„Ich komme," begann dieser gleich, „um dich zur Mitwirkung in der Soiree des Herrn Kommissionsrats Schrober zu engagieren. Du bist ein gründlicher Musikus, er ist ein musikalischer Gründer, also —"

„Mach' keine schlechten Witze, Ferdinand," meinte Fromann, „ich bin nicht gut aufgelegt —"

„Ja, du bist blaß, Luise," entgegnete der Geiger lächelnd, „bist wohl verliebt? das ist jetzt die schlechteste Spekulation, doch Scherz beiseite, der Herr Kommissionsrat, mein besonders gütiger Protektor, hat einen orientalischen Orden bekommen, ich weiß nicht, ist es ein ägyptischer, persischer oder marokkanischer."

„Wofür?" fragte Fromann.

„Meinst du, für welches Verdienst, oder für wie viel? Jedenfalls für das Knopfloch — gleichviel! er will das große Ereignis mit frischen Erdbeeren und klassischer Musik feiern, und die Mitwirkenden bezahlen — verstanden?! — und hat mich mit dem Arrangement betraut. Du sollst übermorgen mit mir eine Sonate, dann ein Solo spielen und die berühmte Primadonna Fräulein Fornasi begleiten; sie heißt eigentlich Frohnas, hat sich aber italienisiert. Die Gesellschaft wird sehr glänzend sein. — Herr Schrober hat mir schon die Namen einiger illustren Gäste genannt: Herr Graf Zappelwitz und Herr Baron Haidegras — ohne ihre Frauen; ein Legationsrat der hohen Pforte, zwei Gesandte von südamerikanischen Republiken, drei oder vier Konsuln, fünf verschiedene Direktoren mit ihren Gemahlinnen, auch die Redakteure der Börsenblätter — wir müssen ja in die Zeitung kommen! — Endlich last not least, das Handelsgenie Herr Bender, seine alte Schwester, Lenore „von Schminke rot", und seine lieblichen Töchter Luise und Laura; also du kommst doch?"

Fromanns Gesicht, das bisher einen düsteren Ausdruck gezeigt hatte, klärte sich mit einemmal strahlend auf.

„Ich komme, Hoberg, und wir wollen gleich heute abend probieren, damit alles recht gut gehe."

„O du Gewissenhafter!“ meinte der Geiger, „nun, mir ist’s recht; eigentlich vergönne ich der Gesellschaft morgen gar nicht, gute Musik sorgsam ausgeführt zu hören, sie werden doch nur plauden und höchstens bei den Rouladen der Fornasi in Entzücken geraten; apropos! vergiß nicht, bei dieser vorzusprechen und dich mit ihr über alle gefühlvollen Nüancen, all die mit Augenverdrehen gepaarten Ritardando und Accelerando, und die Punkte, wo sie ihre endlosen Triller anbringt, genau zu verständigen. Die Dame ist jetzt sehr en vogue, sozusagen die Kammersängerin der Millionäre — also muß man sie bei guter Laune erhalten.“

Fromann ging zur Sängerin. Diese hatte bei aller Launenhaftigkeit einer verwöhnten Primadonna doch noch einige Gemütlichkeit und Natürlichkeit bewahrt und fand Gefallen an dem jungen, bescheidenen und offenen Künstler; und er, obwohl er nur an Laura dachte, konnte nicht umhin, Fräulein Fornasi sehr hübsch und liebenswürdig zu finden, und fühlte sich sehr geschmeichelt, als sie erklärte, eines seiner Lieder in der Soiree des Herrn Schrober singen zu wollen. Die Probe war schon seit einer halben Stunde beendet und die beiden unterhielten sich noch immer — die Sängerin war so bezaubernd, so freundlich, so kollegialisch und teilnehmend, daß Fromann nahe daran war, ihr die Geschichte seiner unglücklichen Liebe zu erzählen — da stürzte die Kammerzofe mit Zeichen des Schreckens in das Zimmer und flüsterte der Herrin etwas in das Ohr. Diese, ohne die mindeste Ueberraschung zu zeigen, sagte ganz ruhig:

„Lassen Sie doch den Herrn herein,“ und reichte Fromann die Hand mit den Worten:

„Lieber Kollege, Sie müssen nun fort, ich erhalte da unverhofften Besuch eines Bankiers, der meine Geldgeschäfte besorgt, und habe heute Besonderes mit ihm zu unterhandeln.“

In diesem Augenblicke trat der Angekündigte herein — es war ein junger, höchst — für guten Geschmack zu — elegant gekleideter Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, mit hübschen Zügen, die aber einen eigentümlich unangenehmen Ausdruck zeigten, und einem lauernden Blicke. In einer Hand hielt er ein Spazierstöckchen mit goldenem, fein ziseliertem Knopfe, in der andern Hand ein Samtfutteral, das offenbar einen Schmuck enthielt. Hochmütig maß er Fromann, dieser erwiderte den Blick und zog die Augenbrauen zusammen, er fühlte gegen diesen Menschen, den er zum erstenmal sah, eine ganz unerklärliche Abneigung. Die Sän-

gerin bemerkte dieses Augenduell; um jede weitere Erörterung zu verhindern, sprach sie zu Fromann: „Also wir probieren morgen zwölf Uhr das Lied“ — und fragte den neu Angekommenen: „Sie bringen mir wohl die Aktien?“ Der Künstler verstand den Wink und empfahl sich sofort. Er war noch im Eintrittszimmer, von welchem man in den Salon gelangte, da hörte er schon den Herrn fragen: „Wer ist denn der Mensch?“ und die Sängerin in gleichgültigstem Tone antworten:

„Ein Klavierspieler, der mich morgen in der Soiree akkompagnieren soll.“

Sein Blut wallte heftig, fast wäre er umgekehrt, um Fräulein Fornasi zu erklären, daß er sie nicht begleiten und gar nicht in die Soiree kommen würde — doch er sollte ja Laura wiedersehen; um dieses Glück zu erlangen, ertrug er gern den Hochmut eines Geldmenschen, die Launen einer Sängerin. Und am andern Morgen kam er mit der ruhigsten und höflichsten Miene zur Probe, als hätte er kein Wort von dem Gespräche vernommen, und die Sängerin behandelte ihn wieder als „lieber Kollega“ und studierte sein Lied mit großem Eifer.

Als er sich nach der Probe sogleich entfernen wollte, bat sie ihn, noch zu verweilen, sie hätte über ein Geschäft mit ihm zu beraten: er sei, wie ihr versichert worden, mit dem berühmten Pianofortefabrikanten N. befreundet; sie kenne mehrere Herren, die große Lust zeigten, jene Fabrik zu hohem Preise anzukaufen und ein Aktienunternehmen damit zu gründen; da aber der Fabrikant sich schwer zugänglich zeige, so möge er — Fromann — doch den Freund zur Annahme der Vorschläge bereden.

„Es ist viel Geld für uns dabei zu verdienen!“ meinte sie.

„Fräulein,“ bemerkte Fromann, „Herr N. ist mir, dem Künstler, befreundet, er würde sich höchst wahrscheinlich sehr wundern, wenn ich mit ihm von Geschäften, die ich gar nicht verstehe, reden wollte. Hat er die Anträge nicht angenommen, so werden ihn wohl wichtige Gründe bestimmen. Ich habe gehört, es soll bei diesen Gründungen nicht immer sehr ehrenhaft zu Werke gegangen werden. Warum wollen Sie, mein Fräulein, eine so große Künstlerin, zu solchen Unternehmungen Ihre schöne Hand leihen?“

„O Sie naives Närrchen!“ antwortete die Sängerin lachend, „was gehen uns die Grundsätze der Gründer an, wenn wir Geld von ihnen verdienen? Wenn Sie so skru-

pulös sind, so dürfen Sie heute gar nicht bei Herrn Schrober musizieren, denn das Honorar, das er Ihnen zahlt, kommt auch von einer Gründung her. Am Ende würden Sie nicht einmal die Tochter eines Gründers mit 200000 Thaler Mitgift heiraten?" —

„Nur, wenn ich sie aufrichtig liebte!" —

„Nun, wohl bekomm's, wenn mich ein Gründer heiraten will, werde ich nicht erst lange fragen, ob er mich liebt, und folgen Sie meinem Rate, wenn sich Ihnen 'mal Gelegenheit bietet, in anständiger Weise viel Geld zu verdienen, so benützen Sie dieselbe bei den teuren Zeiten. Glauben Sie mir, fast alle berühmten Künstler spekulieren mehr oder weniger. Jeder läßt durch irgend einen befreundeten Bankier für sich spekulieren. Manche genieren sich gar nicht und machen ihre Geschäfte öffentlich selbst."

Fromann dankte für die gütige Lehre, versprach, sie beherzigen zu wollen, und empfahl sich.

„Heilige Kunst!" dachte er, „beschütze mich auf meinem Wege!"

* * *

Als Hoberg, der Geiger, am Abend den Freund abholen kam, saß dieser am Schreibtische, blaß, abgehärmt, in düsterstem Sinnen, und empfing ihn mit den Worten:

„Frage nicht — lies diesen Brief." —

Er kam von Fromanns Mutter. Sie wohnte seit einem Jahre in der Provinz bei ihrem Bruder, dem Besitzer einer Spiegelglasfabrik. Dieser hatte, als das goldene Kalb der französischen fünf Milliarden in das Land kam, von Freunden und Geschäftsleuten beredet, seine Fabrik bedeutend vergrößert und ein nahe liegendes Bergwerk angekauft, um das nötige Steinkohlenmaterial aus dem eignen Besitztume zu beziehen, hatte sich noch an anderweitigen Unternehmungen beteiligt und bedeutende Kapitalien aufgenommen. Im Anfange war alles gut gegangen, die Fabrik nahm gedeihlichen Aufschwung; dann kamen plötzlich unverschuldete Unglücksfälle. Ein großer Möbelhändler, der Hauptabnehmer und Schuldner der Fabrik, machte betrügerischen Bankrott und floh nach Amerika, in der Fabrik und im Bergwerke brachen Arbeiterunruhen aus, die dringenden Bestellungen konnten nicht ausgeführt werden — die geliehenen Kapitalien waren gekündigt, in einigen Tagen sollten die Hauptsummen bezahlt werden, aber alle Mittel fehlten. Vergeblich hatte der Fabrikant sich an alle

Geldleute der Provinz gewendet, ihnen unwiderleglich bewiesen, daß nur eine momentane Stockung eingetreten sei, daß die Verluste bald gedeckt werden könnten, hatte um Aufschub und neue kleine Vorschüsse gebeten — es war, als ob alle eine Uebereinkunft getroffen hätten, ihn zu vernichten! Die Mutter Fromanns hatte schon früher das kleine, von ihrem Manne hinterlassene Vermögen, das eigentlich dem Sohne gehörte, ihr aber von diesem überlassen worden war, dem Bruder zur Verwendung gegeben; sein Ruin brachte auch sie an den Bettelstab. Nun beschwor sie den geliebten Sohn, seinem Onkel und ihr womöglich Hilfe zu schaffen, mit den vielen Millionären, in deren Häusern er Unterricht gebe, zu sprechen, auf daß sie die nötige Summe vorstreckten, ihnen vorzustellen, wie bei diesem Geschäfte nicht die mindeste Gefahr sei u. s. w. — Der Brief endigte mit Worten des Jammers und der Verzweiflung, die einen guten Sohn, wie August, aufs tiefste erschüttern mußten.

Hoberg kratzte sich den Kopf.

„Vor allem," meinte er, „ziehe dich rasch an, sonst kommen wir zu spät, und das wäre eine schlechte Hilfe für deine Mutter. Die Gute meint wohl, wie so viele Leute in der Provinz, wenn wir hier ein Konzert gegeben und bei ein paar Bankiers musiziert haben, so stände uns jede Kasse offen."

„Aber bist du denn nicht in der That mit den meisten jungen Gründern befreundet?" fragte Fromann. „Ich höre doch immer davon sprechen."

„O ja, sie sind mir gewogen, und ich bin ihnen allen Geld schuldig — wann sie es wiederbekommen, mag der liebe Gott wissen, in dessen Hände ich vertrauensvoll mein Geschick lege. Ich würde gewiß auch noch jetzt von ihnen unterstützt, wenn es sich um ein paar Hundert Thaler handelte, aber mit ihnen über mir ganz fremde Geschäfte sprechen, das, lieber Freund, würde nur die fatale Geschichte unter die Leute bringen und niemand nützen. Bist du denn nicht bei dem großen Herrn Bender Hahn im Korbe?"

Fromann erzählte die Geschichte seiner Liebe. Hoberg schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ei du Naivster aller Naiven! Konntest du denn nicht den Unterricht in allen Ehren fortsetzen, keine Reden halten, und den Alten zuletzt zwingen, daß er dir die Tochter gab? Ach, ich möchte an deiner Stelle gewesen sein!"

„Du hättest auch nicht anders gehandelt, wenn du ehrenhaft bleiben wolltest."

„Nun, ich hätte die alte Tante Bender ins Einverständnis gezogen und dann gesehen, wie ich weiter kam — keinesfalls aber das Terrain so leicht aufgegeben. Wenn ich jedesmal, wo zwischen mir und einer Dame, mit der ich musizierte, ein paar verliebte Worte gewechselt wurden, gleich davonlief, dann hätte es schlecht um meinen Verdienst gestanden und ich konnte mir schon lange aus den Saiten meiner Geige einen Strick drehen und mich daran aufhängen."

„Du hast nie geliebt!" meinte Fromann düster.

„So? Nun wollen wir uns nicht streiten, jeder Verliebte glaubt, seine Liebe sei die einzig wahre."

Mittlerweile hatte Fromann seinen Anzug vollendet, und die Freunde fuhren in die Soiree des Herrn Kommissionsrat Schrober.

V.

Das blasse Gesicht und die leidende Miene Fromanns erregten die allgemeine Teilnahme der Damen, die Herren saßen im Nebenzimmer und besprachen Unternehmungen. Laura Bender verwandte kein Auge von Fromann, und Tantchen Leonore kam nach seinem Vortrage und lobte ihn über alle Maßen, sprach dann leiser ihren Dank für die so wirksame Bestellung an Herrn Zerrberger und flüsterte endlich:

„Laura liebt Sie sehr innig. Kommen Sie doch nach dem Konzerte in das Zimmer der jungen Damen und sprechen Sie ein paar Worte mit ihr. Sie erwartet Sie und ich habe auch noch eine Kommission an meinen Freund!"

Fromanns Herz war von dem Gedanken an das Los der Mutter und des Onkels so bedrängt, daß die Mitteilung von Lauras Liebe, die ihn in jedem andern Augenblicke hochbeglückt hätte, nur ein schmerzliches Lächeln auf seine Lippen rief; er dachte an Herrn Benders Haltung und wie wenig von diesem Hilfe zu erwarten stand. Doch als er nach dem Konzerte in das Zimmer blickte, wo die Geliebte saß und sie ihm gar lieblich zulächelte, da vergaß er einen Augenblick alles andre und ging, das holde Mädchen zu begrüßen. Vor ihr stand ein Herr und sprach sehr emphatisch und mit theatralischen Handbewegungen; als Fromann herantrat, wandte er sich fast unwillig um. — Der Künstler erkannte den Bankier mit dem Samtfutterale, der Tags vorher dem Fräulein Fornasi die „Aktien" im Samtfutteral gebracht hatte. Laura stellte die Herren einander vor:

„Herr Direktor Göbel von der * Bank — Herr Fromann, mein Klavierlehrer.“ — Die beiden stammelten einige verlegene Worte — der Verlegenere war jedenfalls der Direktor; er versuchte zwar, einen gewissen imponierenden Ton anzuschlagen, wobei er die rechte Hand zwischen die Weste — es war die weitest ausgeschnittene in der Gesellschaft — und das Hemd — es war das geschmacklosest gestickte — plazierte — aber die erste Anspielung Fromanns auf ihre Begegnung bei der Sängerin stimmte den Ton sofort herab. —

Als jedoch Laura nunmehr mit ihrem Lehrer sprach und des Herrn Göbel Worte gar nicht beachtete — als die ältere Schwester Luise herbeikam, an dem Gespräche mit dem „lieben Herrn Fromann“ teilnahm und ihren Bewerber Herrn Baumann fühlen ließ, wie wenig angenehm er ihr war, da eilten die beiden Verschmähten zu Herrn Bender, dem Vater, und klagten über die jungen Damen und den aufdringlichen Klavierlehrer. Der künftige Kommerzienrat vergaß wieder einmal die würdige Haltung, die er zu beobachten sich vorgenommen, und stürzte herbei, um den Mädchen und dem Musikanten den Standpunkt klar zu machen; die jungen Herren stellten sich in die Thür und wollten sich an dem Schauspiele ergötzen. — Aber, Herr Bender prallte bei den ersten Worten Fromanns zurück, wie von unsichtbarer Ohrfeige getroffen, trat dann zu den erstaunten Werbern und flüsterte:

„Laßt sie heute in Ruh’, wir wollen kein Aufsehen machen; Herr Fromann kommt doch nicht mehr in mein Haus, und ich habe keinen Anlaß und kein Recht, ihn hier zu beleidigen. — Uebrigens mache ich Sie aufmerksam, er erfährt sehr viel, man muß ihn respektieren.“

Diese unbegreifliche, so plötzliche Wandlung in den Ansichten des Herrn Bender war dadurch entstanden, daß Fromann dem erzürnten Herrn bei den ersten heftigen Worten die Frage stellte:

„Haben Sie schon das Haus des Herrn Porsik am ** Ufer gekauft? Es freut mich, daß Sie meine Mitteilung so gut zu benützen verstanden! . . .“

Bender dachte nicht anders, als daß der Fragende mit dem Registrator unter einer Decke spiele, um den großen Nutzen zu teilen, er fühlte fast Hochachtung vor dem Schlaukopfe! Hoberg, dem Fromann den Vorfall erzählte, meinte:

„Hm! fatale Geschichte! Indessen nach den Gesetzen des Romans darf der Vater der Geliebten nie wollen, muß viel-

mehr recht böse sein. Mit diesem ist jetzt allerdings nichts anzufangen — ich hatte einen Augenblick gedacht, daß du ihm doch die Angelegenheit vortragen könntest."

Fromann wollte nach Hause gehen, doch der Freund gab es nicht zu.

„Jedenfalls bleibst du bis nach dem Souper; wer weiß, wenn dieses sehr gut war und viel Champagner getrunken worden ist, kann man vielleicht einen gut gelaunten Gründer für dich stimmen."

Im selben Augenblicke kam auch Tantchen Bender herbei, um ihren Auftrag an Herrn Zerrberger anzubringen. Während sie sprach, wurden die Herren aufgefordert, die Damen zum Souper einzuladen, und so kam dem von allerlei Ungemach geplagten Künstler um Mitternacht noch die Bescherung, dem alten Fräulein, deren Toilette allgemeine Heiterkeit erregte, seinen Arm bieten zu müssen!

Die Unterhaltung am Soupertische war nicht geeignet, sein Gemüt zu erheitern. Die Herren stritten darüber, wie viel Der und Jener bei der Gründung verdient hatte, wie viel die Aktien tragen müßten u. s. w., lachten über die Dummköpfe, die bei irgend einem Geschäfte „reingefallen" waren, über die simplen Leute, die ihre Fabrik oder ihr Haus zu billig verkauft hatten, anstatt einen großen Gewinst herauszuschlagen. Die Damen berechneten die Unkosten des Balles bei Frau X oder Y, tauschten ihre Ansichten über die Eigenschaften der verschiedenen Schneider aus: daß dieser den besten Geschmack im Kleiderbesatz, jener mehr „Schick" im Schnitt habe, ein dritter dagegen die Pariser Moden entschieden acht Tage früher kenne und ausführe, als alle andern; über Hüte waren sie dahin einig, daß diese nur in Paris gekauft werden dürften und daß höchstens eine einzige Putzmacherin in der Residenz den Pariserinnen ein wenig nahe komme, aber sich dafür auch mehr zahlen lasse, als selbst die letzteren; daß man ihr aber die Preise bewilligen müsse, weil bei einem Hute doch die Hauptsache sei, wie er zu Gesicht stehe.

Fromann begriff nicht, wie Hoberg sich bei solchen Gesprächen behaglich fühlen und sogar mit Leichtigkeit und Sicherheit sich daran beteiligen konnte, als wäre er ein verheirateter Bankier, dessen Frau ihre Toilette aus Paris verschrieb, und nicht ein lediger Geiger, der bei einem kleinen Schneider — und selten gegen bar — arbeiten ließ. Er bemerkte ihm das.

„Nun," meinte der Freund, „unterhältst du dich vielleicht besser bei einer adeligen Konversation von Familienverbindungen, Pferderennen und Hofgeschichten? Versuche doch einmal dort mitzureden, man wird dich groß ansehen, kaum einer Antwort würdigen und nicht mehr empfangen; die Leute hier betrachten mich wenigstens als einen gemütlichen Gesellschafter, weil ich von Dem spreche, was sie interessiert; komm in das Rauchzimmer, ich will dich einem Börsenredakteur vorstellen, der sich für klassische Musik und romantische Gründungen interessiert, der wird dir vielleicht einen guten Rat für deinen Onkel geben."

Fromann folgte eilig. — Als sie an den Redakteur herantraten, war dieser im eifrigsten Gespräche mit Herrn Gödel und zeigte sich nicht gewillt, die Unterhaltung über ein gewinnbringendes Unternehmen gegen eine ästhetisch musikalische zu vertauschen; er nickte den Freunden freundlich zu, ohne sie weiter zu beachten. Sie verließen das Zimmer, Hoberg murmelte einen unfrommen Wunsch für Herrn Gödel, Fromann wollte sich nach Hause begeben; in dem Momente, wo er den Hut aus der Fensternische des Spielzimmers nahm, in welche er ihn vorsichtshalber gestellt hatte, blieb er plötzlich, wie festgebannt stehen, trat unwillkürlich hinter den Vorhang und lauschte. Er hatte den Namen „Hausner" — so hieß der Bruder seiner Mutter — und das Wort „Spiegelglasfabrik" vernommen; es war kein Zweifel, dicht in seiner Nähe wurde über das Schicksal der ihm teuersten Personen verhandelt.

„Sehen Sie, Herr Kommissionsrat," sprach eine Stimme, „der Direktor Gödel hat das mit seinem Genie vollkommen organisiert, alle Schuldforderungen auf Hausner an sich gebracht und auch die Bankiers der dortigen Gegend in sein Interesse gezogen, indem er ihnen Aktien des Unternehmens zusicherte — das Geschäft ist brillant, wir kriegen Fabrik und Bergwerk um ein Drittel des eigentlichen Wertes, und können ihn ohne das mindeste Risiko fünfmal so hoch ansetzen: wenn Sie mit Ihrem werten und hochgeehrten Namen beitreten wollen, sind 600000 Thaler in 14 Tagen zu verdienen."

„Wird aber nicht der Hausner ganz ruiniert?" fragte eine andre Stimme, welche Fromann als die des Herrn Schrober erkannte.

„Wer hieß ihn, sich in Spekulationen einlassen, denen er nicht gewachsen war, und hinterdrein den Kopf verlieren?

So Einem ist nicht zu helfen! Uebrigens soll er als Werkmeister angestellt werden; von Fabrikation versteht er etwas, Geschäftsmann ist er nicht. Also, Herr Kommissionsrat, wir dürfen auf Sie rechnen."

„Hm — nein! ich muß Ihnen sagen, die Geschichte gefällt mir nicht; Herr Direktor Gödel ist ein Genie in seiner Art, aber ich habe mein Vermögen in einer Zeit erworben, in welcher diese Gattungen Genies noch sehr selten waren und auch nicht so leicht zur Geltung und Ehren gelangten; das Geschäft ist gewiß ein sehr gutes, aber es konveniert mir nicht. Sie werden zweifellos einen andern Namen finden, den Sie obenan stellen können."

„Aber, Herr Kommissionsrat —"

„Sprechen wir nicht weiter davon," meinte dieser und eilte auf einen Geheimen Oberregierungsrat zu, der sich eben entfernen wollte, um sich für die Ehre des Besuches u. s. w. devotest zu bedanken.

Fromann trat aus der Nische und eilte weg. Auf dem Treppenflure begegnete er noch Herrn Bender mit seinen Töchtern und dem „Tantchen"; jener ging rasch an ihm vorüber, als sähe er ihn nicht. Desto lieblicher, fast zärtlich war der Blick Lauras, sehr freundschaftlich der Gruß Luisens, Tantchen flüsterte ihm zu:

„Vergessen Sie mich nicht und hoffen Sie, es kann noch alles gut werden."

Wie glücklich, mit welch frohen Gedanken wäre er an jenem Abend zu Bett gegangen, wenn nicht das Schicksal der Mutter und des Onkels ihn so sehr beängstigte!

VI.

Am andern Morgen begab sich Fromann so früh wie möglich zu Herrn Zerrberger; von diesem wollte er zu Herrn Schrober gehen, um vielleicht dessen Anteil für seinen Onkel zu gewinnen. Der Freund Tantchens empfing ihn mit den Worten:

„Ach, verzeihen Sie, daß ich noch nicht bei Ihnen war, ich habe Sie damals mit einer Kleinigkeit an dem von Fräulein Bender bestellten Geschäfte beteiligt, bin aber noch mit der Abrechnung nicht ganz zu Ende; erlauben Sie mir, einstweilen Ihnen das als Abschlag zu übergeben."

Damit reichte er ihm eine Fünfhundert-Thaler-Note. Fromann verstand gar nicht, was der Mann von ihm wollte, und bemerkte:

„Ich bin nur gekommen, um Ihnen wieder eine Bestellung von Fräulein Bender zu überbringen."

„O sehr willkommen!" erwiderte jener außerordentlich freundlich, ging nach dem Schreibtische, nahm eine zweite Banknote von gleicher Höhe und fügte sie der ersten bei. „Entschuldigen Sie nur, daß ich mir erlaubt habe, eine so kleine Summe als a conto der Berechnung anzubieten; hier sind tausend Thaler, die wohl vorläufig —"

„Herr, was wollen Sie von mir!" unterbrach ihn Fromann heftig und stieß die Hand mit den Banknoten zurück. Zerrberger, der auch vor der stärksten Stimme auf der Börse nicht erschrak, wenn es sich um ein Geschäft handelte, wurde sehr nervös, wenn jemand außergeschäftlich laut mit ihm sprach. Er erblaßte und stotterte:

„Ich meinte, bester Herr, Ihnen etwas für Ihre gütige Kommission anzubieten."

„Herr!" donnerte Fromann, daß der andre fast in den Spiegel fuhr, „wenn Sie nicht augenblicklich schweigen, so gehe ich, und dann mag Fräulein Bender jemand andern mit ihren Aufträgen senden; — bin ich ein Kommissionär, dem man für seine Mühe ein Trinkgeld gibt? Danken Sie dem Himmel, daß Fräulein Bender die Tante Lauras ist —"

Er hielt erschrocken inne; aber Zerrberger erriet sogleich den Zusammenhang.

„O mein verehrtester Herr Fromann," sprach er ganz erfreut, „ich wollte Sie durchaus nicht im mindesten beleidigen und nur die gewöhnlichste Geschäfts-Usance befolgen. Also Sie kennen auch Fräulein Laura?"

„Ich war ihr Klavierlehrer!" entgegnete Fromann seufzend.

„Ah, Sie sind der berühmte Pianist, der auch gestern zu Kommerzienrat Schrober geladen war; ja Ihnen vergönnt' ich das schöne, liebenswürdige Kind viel lieber als diesem hochmütigen Spekulanten, dem Göbel, der vor ein paar Jahren froh war, wenn ich ihm einen Auftrag gab, und mich jetzt über die Achsel ansieht, wenn er in seiner Equipage vorbeifährt. Wenn ich ihm nur einmal einen ordentlichen Schabernack spielen könnte. Doch wollen Sie mir nicht die Kommission des geehrten Fräulein Bender gefälligst mitteilen?"

„Sehr gern, aber bevor sich Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Punkt konzentriert, müssen Sie mir eine kleine Bitte erfüllen. Anstatt der tausend Thaler, die Sie mir anboten, geben Sie mir einen guten Rat. Sie wollten Herrn Gödel einen Schabernack spielen? Ich biete Ihnen Gelegenheit hierzu und vielleicht zu einem sehr guten Geschäft."

Und nun erklärte Fromann die Angelegenheit des Onkels, den Anteil, den Herr Gödel bei der Verwickelung hatte, sowie alle Nebenumstände genau, und verschwieg nur, durch welchen Zufall ihm die Meinung des Herrn Schrober bekannt geworden.

Herr Zerrberger bekam einen ungemeinen Respekt vor dem jungen Manne, der solche Verbindungen hatte, daß ihm Gödels geheimste Machinationen und Herrn Schrobers Meinungen bekannt waren, und während er alle Daten genau zu Papier brachte, wie sie der Brief von Fromanns Mutter enthielt, dachte er: „Der Schlaukopf konnte allerdings meine tausend Thaler ausschlagen, wenn er an solch einem Geschäfte mit beteiligt ist. Dann berechnete er eine kurze Zeit und meinte:

„Wertester Herr Fromann, ich werde die Sache ins reine bringen. Wenn Gödel überhaupt eine Gründung unternimmt und Herr Schrober dieselbe noch dazu als gewinnbringend bezeichnet, dann ist sie so viel als sicher; wir wollen dem Herrn Direktor schon beweisen, daß wir auch gründen können. Ich ziehe mich rasch an, indessen teilen Sie mir die Kommission des Fräulein Bender mit; dann fahren wir in das Telegraphenamt und Sie ersuchen Ihren Herrn Onkel, sofort mit allen Papieren hierherzukommen und ja niemand das mindeste von dem Zwecke seiner Reise ahnen zu lassen; dann gehen wir in das beste Restaurant, nehmen ein gutes Frühstück, vielleicht begleiten Sie mich vor der Börse noch zu einem großen Bankier, mit dem wir die Sache ins Werk setzen wollen."

„Gern will ich mit Ihnen nach dem Telegraphenamt fahren," entgegnete Fromann, „doch nachher kann ich nicht länger bei Ihnen bleiben, denn ich muß Lektionen geben."

„Wie? Was?" fragte Zerrberger, der seinen Ohren nicht traute, „bei diesem Geschäfte wollen Sie heute noch sich mit Unterrichtgeben plagen?"

„Gewiß! das ist mein Beruf, von dem lebe ich, und wenn ich für meine Mutter und den Onkel einen Gang

unternehme, so darf das die Erfüllung meiner künstlerischen Berufspflichten nicht beeinträchtigen."

Herrn Zerrbergers Respekt vor Fromann fiel um einige Wärmegrade; gleichzeitig aber verspürte er etwas von Rührung — erinnerte sich der Zeit, in welcher er, als Kommis in einem kleinen Bankgeschäft, mit seinem bescheidenen Gehalte auch Mutter und Schwester unterstützte und vielleicht ebenso zufrieden war als nunmehr.

„Sie sind ein braver Mann, Herr Fromann," meinte er, „ja, Sie sind ein braver Mann; daß Sie für Ihre Mutter sorgen, das wird Ihnen Segen bringen. — Doch jetzt sagen Sie mir, was hat Ihnen Fräulein Bender für mich aufgegeben"?

* * *

Zwei Monate nach diesem Zwiegespräche war die Angelegenheit geregelt, der Onkel war gerettet und als Direktor der Fabrik mit einem hohen Gehalte und Anteil am Gewinne angestellt. Die „Gründung" selbst war auf reellster Grundlage vorgenommen worden, der Fabrikant hatte Herrn Zerrberger und Genossen dargethan, wie er durch eine besondere Erfindung den Preis der besten Erzeugnisse bedeutend ermäßigen und den Wert der Aktien verdreifachen könne, dagegen die Bedingung gestellt, daß die Anzahl der ausgegebenen Aktien den Wert der Fabrik und des Bergwerks um nicht mehr als ein Dritteil des Wertes, den sie schon besaßen, überwiegen dürfte, widrigenfalls er seine Erfindung anderwärts verwerten würde. Die Gründer gingen auf seine Forderung ein und hatten später allen Grund, sich zu freuen. Herr Direktor Göbel war außer sich, als er erfuhr, wie das große Geschäft und der immense Gewinn, den er schon ganz sicher in seiner Tasche glaubte, mit dem er sich schon Herrn Bender gegenüber gebrüstet hatte, ihm von dem kleinen Zerrberger entwunden worden war. Er fing auf der Börse Streit mit ihm an; das Duett, welches die beiden gratis zum besten gaben, ward nicht in den harmonischsten Tönen durchgeführt; auch entsprach der Text nicht dem Lexikon des guten Tones und der Höflichkeit; aber die Börse amüsierte sich höchlich und rief bei jeder effektvollen Phrase Bravo! Der Schluß wäre vielleicht zu effektvoll geraten, wenn nicht einige „Aelteste" sich ins Mittel gelegt und mit Ausschließung gedroht hätten. Herrn Bender war es sehr unangenehm, daß Herr Göbel, dieser geniale und reiche junge Mann, der

sich um die Hand seiner Tochter bewarb und den er nicht ungern als zukünftigen Schwiegersohn betrachtete, nicht bloß ein keineswegs besonders ehrenhaftes, wenn auch sehr gewinnbringendes Geschäft unternommen, sondern, was viel schlimmer war, verfehlt hatte!

VII.

Der alte Registrator Porsik war inzwischen ein vermögender Mann geworden. Herr Bender hatte ihm nach vielen Unterhandlungen eine sehr bedeutende Summe für das Haus und die anliegenden Gründe zahlen müssen, um in den alleinigen Besitz des ganzen Terrains zu gelangen und sich dadurch den enormen Gewinn beim Wiederverkauf an die Eisenbahn zu sichern. Den jungen Bankier Forstheim hatte Fromanns Warnung vor bedeutenden Verlusten bewahrt und zu größerer Vorsicht bei künftigen Spekulationen bewogen; er galt nunmehr als ein solider, verläßlicher Geschäftsmann. — Zerrberger, durch Lottchens Liebesbotschaften, die ihm Fromann übermittelte, noch mehr aber durch das Geschäft mit der Spiegelglasfabrik, hatte das heiß ersehnte Ziel erreicht, war ein großer Gründer und zählte zu den reichen Leuten auf der Börse! Fromanns Onkel endlich war vom unausbleiblich scheinenden Verderben gerettet und lebte in glücklichen und geachteten Verhältnissen.

Der Gründer all dieses Glückes und Reichtums fühlte sich unglücklich und arm, schlich trübselig und blaß umher. Nicht etwa, daß er irgendwie Mangel litt; er hatte zwar durchaus jede Beteiligung an den Geschäften abgelehnt, und nur von Porsiks Minchen, der nunmehrigen glücklichen Gattin ihres Assessors, einen schönen Flügel und einen von ihr eigenhändig gestickten Klavierstuhl als Dankgeschenk angenommen. Auch seine Mutter, von dem geretteten Bruder auf das reichlichste bedacht, war nach der Residenz gezogen, er wohnte bei ihr und sie bot alles auf, dem innigstgeliebten Sohne das Leben recht behaglich zu gestalten. Er konnte also mit seinen äußerlichen Verhältnissen zufrieden sein. Und dennoch fehlte ihm alles — weil ihm Eines fehlte — Laura! Sie trug er im Herzen und sie zu besitzen durfte er nicht hoffen, denn ihr Vater konnte ihm nicht verzeihen, daß er durch seine Dazwischenkunft das Porsiksche Besitztum um so viel teurer hatte bezahlen müssen und daß durch ihn Herrn Gödels Pläne vor

der Zeit kund und vereitelt worden waren, und daß er diesen kleinen Zerrberger zum großen Mann gemacht hatte.

„Ja, wenn der Simpel wenigstens davon profitiert und sich ein Vermögen gemacht hätte, — aber andre in ihren Geschäften behindern und selbst nichts davon haben, das ist nichts als Narretei.“

So sprach der große Mann, und alle Parvenüs stimmten ihm bei. Fromann bekam den Spitznamen „Gründer wider Willen“.

Anders dachte Laura. Ihr Herz hing an ihm, fest war ihr Entschluß, keinem andern Manne ihre Hand zu reichen. Sie wollte ihm schreiben, damit er ihrer Gesinnung sicher sei, und den Brief durch Tantchen besorgen lassen, aber der Vater, der scharf aufpaßte, kam dahinter und sandte „die ungeratene Tochter“ sofort in eine entfernte Provinz zu seinem Bruder, wo sie strengstens bewacht wurde. Er hätte auch seine überspannte Schwester aus dem Hause entfernt, wenn er nicht gerade wieder große Diners für einige Verwaltungsräte hätte geben müssen und daher jene nicht entbehren konnte. Aber er sprach ernstlich davon, sich wieder zu verheiraten.

„Eine Stiefmutter,“ meinte er, „würde den beiden verschrobenen Mädchen schon den Kopf zurechtsetzen.“

So drohte er, doch sein Herz dachte anders, er liebte die Mädchen und hielt das Andenken ihrer verstorbenen Mutter hoch in Ehren; niemals hätte er es über sich gebracht, eine zweite Frau zu ehelichen; auch wurde es ihm nach und nach begreiflich, daß die Herren Baumann und Göbel für so liebenswürdige, schöne und gebildete Mädchen wenig angenehme Bewerber waren und daß andre ihnen besser passen mochten; nur von dem Klavierspieler wollte er nichts hören.

So war denn der arme Fromann recht übel daran. Er konnte gar nicht mehr komponieren, war zerstreut beim Unterrichtgeben, seine Gesundheit begann zu leiden, er ward immer blasser und magerte ab. Die besorgte Mutter berief die ersten Aerzte der Residenz, diese rieten hin und her und kurierten den Leidenden noch mehr herab; Hoberg, der Geiger, der am besten wußte, wo Augusten „der Schuh oder das Herz drückte“, schlug sich ins Mittel und bewog die Söhne Aeskulaps, daß sie eine Luftveränderung, eine Reise nach Italien und Frankreich, als das einzige sichere Mittel der Genesung verordneten. Fromann selbst hoffte im Anblick fremder

Länder und Menschen Zerstreuung und Vergessen zu erlangen. —

Die Mutter begleitete ihn.

Wo er hinkam, fand er als tüchtiger Künstler und liebenswürdiger Mensch freundlichste Aufnahme; manches schöne Mädchenauge blickte teilnahmsvoll auf den blassen, interessanten jungen Mann; aber er blieb überall gleich still und träumerisch, freute sich der Kunstschätze und Naturschönheiten, ward aber immer menschenscheuer. Nach sechs Monaten kehrte er mit der Mutter zurück — fast leidender als vordem.

In der Residenz hatte sich inzwischen vieles und in seltsamer Weise geändert. Die verschiedenen bevorstehenden „Krache" warfen, um Byrons Wort zu gebrauchen, „ihre Schatten voraus" und diese verdunkelten eine Menge Gesichter, die vor kurzer Zeit noch sehr sonnig gestrahlt hatten. Die Kurse der meisten Gründungen begannen ein wahres Kirchturm-Rennen nach rückwärts, und kein Hindernis hielt die Sprünge auf; den kühnsten Vorsprung im Rückgange gewannnen die Aktien der Gründungen des Herrn Direktor Gödel, wogegen die Spiegelglas-Aktien, welche Herr Zerrberger „ins Leben gerufen" hatte, zu den wenigen gehörten, welche ihren Wert behaupteten. Dieses günstige Verhältnis war freilich nur das Verdienst des ehemaligen Besitzers, nunmehrigen Direktors Hausner, Fromanns Onkel, der eine Ueberzahl von Aktien nicht dulden wollte, und nicht das Verdienst des Herrn Zerrberger; dieser jedoch ermangelte nicht, sich als den großen und ehrlichen Mann hinzustellen.

„Wie stehen die Gödelschen?" fragte er täglich an der Börse, und nachdem er mit wohlgefälligem Lächeln neues Fallen vernommen hatte, rief er:

„Und wie stehen wir? Ja, wir können mit ruhigem Gewissen in unsre Spiegel sehen!"

Dabei spielte er mit den brillantenen Hemdknöpfen und blickte stolz, wie fragend: ob denn die Herren Gödel und Baumann auch seine Worte recht genau vernommen hätten, um sich. Viele Besucher der Börse riefen ihm Bravo zu und er mochte sich wirklich für einen sehr großen Mann halten, der nun ganz andre Verbindungen anstreben konnte, als mit dem Hause Bender.

Denn auch in diesem war manches anders geworden, oder vielmehr es war Eines nicht anders geworden und aus dem Nichtgewordenen entstanden viele Aenderungen: Herr Bender hatte den heißersehnten Kommerzienrat-Titel nicht

erhalten und hieß auf der Börse „der allergeheimste Kommerzienrat“ und „Ritter vom Orden der Wetter-Wendischen Krone“. Das bedrückte sein Gemüt mehr, als die Verluste an Geld, die er erlitten. Auch seine Tochter Laura machte ihm Sorgen: das liebliche Kind, das er sechs Wochen nach Fromanns Abreise nach Hause zurückberufen hatte, ward immer trauriger und nahm sichtlich ab. Wohl war sie von Herrn Gödels weiteren Bewerbungen befreit, aber auf die Verbindung mit Fromann durfte sie nicht hoffen, denn gerade gegen ihn äußerte der Vater in letzter Zeit einen unversöhnlichen Haß und behauptete, der allein wäre schuld an seinem Unglücke, ohne sich weiter zu erklären. An Tantchen Leonore fand sie keine Stütze mehr, denn sie gebärdete sich seit einigen Wochen wie eine Verzweifelte, und ebenfalls ohne eine Ursache ihres seltsamen Gebarens anzugeben, und die ältere Schwester Luise war zu sehr mit ihrem Putze und neuen Herzens-Angelegenheiten beschäftigt. Sie hatte sich erst von Herrn Baumann befreit, dann aber auch mit dem jungen Gelehrten entzweit, weil er ihr angedeutet hatte, daß er nur ein einfaches Haus führen würde; nunmehr war sie geneigt, die Bewerbungen eines Kavallerie-Offizieres anzunehmen.

Der Vater kümmerte sich nicht viel um ihre „Herzensgeschäfte“, wie er es nannte, er wußte, daß sie etwas von seinem Charakter besaß und nicht unpraktisch zu Werke gehen würde, während Laura mehr nach der sanften Mutter geraten war.

So standen die Verhältnisse im Benderschen Hause, als Fromann zurückkam. Hoberg, der Geiger, hatte mit unserm Helden während dessen Wanderfahrten eifrigen Schriftwechsel gepflogen und ihm alle Vorgänge im Hause der Geliebten mitgeteilt, mit Ausnahme des einen Punktes, jener unerklärlichen, gehässigen Stimmung des Herrn Bender; warum sollte er auch dem Freunde alle Hoffnung rauben und ihm noch herberes Leid bereiten? Er ward daher nicht wenig erschreckt, als dieser am zweiten Abend nach seiner Rückkehr den Entschluß kundgab, am nächsten Tage bei Herrn Bender um Lauras Hand anzuhalten. Er versuchte, ihm von dem übereilten Schritte abzuraten.

„Du kannst nicht nach zehn Monaten mit der Thüre ins Haus fallen.“

„Ich vermag diesen Zustand nicht länger zu ertragen.“

„Aber Herr Bender muß doch wenigstens wissen, daß du wieder hier bist und seine Tochter noch liebst.“

„Ich werde es ihm morgen früh anzeigen und meinen Besuch ankündigen.“

Hoberg war in Verzweiflung.

„Er wird dich gar nicht oder sehr übel empfangen,“ mahnte er, „denn er hat — — schlechte Geschäfte gemacht und ist nicht in der Laune jetzt, Bewerbungen um seine Tochter anzuhören; versprich mir, doch wenigstens noch einige Tage zu warten, bis ich das Terrain ausgekundschaftet habe — hast du das Leid so lange getragen, so wirst du noch zwei Wochen aushalten, — bedenke, jetzt hängt alles von dem richtigen Einleiten ab. — Laß Laura doch wenigstens vorbereitet sein, ihre Bitten müssen den Vater bewegen, nicht deine Bewerbungen.“

Dies letzte Argument wirkte; Fromann versprach dem Freunde, nichts ohne seinen Rat zu unternehmen.

Am nächsten Morgen saß er am Klavier und versuchte zu komponieren, da trat das Mädchen seiner Mutter mit geheimnisvoller Miene ein und meldete, eine tiefverschleierte Dame wünsche den „jungen Herrn“ sogleich zu sprechen, ihre Gesichtszüge habe sie nicht unterscheiden können, nur eine Fülle blonder Locken unter dem Hute und einen hübschen, schlanken Wuchs. Fromanns Herz pochte, als wolle es die Brust sprengen. Er hieß das Mädchen sich rasch entfernen, eilte an die Thür, — die Dame trat ein — schlug den Schleier zurück — —

Tantchen Leonore!

Ohne den Ueberraschten, Enttäuschten zu Worte kommen zu lassen, begann sie in endlosem Redeflusse, wie unglücklich sie wäre und wie sie auf ihn ihre einzige Hoffnung setze. Zerrberger habe sie seit drei Monaten ganz vernachlässigt, mache, wie ihr aus sicherer Quelle mitgeteilt worden, der Sängerin Fornasi den Hof, denke sogar daran, sie zu heiraten, das überlebe sie nicht, nein, lieber den Tod, als solchen Treubruch erleiden. Er — Fromann — allein sei im stande, an die besseren Gefühle Zerrbergers zu appellieren, da er allein wisse, wie dieser ihr zuerst seinen Reichtum verdanke, und wie sie sich dem Zorne ihres Bruders ausgesetzt hatte, als sie dessen geheimsten Geschäften nachspürte, um den Treulosen davon zu unterrichten! Während sie in unaufhaltsamem Ergusse mit leidenschaftlichen Gesten deklamierte, war auch Hoberg eingetreten und wollte sich sogleich wieder entfernen; doch sie hielt ihn zurück; er, der intime Freund Fromanns, könne ja auch von ihrem Leide vernehmen, und so erzählte

sie die ganze Geschichte von neuem und endigte mit den Worten: ihr Bruder habe gestern bemerkt, er wisse wohl, daß Herr Fromann, der eben zurückgekehrt wäre, ihr Liebesbote bei Zerrberger gewesen sei; und seine Tochter solle lieber unverehelicht bleiben, als daß er sie diesen Musiker, der ihm so großes Herzeleid zugefügt habe, heiraten ließe.

„Da haben wir die Bescherung," dachte Hoberg, als er sah, wie Fromann bei den letzten Worten leichenblaß in den Stuhl sank. „Die alte Schachtel konnte uns diese Mitteilung ersparen; jetzt gilt es, Fromann auf andre Gedanken zu bringen."

„Mein verehrtes Fräulein," meinte er, „ich und Freund August gehen sofort zu Herrn Zerrberger; ich habe ein Mittelchen, diesen zur Räson zu bringen, es ist keine Zeit zu verlieren."

Damit schob er sie hinaus; zu Fromann aber sprach er:

„Es ist sehr günstig für dich, daß Laura um deine Rückkehr weiß, komm' jetzt rasch zu Zerrberger, ich habe die frohe Ahnung, daß wir, wenn diese Angelegenheit in Ordnung gebracht ist, Herrn Bender sehr zugänglich finden werden."

* * *

Der Direktor und Bankier Herr Zerrberger bewohnte ganz allein das erste Stockwerk eines eleganten Hauses in der elegantesten Straße, hatte Wagen und Pferde und Livree-Diener; seine Wohnung war auffallend luxuriös eingerichtet. Im Salon prangten die zwei größten und teuersten Spiegel „aus unsrer Fabrik", wie er sagte. — Noch vor einem Jahre hatte er in einer bescheidenen Wohnung von drei Zimmern, in einer bescheidenen Gasse Raum genug gefunden für sein „fühlendes Herz", eine alte Aufwärterin bediente ihn damals, eine Droschkenfahrt gehörte zu seinen Luxusausgaben.

Er empfing die beiden Freunde äußerst freundlich und zuvorkommend, aber nicht ohne eine gewisse Beklemmung; und Fromanns sehr ernste Miene, sein kalter Gruß ließ ihn, dessen Kourage nie an zu großer Stärke litt, Unheil ahnen. Fromann begann sogleich mit Vorwürfen über das treulose Benehmen gegen Fräulein Bender. Da er sehr höflich sprach, schwoll dem kleinen Zerrberger das Herz in der Brust, er fühlte etwas wie Kourage und meinte:

„Herr Fromann, mit welchem Rechte mischen Sie sich

in meine inneren Angelegenheiten? In welchem Verhältnisse stehen Sie zu Fräulein Bender, um deren Anwalt in dieser Sache zu sein?"

Nun begann Hoberg:

„Wir sind weit entfernt, Herr Zerrberger, Sie zu irgend etwas zwingen zu wollen. Aber wenn Sie Ihre Pflicht nicht erfüllen, so erzählen wir die Geschichte der Entstehung ihres Reichtumes, den Anteil, den Fräulein Bender dabei hat, und den Anteil, den Sie jetzt an Fräulein Fornasi nehmen, allen Satirikern der ganzen Stadt und binnen acht Tagen können Sie Ihre Biographie in allen hiesigen Zeitungen lesen mit den verschiedenartigsten Kommentaren."

Zerrbergers Zähne klapperten.

„Aber, lieber Herr Hoberg," stammelte er, „ich bestreite ja meine Dankverpflichtung gegen die Dame gar nicht, aber bedenken Sie nur, zu einer Heirat — — ich in meinen Jahren, eine so ältliche Dame —"

„Paßt gerade zu Ihrem Alter," unterbrach ihn Hoberg, „und ist gar nicht häßlich — ihre Gesichtszüge sind fein, ihre Augen lebhaft, und wenn sie die närrische Toilette beiseite läßt, wird sie ganz gewiß viel hübscher erscheinen als jetzt. Sie hat sich Ihnen als wahre Freundin erwiesen, Ihr Glück gegründet, — und Sie werden an ihr eine gebildete, brave Frau haben, die Ihnen in Liebe zugethan ist; wenn Sie aber eine Junge heiraten, wissen Sie, was dann geschieht? Anstatt auf Händen getragen zu werden, werden Sie Hörner tragen; die großartigen Siegel, die Sie ohne Fräulein Benders Freundschaft und Fromanns Hilfe nie besessen hätten, werden Ihnen die Hörner nicht zeigen, die ganze Welt aber wird sie sehen. Und übrigens, wenn Ihre Biographie in die Zeitungen kommt, welche Junge wird Sie dann noch heiraten? Gewiß nur eine, die auf Ihren Säckel rechnet und nichts andres beachtet! Also glauben Sie und folgen Sie uns, wir raten Ihnen zum Besten."

Zerrberger troff am ganzen Leibe, als wäre er im Dampfbade. Er hatte schon zwei Batisttaschentücher hervorgeholt, um seine Stirn zu trocknen, wollte reden, die Stimme versagte ihm. In seinem Busen wühlte der Schmerz über die Vernichtung aller Hoffnung, mit einer jungen, schönen Frau ein großes Haus zu machen, aber auch Reue über seine Treulosigkeit. Und nun sprach noch Fromann wieder und in so eindringlicher Weise, in so gefühlvollen, aus liebend leidendem Herzen quellenden Worten, daß Zerrberger ganz gerührt

wurde, ein drittes Batisttuch hervorholte, um seine Thränen zu trocknen, und schluchzend sagte:

„Ja, meine Freunde, ich werde Ihnen folgen, und wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, heute um sechs Uhr nachmittags mit mir zu speisen, kann ich Ihnen vielleicht schon meine Verlobung anzeigen. — Und — wer weiß — vielleicht gründe ich noch etwas ganz Besonderes!“

Die Freunde sagten zu; Fromann ging nach Hause düster und verstört. Vergeblich suchte Hoberg ihn zu erheitern.

Herr Zerrberger begab sich zuerst zu der teuren Freundin; Hand in Hand mit ihr trat er vor Herrn Bender, um von ihm, „dem Haupte der Familie“, die Einwilligung zu ihrer Verlobung zu erbitten, und der Geschmeichelte rief sofort seine Töchter herbei, um ihnen Herrn Zerrbergers noble Handlungsweise mitzuteilen.

Nun begann dieser:

„Geehrter Herr Schwager — erlauben Sie mir, Sie so zu nennen — jetzt könnten sie das Maß Ihrer Güte füllen und die liebe gute arme Laura mit ihrem geliebten From —“

„Sprechen Sie den Namen nicht aus!“ unterbrach ihn Bender heftig, „wenn wir gute Verwandtschaft halten sollen. Der Mensch hat mir die größte Kränkung zugefügt — Ihnen kann ich es im Vertrauen sagen — er allein trägt die Schuld, daß ich nicht Kommerzienrat geworden bin. Von einer sehr einflußreichen und bestunterrichteten Persönlichkeit ist mir versichert worden, der Herr Ministerialrat X. habe höheren Orts erzählt, wie ich eine unschuldige Aeußerung jenes Klavierspielers benutzt hätte, um sofort alles Terrain an jenem Ufer zu kaufen und einen großen Gewinst zu erzielen, der eigentlich den ehemaligen Hauseigentümern daselbst gebührte, und wie ich mit dem Gödel, der manche unsaubere Unternehmung ins Werk gesetzt, intim verbunden sei und mit ihm auf den Ruin von Fromanns Schwager spekuliert hätte, während ich doch von der ganzen Affaire nicht eine Ahnung hatte. Das alles wurde oben übel vermerkt und man verweigerte mir den Titel, der mir bestimmt in Aussicht gestellt worden war. Und diesem Menschen, der meine besten Pläne durchkreuzt, der meine schönsten Hoffnungen zunichte gemacht hat, soll ich die Hand meiner Tochter bewilligen? Kann Laura selbst das von mir verlangen?“

„Geehrter Herr Schwager,“ meinte Zerrberger, „wenn Sie überhaupt je noch Kommerzienrat werden wollen, müssen Sie Fromann acceptieren. Ueber seine Schuld in Ihren

Angelegenheiten wollen wir nicht streiten; wenn er so große Achtung in den höheren Kreisen genießt, daß man Ihnen um seinetwillen den Ehrentitel verweigert hat, wie hoch wird man es Ihnen anrechnen, wenn Sie ihm Ihre Tochter geben geben und dabei erklären, Sie zögen den armen, ehrenhaften Künstler jedem andern Bewerber vor? Das wird kolossalen Effekt machen! Wenn Fromann Ihr Schwiegersohn wird, sind Sie im nächsten Jahre Kommerzienrat, die Versicherung gebe ich Ihnen!"

Obwohl Herr Zerrberger seiner eignen Versicherung wenig Glauben schenkte, wirkte sie doch auf Herrn Bender sehr günstig.

Diesem war auch von dem Momente, als er sein Herz von dem drückenden Geheimnisse befreit hatte, der Geist etwas ruhiger geworden; er sah ein, daß die Schuld nicht gerade auf Fromanns Seite lag. Und als nun Laura, das Ebenbild ihrer unvergeßlichen Mutter, mit ihren Bitten hervortrat und Schwester Luise und Tantchen ihn bestürmten, konnte er nicht länger widerstehen und gab seine Einwilligung.

Am selben Abende feierten Fromann und Zerrberger ihre Verlobung, welcher in den nächsten Tagen die Luisens mit ihrem Kavallerie-Offiziere folgte. Herr Bender hatte zwar einige Bedenken geäußert, daß bei den großen Ausgaben u. s. w. der Herren Offiziere auch eine sehr bedeutende Mitgift nicht zureichen würde, aber Luise beschwichtigte ihn:

„Papa," meinte sie, „du kennst mich doch! ich liebe meinen Alfred herzlich — aber mein ganzes Vermögen werde ich ihm nicht in die Hand geben, für so unpraktisch wirst du mich doch nicht halten!"

Drei Monate nach der Verlobung fand die dreifache Hochzeit statt. Mehrere höhere Militärs, Freunde und Verwandte des Offiziers, und ein halb Dutzend Ministerialräte mit ihren Frauen, Fromanns besondere Gönner, wohnten als Gäste der Feier und dem glänzenden Feste bei. Herr Bender strahlte als glücklicher Vater und künftiger Kommerzienrat. Unter den vielen Toasten fand der Hobergs den meisten Beifall:

„Es lebe der Gründer wider Willen!"

121. 122 Vergil. Uebers. u. eingel. v. Dr. H. Dütschke. Bd. I.: Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneis.
Die „Georgika" kann e. didaktisches Musterwerk genannt werden, denn Fachkenntnis, Geschmack u. Grazie vereinigen sich in diesem ewig jungen Gedicht „vom Landbau". — Wenn die „Aeneis" auch an den Homer, sein Vorbild, nicht heranreicht, so ist das allgem. bekannte Heldengedicht doch reich an erhab. u. rührend. Episod.

IV. Englische Litteratur.

32. 33 Bulwer, Ed. L., Eugen Aram. Mit einer Einl. v. L. Proescholdt. 2 Bde.
Ein höchst trag. Stoff wird hier in wahrhaft dramat. Weise behandelt; die physiolog. Charakterzeichnung rief seiner Zeit eine hitzige litterarische Fehde hervor.

152 Burns' Rob., Werke. I. Lieder und Balladen. Uebers. v. A. Baisch.
Man merkt der Uebertragung an, daß sich der Uebers. mit Liebe u. Freude in die Burnssche Poesie vertieft hat. Die Nachdichtungen sind fast durchweg meisterhaft.

156 Carlyles, Thomas, Werke I. Goethe. Schiller. Graf Cagliostro. Das Diamantenhalsband. Uebers. v. A. Kretzschmer, mit einer Einl. von J. Scherr.
Wahrhaftigkeit u. Mut sind die beid. Hauptvorzüge des großen Schotten; die in diesem Bande zusammengestellten prächtigen Essays geben eine annähernde Vorstellung v. der Eigenart und Kraft dieses Kernmenschen.

157–159 Dickens', Ch., Werke. I.–III. Dav. Copperfield. Uebers v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. L. Proescholdt.
Dickens prächt. Humor, seine Begabung für das Pathetische und seine ihm sonst öfters bestrittene Kraft in d. konsequent. Charakterzeichnung tritt nirgends heller ans Licht, als in D. Copperfield.

153–155 Fielding, H., Tom Jones 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt.
Nur lächerl. Prüderie kann an den kräftig gezeichn. Charakt. u. lebend. Schilderungen Anstoß nehmen; jede gesunde Natur wird sich durch das Meisterwerk d. engl. Romandicht. erfrischt fühlen.

163 Goldsmith, I. Der Landprediger von Wakefield. Mit einer Einleit. v. Prof. Dr. J. Schmidt.
Goldsmith ist kaum von einem and. Erzähler übertroffen im Talente d. anspruchslosen, natürl. und ungezwungenen Erzählung und der Kunst, idyllische Stimmungsbilder hervorzubringen.

151 Milton, John, I. Das verlorene Paradies. Mit e Einl. v. Ludw. Proescholdt.
Miltons großartige Dichtung, welche Klopstock zu seinem Messias begeistert hat, wird auch in unsren Tagen seine Kraft bewähren.

164. 165 Ossians Gedichte. Uebersetzt von Ed. Brinckmeyer.
Für Menschen v. Gemüt u. feinem Gefühl für das Schöne werden die Dichtungen Ossians eine unversiegb. Quelle reinst. Genusses sein u. bleiben.

166. 167 Scotts, Walter, Werke. I. u. II. Waverley. Uebers. und mit einer Einl. von L. Proescholdt.
Waverley war d. erste in jen. glänzenden Reihe v. Romanen, welche durch den neuen, originellen Ton, durch Stoff u. Behandl., bahnbrechend für die Entwickelung der Romandicht. geword. sind.

168 Swift, Ein Märchen von der Tonne.
Nicht feingespitzte Pfeile der Satire versendet Swift, sond. ernstgemeinte kräftige Keulenschläge werden in dem „Märchen" ausgeteilt, denen man die Verbissenheit des Verfassers, aber doch auch sein Streben nach sittlicher Besserung der kirchlichen und sozialen Zustände wohl anmerkt.

160–162 Thackeray, W., Eitelkeitsmarkt. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einl. v. Dr. Joh. Prölß.
Dieses Werk des geistvollsten u. originellsten Satirikers des 19. Jahrh. spiegelt dessen litterar. Physiognomie in so unmittelbarer Schärfe und drastischer Frische wieder wie kein andres.

V. Französische Litteratur.

215 Balzac, Honoré de, Oberst Chabert. Uebers. von Fabian Philipp. Mit einer Einl. von Ferd. Lotheißen.
Ein Hauptvorzug der Balzacschen Romane ist die psychologische Wahrheit, die sich besonders in der Zeichnung der Frauen-Charaktere bekundet. Er ist ein Pessimist durch und durch und reizt häufig zum Widerspruche.

207. 208 Hugo, V., Notre Dame v. Paris.
Wohl der vollendetste Roman Hugos, welcher sicher dazu beitragen wird, die Zahl der Verehrer d. greis. Altmeisters der Franzosen zu vermehren.

214. 216 La Bruyère, Die Charaktere. Uebers. und mit e. Einl. v. R. Hamel.
Ein überraschender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus diesen Essays, welche im glänzendsten Stile geschrieben sind, entgegen.

8 Le Sage, Der hinkende Teufel. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.
Die Quintessenz des „Diable boiteux" liegt in dem Versprechen des Asmodeus: „Um euch eine vollkommene Kenntnis des menschlichen Lebens zu geben, will ich euch das Treiben aller dieser Menschen erklären. Ich werde euch die Motive ihrer Handlungen und selbst ihre geheimsten Gedanken enthüllen."

213 Mérimée, Prosp., Colomba, Carmen. Uebers. u. mit e. Einl. von O. Mylius.
In vorzüglicher Uebersetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um so mehr interessieren wird, als aus ihr der Stoff zu e. beliebten Oper d. Jetztzeit entnommen ist.

201–203 Rousseau, J. J., Bekenntnisse. Mit e. Einl. von Prof. Dr. St. Born.
Selten hat die Litteratur ein so eigenartiges Werk hervorgebracht, wie diese Bekenntnisse eines Genies, welches in ihnen die Verirrungen, Kämpfe und Abenteuer seiner Jugend für alle Zeiten und Völker niedergelegt hat.

211. 212 — — Die neue Heloise.
Ein in poetischer Sprache geschriebener Roman, welcher dem Autor einen seiner glänzendsten Erfolge verschaffte. Das reine Naturleben wird darin den abstoßenden Verhältnissen des verfeinerten Lebens gegenübergestellt.

209 Sand, George, Indiana. Ueb. v. H. Meister, mit e. Einl. v. St. Born.
Diese Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft d. Charaktere u. das spannende Fortschreiten der Handl. zu dem Besten, was die geniale Frau geschrieben hat.

210 Saintine, X. B., Picciola. Uebers. u. mit e. Einl. von Otfrid Mylius.
Jeder Leser dieses Buches wird das Aufsehen verstehen, welches dasselbe bei seinem Erscheinen machte, und sich unwiderstehlich v. dem tiefen Gemüt des Verassers angezogen fühlen.

204 Saint-Pierre, B. de, Paul u. Virginie. Mit e. Einl. u. in neuer Uebers. v. K. Saar.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frr. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Post 1 M. 25.

Von „Paul u. Virginie" schreibt Humboldt: „Viele Jahre ist es v. mir gelesen worden... Meine Begleiter u. ich wurden von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der die mächtige Tropennatur dargestellt ist."

206 Sévigné, Mad. de, Ausgew. Briefe. Uebers. u. eingel. v. F. Lotheißen.
Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen sich durch lebhaften Geist u. wahres Gefühl aus u. bieten die lebendigsten Schilderungen der franz. Hofverhältnisse im 17. Jahrhundert.

205 Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Uebers. u. eingel. v. F. Saar.
E. Roman, welcher durch s. Eigenart in der ganz. Litteratur dies. Jahrh. kaum seinesgleichen hat u. zu d. Werken gehören wird, welche bleiben.

VI. Italienische Litteratur.

23 Mancini, Lydia. Uebers. v. H. Lobedan, mit e. Einl. v. F. Lewald.

258 — — Vom Fenster aus. Uebers. von H. Lobedan.
In beid. Romanen der geistreichen Italienerin sind die Heldinnen Frauen, aber echte u. rechte Frauen, die etwas gelernt haben u. gute Gattinnen und Mütter geworden sind.

253. 254 Manzoni, Aless., Die Verlobten. Uebers. u. mit einer Einl. v. W. Kaden.
Einer d. vorzüglichsten histor.-nation. Romane d. Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrh. mit Meisterschaft schildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geschriebene als Wirklichkeit erscheinen läßt.

251. 252 Petrarcas Gedichte. I. Sonette und Kanzonen auf das Leben der Donna Laura. II. Sonette und Kanzonen auf den Tod der Donna Laura.
L. Geiger sagt in seiner Einleitung u. And.: „Die Verehrung mag schwinden oder sich vermindern, die Liebe aber bleibt." Die Wahrheit dies. Wortes wird jed. Les. an sich erfahren.

256 Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebers. v. J. D. Gries, eingel. v. S. Samosch.
Jeder Freund einer edlen, poetischen Diktion u. klangvollen musikalischen Versifikation wird sich an diesem unvergänglichen Werke erquicken.

VII. Spanische Litteratur.

30 Alarcon, P. A. de, Manuel Venegas.
Naturgetreue Schilderung d. Verhältnisse, eine seltene Herrschaft über die Sprache, sowie eine körnige Einfachheit machen diesen Roman zu einem der bedeutendsten der span. Litteratur.

257 Eine Blütenlese aus span. Dichtern.
Der Herausgeb. gibt hier eine sorgfältig ausgewählte Anthologie, welcher eine v. eingehendem Studium zeugende Einleitung: „Geist und Entwicklung der span. Poesie" vorausgeschickt ist.

255 Camoens, Luis de, Die Lusiaden. Uebers. von J. J. C. Donner. Mit einer Einl. von E. v. Leixner.
Fr. Schlegel sagt über dies. Nationalepos d. Spanier u. A.: „—so weht ein berausch. Duft durch dies. unter d. indischen Himmel ersonnene Gedicht, es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet".

259—262 Cervantes-Saavedra, M. de, D. sinnr. Junk. Don Quijote de la Mancha. Uebers. u. eingel. v. L. Braunfels.
Das Resultat einer fast 20jähr. intensiv. Beschäftigung mit Cervantes liegt hier vor. Die Uebersetzung ist geradezu einzig u. vollendet; die Einführ. i. d. Geist d. Romans grundlegend f. alle Zeit; d. Erläuter. nach jed. Richt. erschöpfend.

3 Cervantes, Moralische Novellen. Uebers. v. A. v. Keller u. Fr. Notter. Mit einer Einl. von O. v Leixner.
Nicht ohne Selbstgefühl sagt Cervantes einmal, daß er der erste gewesen, der in kastilinischer Sprache Novellen geschrieben, auch seien sie weder nachgeahmt noch gestohlen. Plastische Charakteristik, gesunder Realismus u. zahlr. kulturgeschichtl. Züge sichern d. Novellen e. Platz in der Weltlitteratur.

VIII. Verschied. Litteraturen.

28. Andersen, H. C., Der Improvisator. Uebers. u. eingel. v. Edm. Lobedanz.
Chamisso schreibt über diesen Roman: „— Gar erfreulich wohlthuend ist das reine, unschuldige, keusche, fromme Buch ... Alles ist frisch, lebendig und Liebe wert..."

14 Björnson, D. Brautmarsch u. a. Erzähl. Uebers. u. eingel. von Edm. Lobedanz
Björnson hat die norwegische Dichtung in die Weltlitteratur eingeführt, er kann daher doppelten Anspruch auf Teilnahme bei uns geltend machen. Die vorliegenden Erzählungen exemplifizieren die Eigenart und Kraft des Dichters.

59 Bret Harte, Im Walde v. Carquinez.
Der prächtige eigenartige Humor im Kontrast mit dem hier u. da auftretend. Pathos, die Meisterschaft in landschaftl. Schilderung u. Charakterzeichng., wodurch sich die meisten Dichtungen B. Hartes auszeichnen, vereinigen sich auch in ob. Erzählung zu einem vollendeten Gesamtbilde.

16. 17 Cooper, Der Bravo. Uebers. v. H. Lobedan, m. e. Einl. von L. Proescholdt.
Ein Hauptreiz dieses Romans beruht in der glückl. Mischung v. Wahrh. u. Dichtung: d. Bild des venetian. Lebens, welches C. entrollt, hat durch treue Wahrung des Lokalkolorits den Schein historischer Wahrscheinlichkeit erhalten.

6 Gogol, Nikol., Russische Novellen. Mit e. Einl. von Fr. Bodenstedt.

42 — — Altväterische Leute u. a. Erzähl.
Diese in beid. Bänd. enthalt. Novellen Gogols sind v. geradezu frappierender Originalität u. geben ein vollständiges Bild des Dichters.

19 Irving, Washington, Die Alhambra. Mit e. Einl. von L. Proescholdt.
Das „neue Skizzenbuch" vereint alle Vorzüge der Irvingschen Schilderung u. Schreibweise: Vollendeter Stil, Feinheit und Eleganz der Sprache, Einheit und künstlerische Abrundung.

29 Poe, Ed. A., Seltsame Geschichten. Uebers. und eingel. v. Alfr. Mürenberg.
„Seltsame Geschichten" in der That, so grotesk u. phantastisch, aber so spannend u. eigenartig, daß man das Buch nicht eher beiseite legt, als bis man an der Schlußseite angelangt ist.

34 Tegnér, Esajas, Die Fritjofssage. Uebers. u. eingel. von Edm. Lobedanz.
„Schöpfungen, wie diese, dauern, ohne zu welken, durch alle Zeiten. Ein Geschlecht nach dem andern nimmt sie an als Erbgut, u. die späteste Nachwelt werden sie gleich uns bezaubern."

50 Turgenjew, Iwan, Väter u. Söhne. Uebers. von Cl. von Glümer, mit einer Einl. von Rob. Boxberger.
Ein Roman v. eminent kultur-histor. Bedeutung, schon dadurch merkwürdig, daß in ihm zum ersten Male das Wort „Nihilismus" auftaucht. Der innere Gegensatz, welcher das „junge Rußland" v. d. „Vätern" trennt, wird durch die Repräsentant. beid. Richtung. meisterhaft beleuchtet.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Post 1 M. 25.

Inhalt der IV. Serie.

61 **Vor hundert Jahren.** Elisens v. d. Recke Reisen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausg. von Lic. Dr. Gottw. Caro und Dr. Moriz Geyer.
Ein neues Memoirenwerk, das die spärliche deutsche Memoirenlitteratur in bedeutender Weise bereichert. Die Schilderung bietet ein frappantes Bild der Zustände unsres Vaterlandes vor 100 Jahren.

62 **Aquarelle.** Von K. v. Schwartzkoppen. Mit e. Einl. v. Baron v. Roberts.
Das Talent der Verfasserin, gesellschaftliche Zustände zu schildern, anziehende Herzensgeschichten darzustellen, offenbart sich auch in dieser Novellensammlung, welche die künstlerische Eigenart der Frau von Schwartzkoppen nach allen Seiten hin spiegelt.

63 **Kalabrische Novellen** von Nicola Misasi. Uebers. u. eingel. v. Woldemar Kaden.
Südliche Leidenschaft pulsiert in diesen vortrefflichen Erzählungen des bekannten italienischen Novellisten, der mit außerordentlichem Geschicke neben anderen Motiven die Blutrache verwertet.

64 **Rauch.** Von J. Turgenjew.
Bekanntes Meisterwerk des ersten russischen Romanschriftstellers.

65 **Schroot, A.,** Der Dampf im Dienste der Menschheit.
In allgemein verständlicher Form gehaltene und anziehende Darstellung der Verwendung eines der wichtigsten Faktoren im industriellen und Verkehrs-Leben der Gegenwart.

66 **Unter der harten Hand.** Historisches Zeitgemälde von E. Diethoff.
Verfass. schildert in diesem histor. Zeitgemälde mit kräftigen Farben die Zerstörung Heidelbergs und die Verwüstung der Pfalz in patriotisch schwungvoller Darstellung.

67 **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in seinen Briefen. Von E. Schröder.
D. bekannte Herausgeb. der Werke Friedrich des Großen stellt hier mit feinem Geschmacke und histor. Scharfblicke diejenigen Schriftstücke des großen Königs zusammen, welche in ihrer Gesamtheit eine Geschichte seines Lebens bieten.

68 **Novellen.** Von L. Tieck. Mit e. Einl.
Dieser Band weist die besten novellistischen Erzeugnisse des gefeierten Schildträgers der Romantiker auf.

69 **Bilderbuch ohne Bilder** u. And. Von H. C. Andersen. Uebers. von Poestion.
In tadelloser Uebersetzung werden hier im Anschlusse an den früher in der Collection gebrachten Roman „Der Improvisator“ eine Reihe kleiner Werke des berühmten Märchenerzählers geboten, die den nordischen Dichter auf seinem ureigensten Gebiete zeigen.

70 **Das Nibelungenlied.** Uebersetzung nach der Handschrift A. Nebst einer histor.-ästhetischen Einl. von Werner Hahn.
Mustergültige Uebersetzung des deutschen Ilias mit einer umfassenden Einleitung von wissenschaftlichem Werte, welche die das Nibelungenlied betreffenden Fragen von neuem Gesichtspunkte aus behandelt.

71 **Humboldts Briefe an eine Freundin.** Bd. II. Mit einer Einl. v. L. Geiger.

72 **Eine alltägliche Geschichte.** Roman in 2 Teil. v. Iwan Gontscharow. Uebers. aus dem Russischen v. Helene v. Exe.
Obiger Roman ist eines von den wenigen, aber vollendeten Kunstwerken G's., in denen das geistige und soziale Leben des russ. Volkes wie in einem Brennspiegel vereinigt dem Leser vor die Seele tritt.

73 **Die neuesten geogr. Forschungen.** Herausgegeben von Fr. v. Hellwald.
Treue und anschauliche Schilderung der großen Entdeckungsfahrten, welche während des letzten Jahrzehntes unternommen wurden, mit entsprechendem kritischen Beiwerke zur Erkenntnis ihrer wissenschaftlichen Bedeutung.

74 **Zwei Eleven Worths.** Eine Novelle in 11 Kapiteln v. Ernst Pasqué. Mit einer Einl. von J. Kürschner.
Amüsante und originelle Erzählung des beliebten Romanschriftstellers, die den Vorzug hat, auch einer bestimmten lobenswerten Tendenz zum Ausdruck zu verhelfen.

75 **Das alte Bild.** Von Aug. Becker.
Eine einfache, aber von warmem Herzblute durchströmte Erzählung des vielgelesenen und beliebten Romanciers.

76 **Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.** Von E. Daudet. Uebers. v. Asmus und König. Mit einer Einl. von Steph. Born.
Zwei im höchsten Maße anziehende und spannende Novellen, in denen ernste seelische Konflikte mit echt französischem Esprit gelöst werden.

77 **Historien von** Dr. **Joh. Fausten** ꝛc. Herausgegeben v. H. Düntzer.
Wiedergabe des berühmten alten Volksbuches, auf welche Quelle der breite Strom der Faustlitteratur zurückzuführen ist.

78 **Musikantengeschichten.** V. H. Ehrlich.
Der in weiten Kreisen bekannte Musikästhetiker bietet hier seinen Freunden eine Reihe graziöser und lebenswahr gezeichneter Novelletten.

79. 80 **Joachim Nettelbeck, Bürger von Kolberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet. Mit einer Einl. von K. Koberstein.
Die an spannenden Episoden so reiche, von opferfreudigster Vaterlandsliebe durchdrungene Selbstbiographie eines Mannes, der, wie wenige, die Bürgerkrone verdient, hat den vollsten Anspruch darauf, in jedem deutschen Hause vorhanden zu sein.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 kr. ö. W. Franko per Post 1 M. 25.

Ehrlich, Heinrich,

Novellen aus dem Musikanten-Leben

Berlin [u.a.] [1885]